

ABENTEUERLICHE LEBENSREISE

Sieben biographische Essays

Von Johannes Paul

Inhalt

<i>Einleitung</i>	3
<i>Marco Polo: Ins Reich des Groß-Khans</i>	7
<i>Der Weg nach Cathay</i>	8
<i>Ins Reich des Groß-Khans</i>	9
<i>Auf der Seidenstraße</i>	10
<i>Kublai Khan - der Herr der Erde</i>	12
<i>Das Wunderland Cathay</i>	15
<i>Kinsay - die Stadt des Himmels</i>	17
<i>Der Weg zurück</i>	20
<i>Im Kerker zu Genua</i>	23
<i>Der Weltreisende und sein Buch</i>	25
<i>Georg Forster: Empfindsame Weltumsegelung</i>	29
<i>Weltumsegelung</i>	30
<i>Antarktis</i>	31
<i>O-Taheiti</i>	33
<i>Kassel und Wilna</i>	37
<i>Ansichten vom Niederrhein</i>	39
<i>Revolution in Mainz</i>	45
<i>Finale in Paris</i>	46
<i>Johann Gottfried Seume: Spaziergang nach Syrakus</i>	50
<i>Soldat wider Willen</i>	50
<i>Spaziergang nach Syrakus</i>	52
<i>Sizilien</i>	56
<i>Heimweg</i>	57
<i>Alexander von Humboldt: Ansichten der Natur</i>	62
<i>Das erste Menschenalter</i>	62
<i>Das universale Interesse</i>	63
<i>Das zweite Menschenalter</i>	67
<i>Reise in die Äquinoktialgegenden</i>	67
<i>Die Llanos von Venezuela</i>	68
<i>Orinoko</i>	70

<i>Anden</i>	72
<i>Mexiko</i>	75
<i>Die Reisewerke</i>	76
<i>Paris</i>	78
<i>Das dritte Menschenalter</i>	82
<i>Asiatische Reise</i>	84
<i>Kosmos</i>	85
<i>Fürst Pückler: Abenteuerliche Lebensreise</i>	92
<i>Jugendwanderungen</i>	92
<i>Briefe eines Verstorbenen</i>	95
<i>Andeutungen über Landschaftsgärtnerei</i>	98
<i>Tutti Frutti</i>	101
<i>Semilasso in Afrika</i>	102
<i>Südöstlicher Bildersaal</i>	103
<i>In Mehemed Alis Reich</i>	104
<i>Machbuba</i>	105
<i>Branitz</i>	107
<i>Fridtjof Nansen: In Nacht und Eis</i>	110
<i>Unter Robben und Eisbären</i>	110
<i>Auf Schneeschuhen durch Grönland</i>	112
<i>Mit der „Fram“ ins Polarmeer</i>	120
<i>Dem Nordpol entgegen</i>	126
<i>In Nacht und Eis</i>	129
<i>Kriegsgefangene und Flüchtlinge</i>	135
<i>Die russische Hungersnot</i>	137
<i>Verratenes Volk</i>	139
<i>Sven Hedin: Der letzte Entdeckungsreisende</i>	142
<i>Zu Pferd durch Persien</i>	143
<i>Gesandtschaftsreise zum Pfauenthron</i>	146
<i>Die Todeskarawane</i>	148
<i>Stromfahrt durch die Wüste</i>	154
<i>Transhimalaja</i>	158
<i>Ein Volk in Waffen</i>	162
<i>Der letzte Entdeckungsreisende</i>	165
<i>Bemerkungen zur Literatur</i>	170

Einleitung

Zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, die wissen wollten, wie wohl die Welt jenseits der Meere oder auf der anderen Seite der Berge, die ihren Horizont begrenzten, beschaffen sei. Von allen alten Kulturvölkern sind uns Berichte über Erkundungsfahrten erhalten, mit denen sie die Peripherie der ihnen bekannten Welt abtasteten. Aber das geschah nicht planmäßig, sondern meist nur in Zusammenhang mit anderen Unternehmungen wie Handelsfahrten und Kriegszügen. Von einem systematischen Drang in die Ferne zur Erweiterung des geographischen Weltbildes ist im ganzen Altertum wenig zu spüren.

Im mittelalterlichen Abendland gingen sogar viele von den in der Antike gewonnenen geographischen Erkenntnissen wieder verloren, so die Vorstellung von der Kugelgestalt und Größe der Erde und die nähere Kenntnis zahlreicher Länder Vorder- und Südasiens. Religiöse und metaphysische Probleme bewegten damals die Geister weit nachhaltiger als die Frage nach dem Bild dieser Welt. Erst im späteren Mittelalter wurde das Gefühl für die Ferne lebendig. Die Kreuzzüge führten viele Tausende auf abenteuerlichen Fahrten in die Randgebiete des östlichen Mittelmeeres. Sie stießen hier auf die Endpunkte der großen Handelsstraßen, auf denen zu Lande und über See kostbare Waren aus fernen unbekanntem Ländern Asiens den Weg nach Europa fanden. Man entdeckte staunend, dass hier die Welt nicht zu Ende war, sondern im Gegenteil eine neue Welt mit fremdartigen Kulturen und märchenhaften Reichtümern sich auftat.

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts drang der Venezianer Marco Polo bis nach China an den Hof Kublai Khans vor und blieb dort fast ein Menschenalter lang. Das Buch, in dem er nach der Heimkehr über seine Erlebnisse berichtete, wurde rasch in zahlreichen Abschriften und Übersetzungen verbreitet. Er schildert darin die ganze Fülle dieser neuen Welt: das Herrschaftssystem des Groß-Khans, der ihn zu seinem Vertrauten machte, das Menschengewimmel in den riesigen Städten Chinas und Indiens und die unerhörten Reichtümer, die hier zusammenströmen. Jetzt wusste man in Europa sehr genau und mit vielen geographischen Details, woher die kostbaren Waren wie Seide und Gewürze kamen, die durch den Zwischenhandel der mohammedanischen Staaten so verteuert wurden, dass sie mit Gold aufgewogen werden mussten.

Nur wenn es möglich war, einen Seeweg nach Asien zu finden, konnte dieses Monopol gebrochen werden. Seit Heinrich dem Seefahrer, der niemals selbst zur See gefahren ist, aber immer wieder neue Schiffsunternehmungen ausrüsten ließ, drangen die Portugiesen an der Küste Afrikas nach Süden vor. Im Jahre 1486 erreichten sie das Kap der Guten Hoffnung. Zwölf Jahre später gelang es Vasco da Gama, Afrika zu umfahren und mit den Monsunwinden segelnd das heiß erstrebte Ziel Indien zu erreichen.

Einen anderen Weg suchte Kolumbus. Auch er war fasziniert von den märchenhaften Schätzen, die nach den Berichten Marco Polos in Ostasien und Indien zu finden waren. Im Gegensatz zu den Portugiesen wollte er direkt nach Westen fahren und glaubte, so den kürzesten Seeweg nach Asien zu finden. Er stützte sich dabei auf eine Erdkarte, die der Florentiner Toscanelli entworfen hatte. Diese Karte, der bereits klar die Anschauung von der Kugelgestalt der Erde zugrunde lag, enthielt einen entscheidenden Irrtum. Sie überschätzte die Ost-Westerstreckung Europas und Asiens gewaltig und gab darum die Entfernung von Westeuropa bis Ostasien nur als ein Drittel des Erdumfanges an, während es in Wirklichkeit zwei Drittel sind. Toscanelli war der Meinung, dass diese Strecke von einem tüchtigen Segelschiff in zehn Tagen zu bewältigen sei. Tatsächlich brauchte Kolumbus allein von den Kanarischen Inseln bis nach Guanahani, dem ersten amerikanischen Eiland, auf das er traf, 34 Tage. Die Rückreise von Haiti über die Azoren bis

Lissabon dauerte sogar 59 Tage. Würde, er die Fahrt gewagt haben, wenn er die wirkliche Entfernung gekannt hätte? Selten in der Weltgeschichte hat ein geographischer Irrtum so glückhafte Folgen gehabt.

Das Zeitalter der großen Entdeckungen hat der europäischen Menschheit ungeahnte Welten erschlossen, aber Reisebeschreibungen von besonderem Rang hat es zunächst nicht hervorgebracht. Die abenteuernden Seefahrer dieser Epoche waren Männer der Tat, oft raue und brutale Burschen, die schnell zu Reichtum, Macht und Ruhm kommen wollten, aber keinerlei literarischen Ehrgeiz besaßen. Auch bemühten sich damals die seefahrenden Nationen, ihre Entdeckungen vor den übrigen Mächten geheim zu halten, so gut und so lange das eben anging. Nur selten geschah es, dass ein federgewandter und den Wundern dieser neuen Welt aufgeschlossener Chronist eine der großen Entdeckungsfahrten begleitete.

Erst späteren Zeiten blieb es darum vorbehalten, die rohen Umriss des Kartenbildes, die damals festgelegt wurden, mit anschaulichem Leben zu füllen. Die Aufklärung, die Romantik und die Entwicklung des 19. Jahrhunderts schufen erst die geistigen Voraussetzungen dafür: die kritisch forschende Betrachtungsweise, den Sinn für liebevolles Versenken in fremdes Leben und das brennende Interesse der modernen Wissenschaft, von dieser neuen Welt Besitz zu ergreifen. So folgt im 18. und 19. Jahrhundert jenes zweite und eigentlich noch reizvollere Zeitalter der Entdeckungen, das in zahllosen Einzelforschungen und Schilderungen die Wunder dieser neu entdeckten Länder dem Weltbild des Abendlandes einfügte.

Die Reisebeschreibung wird jetzt literaturfähig, sie wird eine stehende Gattung und findet ihre klassische Form. Sie gewann sowohl durch die räumliche Weite wie durch die Tiefe und Eindringlichkeit der Betrachtung. Die zünftige Literaturgeschichtsschreibung freilich weiß mit den Reiseschriftstellern meist nicht viel anzufangen. Gewiss, man erwähnt sie wohlmeinend und findet anerkennende Worte über die Anschaulichkeit ihrer Naturschilderungen und die lebendige Darstellung fremder Völker und Länder. Aber das geschieht deutlich unter der unsichtbaren Überschrift „Und außerdem ...“, meist in Verein mit den großen Geschichtsschreibern und Naturforschern ihrer Epoche. Eine Literaturgeschichte der Reisebeschreibungen ist unseres Wissens nie geschrieben worden. Und das ist gewiss gut so, denn allein mit den Kategorien literarhistorischer Betrachtungsweise wird man dem eigentlichen Anliegen des Weltreisenden kaum gerecht werden. Die sprachliche Form und die literarische Gestaltung sind sicherlich bedeutsam; wichtiger aber ist es, die Dringlichkeit der menschlichen Aussage zu erkennen und die geheimnisvollen Beziehungen zwischen persönlichem Lebensschicksal und Lebenswerk des Forschers aufzuspüren.

Die vorliegende Arbeit versucht, dies zu tun und in der Form biographischer Essays das Phänomen des Weltreisenden deutlich zu machen. Nicht jeder, der die Welt bereist hat, versteht es, anschaulich davon zu berichten. Und nicht immer waren es, wie wir gesehen haben, die Erstentdecker, denen wir die eindrucksvollsten Darstellungen verdanken. Wenn dies jedoch der Fall ist - wie bei Marco Polo und Sven Hedin -, dann geht gerade von ihren Schilderungen ein Zauber aus, der auch durch die Jahrzehnte oder Jahrhunderte nichts von seiner Wirkung verliert.

Den Auftakt unserer Darstellung bildet daher **Marco Polo**, der Mann, der als erster die Enge des mittelalterlichen geographischen Weltbildes durchbrochen hat. Das Buch über seine Erlebnisse und Beobachtungen ist von erstaunlicher Weltoffenheit und Vielseitigkeit der Interessen, die erste Reisebeschreibung im Geiste der Neuzeit, ein Werk, das Epoche machte. Es hat die

portugiesischen Seefahrer und Kolumbus zu ihren Taten angespornt, die dann die Weltgeschichte in neue Bahnen lenkten.

Einen der großen Entdeckungsreisenden zur See, den Engländer James Cook, begleitete auf seiner zweiten Fahrt in die Südsee als „Bordphilosoph“, das heißt als Naturforscher, der Deutsche Reinhold Forster mit seinem achtzehnjährigen Sohn. Das Buch, das der junge **Georg Forster** nach Beendigung der dreijährigen Reise herausgab, ist ein Meisterwerk einführender Naturschilderung. Es hat Europa zum ersten Male mit der Welt der Südsee bekannt gemacht, außerdem eine neue Epoche naturwissenschaftlicher Erdbetrachtung eröffnet, die vergleichende Länder- und Völkerkunde.

Auf einer späteren Reise Forsters zum Niederrhein und nach England begleitete ihn der junge **Alexander von Humboldt**. Diese Fahrt und der Umgang mit Forster wurden für Humboldt zum entscheidenden Erlebnis. Er beschloss, Naturforscher zu werden in dem umfassenden Sinn, den der Geist seines Zeitalters - der Goethezeit - ihm vorzeichnete. Eine große Reise in die Länder der Tropen sollte ihn diesem Ziel näher bringen. Sie führte ihn fünf Jahre lang nach Südamerika. In den Steppen Venezuelas, in den Uferwäldern des Orinoko und den Vulkanbergen der Kordilleren gewann er die Grundlagen für ein neues Weltbild der Naturwissenschaften, das später im „Kosmos“ seine abschließende Gestalt fand.

Die klassische Epoche unseres Geisteslebens hat uns neben den Naturforschern Forster und Humboldt noch zwei höchst originelle Geister geschenkt, die als Reisende und Schriftsteller weithin berühmt geworden sind: Seume, den Mann, der nach Syrakus spazieren ging, und den Fürsten Pückler-Muskau, den Schöpfer der modernen Parkanlagen. - **Johann Gottfried Seume** wurde als junger Student sehr unfreiwillig nach Amerika verschlagen und hat später Europa von Paris bis Moskau, von Schweden bis Sizilien durchwandert, ein lebenswürdiger Grobian und ein hartnäckiger Moralist. „Ich habe nun einmal die Krankheit“, schreibt er im Vorwort zu seinen Gedichten, „dass mich alles, was Bedrückung, Ungerechtigkeit und Inhumanität ist, empört, und ich werde wohl schwerlich davon genesen.“ Unter diesem Gesichtspunkt sieht er die Welt, ein „edler Zyniker“, der die äußeren Dinge des Lebens gering, die Würde des Menschen aber unendlich hoch achtet.

Eine ganz andere Natur war **Fürst Pückler**. Man sagte ihm nach, er sei einer Liaison zwischen Mephisto und Faustens Gretchen entsprungen. Ein abenteuerliches Leben trieb ihn nach England, wo er - obschon glücklich verheiratet - jahrelang gelebt hat, um eine zweite reiche Frau zu suchen, dann nach Algier, Ägypten, dem Sudan und Vorderasien. In zahlreichen Reisewerken, deren erstes noch der alte Goethe begeistert begrüßt hatte, berichtet er über seine Erlebnisse mit einem scharfen Blick für die gesellschaftlichen und politischen Zustände, immer klug und amüsant, ein künstlerischer Mensch und ein Mann von Welt.

Das spätere 19. Jahrhundert brachte die letzten großen geographischen Entdeckungen alten Stils. Vor allem Innerafrika, die Arktis und die Antarktis wurden jetzt der Schauplatz heroischer Forschungsreisen. Die Länder um den Nordpol waren schon seit langer Zeit das Ziel vieler Expeditionen. Der Norweger **Fridtjof Nansen** wagte es, sich mit seinem kleinen Fahrzeug „Fram“ bei den Neusibirischen Inseln einfrieren zu lassen in der Hoffnung, so durch die Eismeerdrift zum Pol geführt zu werden. Er erreichte dies Ziel nicht, aber die an Abenteuern reiche Fahrt und seine Wanderung über das Polareis blieben im Bewusstsein der Öffentlichkeit das großartigste Unternehmen der arktischen Forschung.

Auch in Zentralasien waren noch weite Gebiete nahezu unbekannt. Sie wurden die Domäne des Schweden **Sven Hedin**, der sich schon als Knabe den Beruf des Entdeckers zum Ziel gesetzt hatte. Unermüdlich rüstete er durch fünf Jahrzehnte Expedition auf Expedition aus, um die letzten Schleier von diesen Gebieten Innerasiens zu ziehen und in Büchern über seine Reisen durch die

Wüste Takla-makan und die Gobi, das Hochland von Tibet und die Bergketten des Transhimalaja noch einmal das hinreißende Epos des Entdeckers unbekannter Fernen zu schreiben.

Die Männer, die hier dargestellt werden, sind nach Herkunft, Anlage und Temperament sehr verschiedenartige Naturen. Sie alle hatten bedeutsame Schicksale, die ihnen schon zu ihren Lebzeiten die Anteilnahme der Mitlebenden sicherten. Gemeinsam ist ihnen, dass sie die Welt nicht unter dem Blickpunkt eines engen Fachinteresses sehen, sondern die Fülle des Lebens in Menschenwelt und Natur als Ganzes erfassen. Durch sechs Jahrhunderte spannt sich der Bogen von Marco Polo bis Sven Hedin, und in dieser Zeit ist jenes erregende Abenteuer des Geistes beschlossen: die Entschleierung der Erde.

Marco Polo: Ins Reich des Groß-Khans

San Giovanni Chrisostomo war der Stadtteil von Venedig, wo im späten Mittelalter viele der reichen Kaufleute wohnten. Im Jahre 1295 spielte sich hier eine seltsame Szene ab, die sofort die Aufmerksamkeit der müßigen Passanten erregte und rasch zum Stadtgespräch wurde.

Vor einem der Patrizierpaläste, der von Mitgliedern der Familie Polo bewohnt wurde, kamen drei Reisende an, deren gesamte Erscheinung selbst in einer Stadt wie Venedig, die Fremde aus vielen Ländern kommen und gehen sah, auffallen musste. Ihre Kleidung aus grobem Stoff war abgetragen, fast schäbig, dazu von hier kaum gesehennem Zuschnitt. Sie sprachen zwar venezianisch, aber ungelentk und vermischt mit vielen fremdartigen Worten, als ob sie es im Ausland erlernt hätten. Diese drei Männer verlangten Eintritt in das Haus mit der höchst überraschenden Behauptung, dass sie die rechtmäßigen Besitzer des Palazzo seien.

Wohl hatte es drei Angehörige der Familie Polo gegeben, die Brüder Nicolo und Maffeo und des Nicolo Sohn Marco, die vor etwa einem Menschenalter zu einer Reise nach Asien aufgebrochen waren. Aber man hatte nie wieder etwas von ihnen vernommen; sie galten seit zwei Jahrzehnten für verschollen, und ihr Besitz war schon längst unter die anderen Mitglieder der Familie verteilt. War es denkbar, dass man in den drei Reisenden hier, die kaum der heimischen Sprache mächtig waren, die längst Totgeglaubten vor sich hatte? Niemand schenkte ihren Angaben Glauben, und so teilten sie jetzt das Schicksal des Odysseus, als er nach zwei Jahrzehnten von seinen Irrfahrten in die Heimat zurückkehrte: Keiner erkannte sie wieder, selbst der Eintritt in das eigene Haus wurde ihnen verwehrt.

So waren die Polos gezwungen, zuerst eine andere Unterkunft zu suchen. Hier veranstalteten sie ein glänzendes Fest, zu dem sie die vornehmsten Familien Venedigs einluden. Alles war mit größter Sorgfalt vorbereitet. Erst nachdem die Geladenen vollzählig beisammen waren, betraten die drei Gastgeber die Festräume. Jetzt trugen sie nicht mehr ihre Reisekleider, sondern lange Gewänder aus karmesinrotem Atlas. Während des Mahles verschwanden sie und kamen wieder in Kleidern von rotem Damast und schließlich in noch prächtigeren aus dunkelrotem Samt. Jedes Mal beim Wechseln wurden die abgelegten Gewänder in Stücke zerschnitten und die kostbaren Stoffe unter die Dienerschaft verteilt.

Nach Schluss des Mahles erschienen sie dann in der üblichen Kleidung, wie sie auch die Gäste trugen. Jetzt erhob sich Marco als der Jüngste von ihnen und holte die abgetragenen Kleider aus grobem Stoff herbei, von denen sie während ihrer ganzen Reise nicht gelassen hatten. Mit einem scharfen Messer begann er geschickt die Nähte und Säume aufzutrennen. Da rollten ganze Haufen von edlen Steinen hervor, Saphire und Rubine, Diamanten und Smaragde, die so geschickt darin verborgen waren, dass niemand sie dort vermuten konnte. Als die Polos das Reich des Groß-Khans verließen, hatten sie alle ihre dort erworbenen Reichtümer in Edelsteinen angelegt, weil sie glaubten, dass sie nur in dieser Form ihren Besitz über die weite und gefährliche Reise glücklich bis nach Hause bringen könnten.

Die ganze Szene wird uns von dem ersten Biographen Marco Polos, Ramusio, mit breitem Behagen geschildert. Nun war mit einem Schlag der Bann gebrochen. Vor dem Anblick solch unerhörten Reichtums schwand jeder Zweifel dahin. Alle Gäste, auch die eigenen Verwandten, waren jetzt überzeugt, dass sie in den Heimkehrern wirklich die ehrenwerten und edlen Herren aus dem Hause Polo vor sich hatten. Mit Windeseile verbreitete sich die Nachricht in ganz Venedig. Unaufhörlich strömten nun die Besucher bei ihnen ein und aus. Alle, besonders die jungen Venezianer, denen selbst der Sinn nach ähnlichen Abenteuern stand, bestürmten sie mit Fragen und wollten immer mehr Einzelheiten wissen. Marco mit seinem einzigartigen Erzählertalent gab ihnen geduldig und immer freundlich jede gewünschte Auskunft. Er wurde nicht müde, den Glanz

und die Üppigkeit der Hofhaltung des Groß-Khans zu schildern. Und ob er nun von den Steuereinnahmen des Herrschers sprach oder vom Reichtum und der Bevölkerungszahl der großen Städte und Provinzen, immer wusste er von Millionen und Abermillionen zu berichten. Seitdem nannten ihn die Venezianer Messer Marco Milioni, und sein Haus in San Giovanni Chrisostomo hieß fortan Corte del Milioni.

Der Weg nach Cathay

Die Brüder Nicolo und Maffeo Polo hatten sich im Jahre 1260 nach einem längeren Aufenthalt in Konstantinopel auf die Halbinsel Krim begeben. Sie wollten dort ihre Faktorei in Soldaja aufsuchen und neue Handelsbeziehungen anknüpfen. Zu diesem Zweck reisten sie in das Gebiet der unteren Wolga, das schon unter tatarischer Oberherrschaft stand. Sie machten dort gute Geschäfte und blieben etwa ein Jahr lang. Dann aber hinderten kriegerische Verwicklungen sie an der Heimkehr und drängten sie immer weiter nach Osten bis Buchara.

Eines Tages erschien hier eine Gesandtschaft, die der tatarische Herrscher von Persien an den Oberherrn aller Tataren-Khane, Kublai Khan, geschickt hatte. Der Gesandte, der zum ersten Male „Lateiner“ zu Gesicht bekam, erzählte ihnen, dass sie unter seinem Schutz die Reise nach Cathay (d. i. China) in voller Sicherheit zurücklegen könnten und dass man sie am Hofe des Groß-Khans höchst ehrenvoll aufnehmen würde. Da ihnen ohnehin die Rückkehr in die Heimat auf unabsehbare Zeit verwehrt war, beschlossen die Brüder Polo, das Angebot anzunehmen. Wohl war der Weg weit und beschwerlich, aber unter dem Schutz der tatarischen Gesandtschaft kamen sie nach einer Reisezeit von einem Jahr wohlbehalten am Hofe des Groß-Khans an.

Kublai Khan empfing sie mit freundlicher Herablassung. Er erkundigte sich nach allen Herrschern des Abendlandes, nach der Größe ihrer Länder, der Art ihrer Rechtspflege und Kriegführung. Vor allem aber wollte er immer wieder vom Papst hören, von der christlichen Religion und der römischen Kirche. Da die beiden Polos welterfahrene Männer waren, zudem durch jahrelangen Umgang mit Tataren deren Sprache vollkommen beherrschten, war es ihnen leicht, die Wissbegierde des Herrschers zu stillen.

Als der Groß-Khan sie in zahlreichen Unterredungen gründlich ausgeforscht und alles, was er über das Abendland wissen wollte, erfahren hatte, beschloss er, sie als seine Gesandten nach Rom zu schicken. Er gab ihnen ein in tatarischer Sprache abgefasstes persönliches Schreiben an das Oberhaupt der Christenheit mit, worin er bat, der Papst möge ihm hundert Priester senden. Sie sollten vor allem die Kunst des Diskutierens beherrschen und in der Lage sein, vor Buddhisten und anderen Leuten mit überzeugenden Argumenten klarzulegen, dass die Lehre Christi die beste sei, alle anderen Religionen dagegen falsch und nichtig. Wenn sie das beweisen könnten, dann würde er selbst, der Groß-Khan, mit allen seinen Untertanen zum christlichen Glauben übertreten.

Über den Rückweg der Polos sind wir im einzelnen nicht genauer unterrichtet. Wir wissen jedoch, dass sie trotz dieser bedeutenden Erleichterungen volle drei Jahre für die Heimreise gebraucht haben. Gewaltige Regenzeiten hinderten ihr Vorwärtskommen, reißende Ströme schwollen so an, dass sie lange Zeit unpassierbar waren, und im Winter mussten sie wegen mächtiger Schneefälle oft die Reise unterbrechen.- Sie erreichten schließlich das langersehnte Mittelmeer bei Acre in Palästina. Hier fühlten sie sich schon fast auf heimischem Boden, denn in dieser Stadt befand sich damals eine bedeutende venezianische Niederlassung. Nun erfuhren sie erst, dass inzwischen Papst Clemens IV. gestorben war. Sie berichteten dem in Acre amtierenden päpstlichen Legaten Theobald von Piacenza, woher sie kamen und welchen Auftrag sie auszuführen hatten. Der bestärkte sie in der Auffassung, dass ihre Mission für die ganze Christenheit von höchster Bedeutung sei. Er riet ihnen, zunächst in ihre Heimst zu reisen und dort die Wahl des neuen

Papstes abzuwarten. Als sie in Venedig ankamen, fand Nicolo, dass seine Frau inzwischen gestorben, sein Sohn Marco aber, der im Jahre 1254 geboren war, zu einem stattlichen Knaben herangewachsen war. Er beschloss daher, ihn bei der Rückkehr zum Hofe des Groß-Khans mit auf die Reise zu nehmen.

Ins Reich des Groß-Khans

Die Wahl eines Nachfolgers für Papst Clemens kam wegen anhaltender Uneinigkeit im Kardinalskollegium fast drei Jahre lang nicht zustande. Es war das längste päpstliche Interregnum, von dem man je gehört hatte. Nachdem zwei Jahre vergangen waren, meinten die Polos, dass sie Kublai Khan nicht länger ohne Nachricht lassen konnten. Sie beschlossen daher, auch ohne ihre eigentliche Mission erfüllt zu haben, erneut die Reise in das Tatarenreich anzutreten. Der siebzehnjährige Marco war jetzt mit ihnen. In Acre betrat er zum ersten Mal den Boden Asiens, nicht ahnend, dass er ihn nun fast ein Menschenalter lang nicht wieder verlassen sollte.

Zunächst reisten die Polos nach Jerusalem, da Kublai Khan sie dringend gebeten hatte, ihm Öl aus der Lampe des Heiligen Grabes mitzubringen. In Acre gab der päpstliche Legat ihnen einen Brief an den Groß-Khan mit, in dem er bezeugte, dass die Brüder sich ehrlich bemüht hatten, ihren Auftrag beim Papst zu erfüllen, dass jedoch das neue Oberhaupt der christlichen Kirche noch immer nicht gewählt sei. Als sie auf ihrer Weiterreise in der Hafenstadt Layas in Anatolien angekommen waren, wo damals die Karawanenstraßen aus Innerasien das Mittelmeer erreichten, da bekamen sie die Nachricht, dass eben ihr Freund, der Legat Theobald von Piacenza, zum Papst gewählt worden war. Zugleich erhielten sie ein Schreiben von ihm, worin er sie - jetzt im Namen des Heiligen Stuhles - aufforderte, noch einmal nach Acre zurückzukommen. So konnte der neue Papst ihnen doch noch seinen Segen für ihr Unternehmen erteilen. Zugleich gab er ihnen zwei italienische Mönche mit, die sich gerade in Palästina aufhielten und als gelehrte Männer und kenntnisreiche Theologen galten. Sie wurden feierlich mit besonderen Vollmachten ausgestattet, Priester und Bischöfe zu ernennen, auch alle sonstigen kirchlichen Funktionen auszuüben. Kaum waren sie aber mit den Polos von Layas aus ins Innere aufgebrochen, da erfuhren sie, dass der Sultan von Ägypten das armenische Land mit einem mächtigen Heer überfallen und auf weite Strecken verwüstet hatte. Darüber erschrakten die beiden Mönche gewaltig, und für ihr Leben fürchtend beschlossen sie umzukehren. Sie übergaben den Polos die Briefe und Geschenke, die der Papst auch ihnen anvertraut hatte, stellten sich unter den Schutz des Meisters der Tempelherren und reisten mit diesem eilig zur Küste zurück.

Die drei Polos begaben sich jetzt also ohne die vom Groß-Khan so dringend erbetenen geistlichen Begleiter auf jene denkwürdige Karawanenreise durch die weiten Landschaften Innerasiens; denkwürdig, weil zum ersten Male ein kluger und für alles Neue brennend interessierter Reisender, der junge Marco, die Fülle seiner Beobachtungen und Erkundungen sorgfältig sammelte und nach seiner Rückkehr ein Buch schrieb, das dem Abendland eine völlig neue Welt bildhaft lebendig machte.

Die erste Etappe der Reise führte durch die Länder Armenien, Mesopotamien und Persien. Sie ziehen vorbei am Ararat, „einem großen und hohen Berg, auf dem, wie man sagt, die Arche Noah nach der Sintflut stehen geblieben ist.“ Er ist so gewaltig, dass man zwei Tagereisen braucht, um ihn am Fuße zu umgehen. Hinaufsteigen kann man nicht wegen der ungeheuren Menge des Schnees, der oben liegt und nie schmilzt, sondern nach jedem Schneefall noch zunimmt.

Mesopotamien durchziehen sie von Nord nach Süd entlang dem Tigris. In Mossul begeistert sich Marco an den herrlichen Stoffen aus Gold und Seide, die dort gewebt werden und unter der Bezeichnung Musselin in alle Welt gehen. Bagdad ist die größte und prächtigste Stadt, die er

bisher gesehen hat. Ein großer Strom - der Tigris - fließt mitten hindurch; auf ihm führen die Kaufleute ihre Waren in achtzehn Tagen bis zur Mündung in den Indischen Ozean. Und was für kostbare Waren gibt es hier! Golddurchwirkte Seidengewebe, noch schöner als die in Mossul, ferner Samt, Damast und Goldbrokate, in die Figuren von Vögeln kunstvoll hineingewebt sind. Bagdad ist überhaupt der Umschlagplatz für viele Kostbarkeiten der Welt. Alle Perlen, die von Indien nach Europa kommen, werden hier durchstoßen und gefasst. Aber auch der Gelehrte kommt in dieser Stadt zu seinem Recht. Man kann hier ebenso das mohammedanische Gesetz studieren wie Physik, Astronomie und sogar Magie.

Von Persien weiß Marco nicht viel Gutes zu berichten: „Es ist ein großes Land, das in alten Zeiten sehr berühmt und mächtig war. Aber jetzt haben die Tataren alles verwüstet und zerstört.“ Auch verknüpfen sich für ihn mit diesem Lande böse persönliche Erinnerungen. „Dort gibt es Banditen, die verstehen sich auf teuflische Zauberkünste, wodurch sie das Tageslicht verdunkeln können, so dass man kaum seinen Reisegefährten neben sich erkennt. Diese Dunkelheit können sie über eine Strecke von sieben Tagereisen erzeugen.“ Offenbar handelte es sich um eine Verdunkelung des Himmels durch Staub oder trockenen Nebel, worüber auch spätere Reisende aus diesen Gegenden berichten. „Messer Marco wurde von diesen Banditen während einer solchen Verdunkelung gefangen genommen. Aber es gefiel Gott, dass er gerade noch davonkam und sich in eine benachbarte Ortschaft retten konnte. Er verlor dabei alle seine Begleiter bis auf sieben; die anderen wurden gefangen und teils als Sklaven verkauft, teils getötet.“ In der Hafenstadt Hormons hatten die Polos schwer unter der Hitze zu leiden. „Im Sommer weht dort oft ein so unerträglich heißer Wind, dass er jedermann töten würde, wenn die Leute nicht sofort bis an den Hals ins Wasser gehen würden. Dort bleiben sie, bis der Wind nachgelassen hat.“

Von Hormos aus durchqueren die Reisenden ganz Persien von Süd nach Nord. Sie lernen dabei zum ersten Mal alle Beschwerden einer Wüstenreise kennen: „Wenn man von der Stadt Kerman aufgebrochen ist, hat man sieben Tagereisen weit einen höchst mühseligen Weg. Während der ersten drei Tage findet man fast gar kein Wasser. Das wenige, das man trifft, ist bitteres grünes Zeug, so salzig, dass kein Mensch es trinken kann. Wenn man auch nur einen Tropfen davon zu sich nimmt, bekommt man üblen Durchfall, wenigstens zehnmal hintereinander.“ - Kurz danach müssen sie noch einmal ein Gebiet von ganz ähnlicher Beschaffenheit durchqueren, die berühmte persische Salzwüste. Audi hier sind die wenigen Wasserstellen für Menschen ganz unbrauchbar. „Das vom Durst gepeinigtes Vieh trinkt freilich das Wasser so, wie es in der Wüste vorkommt. Seine Herren machen es ihm so schmackhaft wie nur möglich, indem sie es mit Blumen mischen.“

Auf der Seidenstraße

Wir wissen nicht, was die Polos veranlasst hat, den weiten Umweg über Mesopotamien und Südpersien zu machen. Von Armenien aus wäre der direkte Weg nach der nordpersischen Provinz Khorassan am Südufer des Kaspisees viel kürzer gewesen. War es lediglich der Wunsch, diese Länder kennen zu lernen, von denen man sich märchenhafte Dinge erzählte? Haben sie unterwegs - wie aus einigen Andeutungen hervorzugehen scheint - gewinnreiche Geschäfte betrieben? Oder hatten sie ursprünglich gar die Absicht, wofür auch einige Anzeichen sprechen, von Hormos, dem Ausgangspunkt der persischen Schifffahrt nach Indien, die Reise nach dem fernen Osten zur See zu versuchen? Marco gibt uns in seinem Buch keine klare Auskunft darüber.

Die Polos befanden sich jetzt in Khorassan auf der großen Karawanenstraße, die im Westen in Layas am Mittelmeer und in Trapezunt am Schwarzen Meer begann, den Kaspisee südlich umging und dann durch West- und Ost-Turkestan in nahezu gleich bleibender Richtung nach Osten führte. Die Luftlinie hat eine Länge von rund 7500 Kilometern, die tatsächliche Wegstrecke mit allen

Windungen beträgt 10 000 Kilometer, also ein Viertel des Erdumfangs. Es war die berühmte „Seidenstraße“ Asiens, auf der schon seit vielen Jahrhunderten Waren aus China in das Abendland gebracht wurden. Mit der Konsolidierung des Tatarenreiches unter den Nachfolgern von Dschingis Khan entwickelte sich der Verkehr auf diesem Landweg zu solcher Blüte, dass er dem Seehandel über Indien und Alexandrien erhebliche Konkurrenz machte.

Ungewöhnlich enthusiastisch wird die sonst so sachliche Darstellung Marcos bei der Schilderung des Klimas in dem Bergland bei Badakshan. Er kommt dabei - was in dem ganzen Buch nur selten geschieht - sogar einmal auf sich selbst zu sprechen, da er die Wirkung dieses heilkräftigen Klimas am eigenen Leibe verspürt hat. „Die Luft in diesen Höhen ist so rein“, berichtet Marco, „und der Aufenthalt dort so gesund, dass die Menschen, die in den dumpfen Städten der Täler und Ebenen unter bösem Fieber und allerlei Beschwerden leiden, rasch einmal zur Erholung in diese Berge gehen. Kaum sind sie zwei oder drei Tage dort, so bessern sie sich zusehends und werden wieder ganz gesund. Messer Marco kann dies aus eigener Erfahrung bestätigen. Denn als er in die Gegend kam, war er schon etwa ein Jahr lang recht krank. Da riet man ihm, dieses Bergland aufzusuchen, und kaum war er dort, wurde er sofort gesund.“

Nicht immer folgten die Polos der großen Karawanenstraße. So zogen sie nach der Durchquerung West-Turkestans den Oberlauf des Amudarja - im Altertum Oxus genannt - aufwärts und erreichten die westliche Abdachung jenes mächtigen Gebirgsmassivs, in dem die Bergketten Zentralasiens wie in einem Knoten zusammenlaufen. Marco Polo gibt diesem gewaltigen Hochland bereits den Namen, den es noch heute führt: Pamir oder das Dach der Welt. Selbst die Pässe liegen hier in einer Höhe von fast 5000 Metern, und der Gipfel Mustag-Ata, der „Vater der Eisberge“, gehört mit 7800 Metern zu den höchsten Bergen der Erde. Hier entdeckte Marco Polo das berühmte Wildschaf, das später nach ihm „Ovis Poli“ genannt wurde, und hier machte er auch die Beobachtung, dass Wasser in großer Höhe schwerer als sonst zum Kochen zu bringen ist. „Wenn man weiter nach Nordosten reitet, kommt man auf ein gewaltiges Hochland. Da gibt es wilde Tiere in Menge. Unter anderem leben hier Wildschafe; die sind sehr groß, ihre Hörner sind gut sechs Handbreit lang. Aus diesen Hörnern machen die Hirten große Ess-Schüsseln. Messer Marco erfuhr auch, dass Wölfe hier sehr häufig sind und viele dieser wilden Schafe töten. Daher kommen die Massen der Hörner und Knochen, die man überall sieht. Sie werden am Wege zu großen Haufen aufgeschichtet, damit die Reisenden auch im tiefen Schnee den Weg finden können. Dieses Hochland wird Pamir genannt; man braucht zwölf Tagereisen, um es zu überschreiten. Das ganze Gebiet ist so hoch und so kalt, dass man nicht einen einzigen Vogel trifft. Wegen der großen Kälte brennt das Feuer sehr schlecht und gibt nicht soviel Hitze wie gewöhnlich, so dass man hier nur schwer kochen kann.“

Vom Pamir-Hochland bis zum Ziel ihrer Reise war es noch ein weiter Weg. Sie erreichen die große Karawanenstraße wieder bei Kaschgar und folgen ihr über die Kette der berühmten Städte Ost-Turkestans wie Yarkand und Khotan weiter nach Osten, das Tarimbecken mit der gefürchteten Wüste Takla-Makan im Süden streifend.

Für Marco Polo, der vor Antritt seiner großen Reise wohl kaum über den engeren Umkreis seiner Vaterstadt hinausgekommen war, hat das Erlebnis der Wüstenlandschaft einen unwiderstehlichen Reiz. Sorgfältig sammelt er seine eigenen Erfahrungen und trägt alle Berichte zusammen, die ihm zu Ohren kommen. In der Nähe des Lop Nor, jenem seltsamen wandernden See mitten im Herzen Asiens, erlebt er mit seinen Begleitern noch einmal die bedrohliche Majestät der Wüste, die den Reisenden mit magischer Gewalt in ihren Bann zieht:

„Eine höchst merkwürdige Sache wird von dieser Wüste berichtet. Wenn von einer Reisegesellschaft, die nachts unterwegs ist, ein Mann zurückbleibt oder einschläft und dann

versucht, seine Leute wieder zu erreichen, so hört er Geisterstimmen, die ihn beim Namen rufen. Im Glauben, dass es seine Kameraden sind, wird er in die Irre geführt, so dass er die Karawane niemals wieder findet und elend zugrunde geht. Auch das Getrappel großer Reiterscharen hört ein verirrter Reisender manchmal abseits vom Wege. Das hält er dann für das Geräusch seiner Gefährten; er folgt dem Klang, und erst bei Tagesanbruch merkt er, dass er genarrt wurde. Daher ist es üblich, dass sich die Reisenden auf dieser Strecke dicht beisammen halten. Auch haben alle Tiere große Glocken um den Hals, damit sie sich nicht so leicht verirren können. Nur auf diese Weise kann man die Große Wüste durchqueren.“

Kublai Khan - der Herr der Erde

Das Tatarenreich war entstanden aus der Vereinigung zahlreicher Stämme in der Mongolei unter dem so gewalttätigen wie genialen Herrscher Dschingis Khan. Diese junge Staatenbildung, die auf streng militärischer Grundlage beruhte, zeigte von Anfang an eine außerordentliche Expansionskraft. Noch zu Lebzeiten ihres Begründers wurde 1215 Peking erobert und Turkestan unterworfen. Die Russen, die sich dem Ansturm entgegenstellen wollten, wurden bei Mariupol am Asowschen Meer geschlagen. Erst die Schlacht bei Liegnitz verhinderte 1241 das weitere Vordringen der Tataren nach Europa.

Kublai Khan, der Enkel Dschingis Khans, begründete dann die mongolische Dynastie Chinas und machte Peking zu seiner Residenz. Das Mongolenreich hatte damals eine ungeheure Ausdehnung. Es erstreckte sich von Sibirien bis Südchina und von Korea bis tief hinein nach Europa an die Grenzen Ungarns und Polens. Damit hatte es Anteil an drei grundverschiedenen großen Kulturkreisen: dem chinesischen, dem mohammedanischen und dem christlich-abendländischen.

Der Groß-Khan hatte die Stadt Kementu nördlich der großen chinesischen Mauer am Rande der Mongolensteppe zu seiner Sommerresidenz gemacht. Dreieinhalb Jahre waren die Polos auf ihrer beschwerlichen Reise unterwegs gewesen, als sie sich dieser Stadt näherten. Durch den hervorragenden Nachrichtendienst seines Reiches hatte Kublai Khan die Kunde von ihrem Kommen schon lange vorher erhalten. Vierzig Tagereisen weit schickte er ihnen Boten zur Begrüßung entgegen und gab Befehl, dass ihnen an allen Orten, die sie noch durchreisen mussten, jede Bequemlichkeit zuteil werde. - Kaum waren sie in der Residenzstadt angekommen, begaben sie sich sogleich zum Kaiserpalast. Dort fanden sie den Groß-Khan umgeben von vielen Würdenträgern. Sie erwiesen ihm die übliche Reverenz, den Kotau, indem sie auf die Knie fielen und sich bis zum Boden verneigten. Aber der Khan bat sie aufzustehen und begrüßte sie freundschaftlich. Er zeigte große Freude über ihre Ankunft und stellte viele Fragen nach dem Verlauf der Reise. Nun überreichten sie ihm die Schreiben und Geschenke des Papstes und das Öl vom Heiligen Grabe, über alles war er hoch erfreut. Schließlich bemerkte er den jungen Marco und fragte, wer er sei. Nicolo antwortete, es sei sein Sohn und er habe den Wunsch, ein Diener und Lehnsmann Seiner Majestät zu werden. Da nahm der Groß-Khan ihn unter besonderen Schutz und ernannte ihn zu einem seiner Ehrenbegleiter.

Zwischen dem damals schon sechzigjährigen Herrscher dieses Weltreiches und dem zwanzigjährigen Venezianer entspann sich jetzt eine wirkliche Freundschaft. Denn es war von Seiten Kublai Khans mehr als nur Interesse an einem klugen und begabten Höfling, wenn er den jungen Ausländer unter Nichtachtung des Hof Zeremoniells und Übergehung zahlreicher anderer Anwärter zu seinem vertrauten Privatsekretär, Mitglied des Geheimen Staatsrats und Sonderbeauftragten in wichtigen Reichsangelegenheiten machte. Ebenso ist es bei Marco Polo

offensichtlich nicht Byzantinismus, sondern Ausdruck seiner ehrlichen Überzeugung, wenn er den Groß-Khan nicht nur als den reichsten und mächtigsten Herrscher des Erdkreises schildert, sondern auch als den wahrhaft weisen und hervorragenden Menschen, dem kraft seiner Persönlichkeit das Recht zukommt, über ungezählte Millionen zu herrschen.

Fast feierlich wird Marco, als er zum ersten Male von ihm spricht: „Nun komme ich zu dem Teil unseres Buches, in dem über die Größe und Herrlichkeit des jetzt regierenden Groß-Khans berichtet werden soll. Sein Name ist Kublai Khan. Khan ist sein Titel, der bedeutet ‚Herr über alle Herrscher‘ oder auch ‚Kaiser‘. Er hat gewisslich ein Recht auf diesen Titel, denn wie jedermann weiß, ist er nach Zahl der Menschen und Länder, die er beherrscht, wie auch durch seine Schätze der mächtigste Herrscher, der in der Welt lebt oder seit Adams Zeiten gelebt hat. Wenn man alle Christen der Welt mit ihren Kaisern und Königen zusammen nimmt und dann zu der gesamten Christenheit noch alle Sarazenen hinzufügt, so haben sie insgesamt noch nicht soviel Macht wie dieser einzige Kublai Khan.“

Marco nahm begierig alles in sich auf, was er von den Gewohnheiten des Herrschers, den Sitten der Tataren und anderen Einwohnern des Reiches, den Verwaltungs- und Regierungsgeschäften in Erfahrung bringen konnte. In kurzer Zeit beherrschte er mehrere Sprachen, die am Hofe gesprochen wurden, vier davon auch schriftlich. - Bei verschiedenen Gelegenheiten hatte er gemerkt, dass der Herrscher über die Berichte seiner Gesandten und Beauftragten, die aus den verschiedensten Teilen des Reiches oder den angrenzenden Ländern zurückkamen, oft sehr ärgerlich wurde. Er nannte sie Narren und Tölpel; sie verstünden immer nur von ihren trockenen Dienstgeschäften zu berichten, schienen aber nichts von den Merkwürdigkeiten und Gewohnheiten all der Völker und Menschen zu sehen, denen sie auf ihren Reisen begegnet waren. Für Marco, der einen stets wachen Instinkt, geradezu eine Witterung für solche Dinge hatte, war es ein leichtes, nach seiner ersten Reise in der gewünschten Weise zu berichten. Der Herrscher war darüber sehr erfreut und sagte ihm eine große Zukunft voraus.

Siebzehn Jahre lang blieb Marco nun im Dienste des Groß-Khans. Meist war er auf Reisen in dessen Auftrag, manchmal auch in privaten Geschäften. Er gewann die Zuneigung, ja Liebe Kublai Khans immer mehr und wurde öfter mit höchst gewichtigen Missionen betraut. Wenn er in der Residenz war, behielt ihn der Khan stets in seiner engsten Umgebung; es konnte nicht ausbleiben, dass er dadurch Neid und Eifersucht zahlreicher Würdenträger am Hofe erregte. „So kam es,“ schließt Marco das Kapitel, „dass Messer Marco Polo mehr Länder der Welt zu sehen bekam als irgendein anderer Mensch.“

Über die äußere Erscheinung Kublai Khans macht Marco nur wenige Angaben. Die Charakterisierung menschlicher Individualitäten - sei es nun die eigene oder die von Fremden - ist nicht seine Stärke. „Der Groß-Khan ist gut gewachsen, von mittlerer Größe, mäßigem Leibesumfang und wohlgestaltet an allen Gliedern. Er hat eine helle Gesichtsfarbe, von leichtem Rot überzogen wie der liebliche Schein der Rose, was seinem Wesen viel Anmut verleiht. Seine Augen sind dunkel und klar, die Nase wohlgeformt.“

Weit ausführlicher, viele Seiten seines Buches füllend, schildert Marco das Privatleben des Herrschers und das Leben am Hofe. Kublai Khan hatte vier legitime Frauen. Sie führten alle den Titel Kaiserin, jede hatte ihre eigene kostspielige Hofhaltung. Daneben hat er aber auch eine große Anzahl von Konkubinen. Der Tatarenstamm Ungrat ist bekannt für die Schönheit seiner Frauen. Jedes Jahr werden hier hundert der schönsten Mädchen ausgesucht. Zunächst übergibt man sie einigen älteren Damen im Kaiserpalast zur Betreuung. Die Mädchen müssen nun in den Räumen dieser Palastdamen schlafen; dabei wird festgestellt, ob sie einen reinen Atem haben, nicht schnarchen und gesund an allen Gliedern sind. Dann erst werden diejenigen, die alle Proben

überstanden haben, zur Bedienung des Kaisers bestimmt. „Jeweils sechs von ihnen übernehmen den Dienst für drei Tage und drei Nächte. Sie warten ihm in seinen Privatgemächern auf, und wenn er zu Bett geht, stehen sie ihm jederzeit und in jeder Weise zur Verfügung.“

Der Herrscher scheint sich jedoch keineswegs mit den Schönheiten dieses Stammes begnügt zu haben. Wie Marco an anderer Stelle berichtet, schickt er Beamte in verschiedene Provinzen, die bei der Auswahl der Mädchen eine regelrechte Schönheitskonkurrenz veranstalten. Die Beauftragten versammeln bei ihrer Ankunft alle Mädchen der Provinz um sich, und zwar in Anwesenheit von besonders für diesen Zweck bestimmten Taxatoren. „Die legen sehr sorgfältig die Punktzahl fest, die jedes Mädchen für sein Haar, die Gesichtsfarbe, Augenbrauen und Mund, die Lippen und das Verhältnis aller Glieder zueinander bekommt. Sie setzen die Gesamtwertung der einen mit sechzehn, anderer mit siebzehn, achtzehn oder zwanzig Punkten fest, jeweils entsprechend der Gesamtsumme ihrer Vorzüge oder Nachteile.“

Die großen Feste am Hof des Kaisers werden von Marco mit nie ermüdender Ausführlichkeit geschildert. Die Tafel des Herrschers bei einer solchen Festlichkeit sieht so aus: Der Tisch des Groß-Khans ist ein gutes Stück über alle übrigen erhaben. Er selbst sitzt am Nordrand der Halle und blickt nach Süden. Links von ihm sitzen seine Gemahlinnen, rechts seine Söhne und Neffen und wer sonst königliches Blut hat, aber viel tiefer, so dass ihre Köpfe in einer Höhe mit des Kaisers Füßen sind. An noch tieferen Tischen sitzen dann die sonstigen Großen des Hofes. Alle Tische sind so aufgestellt, dass der Kaiser sie vom einen Ende der Halle bis zum anderen übersehen kann, so viele es auch sind.

Mehrere hohe Hofbeamte bedienen den Groß-Khan bei Tisch. Sie haben Mund und Nase mit einer seidenen Serviette verbunden, damit ihr Atem nicht mit den Speisen und Getränken in Berührung kommen kann. Wenn der Herrscher trinken will, schlagen die Harfenspieler und andere Musikanten, die in großer Zahl zugegen sind, ihre Instrumente an. Auf dieses Zeichen fallen die Hofherren und alle sonstigen Anwesenden auf die Knie und machen eine tiefe Verbeugung. Dann erst trinkt der Kaiser. Das ganze Zeremoniell wird wiederholt, so oft er zum Becher greift.

Die besondere Leidenschaft des Groß-Khans gilt der Jagd. Er hat dazu zahlreiche wilde Tiere wie Luchse, Leoparden und angeblich sogar Tiger dressieren lassen. Ferner besitzt er Tausende von Falken, Sperbern und Habichten, die zur Beize abgerichtet sind. Bei der Schilderung einer Jagdszene entschlüpft Marco die fast schüchtern vorgebrachte Bemerkung, dass der Hohe Herr erheblich an Gicht leidet. Der Kaiser sitzt oder liegt auf der Jagd in einem aus Holz geschnitzten zierlichen Pavillon, der manchmal auf dem Rücken von nur einem, mitunter aber auch auf vier zusammengeketteten Elefanten ruht. „Das Innere ist mit goldenem Tuch ausgeschlagen, die Außenseite ist mit Tigerfellen bedeckt. Diese bequeme Einrichtung ist aber für den Kaiser auf seinen Jagdzügen auch sehr nötig, denn er wird übel von der Gicht geplagt.“

Die Frage der Stellung Kublai Khans zur Religion und besonders zum Christentum hat Marco Polo immer wieder beschäftigt. Einmal, so berichtet er, blieb der Kaiser in seiner Residenz Cambaluc bis zur Feier des christlichen Osterfestes.

Es gab damals in seiner Umgebung schon eine beträchtliche Anzahl nestorianischer Christen. Aus Anlass dieses Festes befahl er ihnen, vor ihm zu erscheinen und das Evangelienbuch mitzubringen. Er ließ es feierlich mit Weihrauch beräuchern, küsste es ehrfürchtig und verlangte dasselbe von allen Großen seines Gefolges. „So macht er es immer bei unseren großen Feiertagen wie Ostern und Weihnachten,“ erzählt Marco; das Gleiche tut er freilich auch bei den großen Festen der Mohammedaner, Juden und Buddhisten. Als man ihn nach dem Grunde fragte, antwortete er: „Es gibt vier große Propheten, die in aller Welt verehrt und angebetet werden. Die

Christen betrachten Jesus Christus als ihren Gott, die Sarazenen Mohammed, die Juden Moses und die Heiden Sogomombarkhan (Buddha). Ich achte und verehere sie alle vier und bitte, dass derjenige, der in Wahrheit der Größte unter ihnen ist, mir beistehen möge.“ Aber der Groß-Khan ließ dabei wohl erkennen, meint Marco, dass er den christlichen Glauben für den wahren und besten hielt, denn er verlange nichts, - so sagte der Khan, - was nicht gut und heilig sei. Auch wollte der Kaiser auf keinen Fall erlauben, dass die Christen bei ihren Prozessionen das Kreuz vorantragen ließen, weil ein so großer und erhabener Mensch wie Jesus Christus daran gekreuzigt worden sei.

Man hat oft gefragt, warum Kublai Khan bei so weitgehender religiöser Toleranz und deutlicher Zuneigung zum Christentum nicht selbst den christlichen Glauben angenommen hat. Marco ist der Ansicht, dass daran allein der Papst schuld sei. Hätte dieser damals bei der Ausreise der Polos die vom Kaiser erbetene Anzahl christlicher Missionare mitgeschickt, so würde der Herrscher mit seinen Untertanen zweifellos zum Christentum übergetreten sein, da er das Verlangen danach oft und deutlich gezeigt habe.

Ein nüchterner Beobachter wird heute freilich zu der Überzeugung kommen, dass die religiöse Toleranz des Kaisers wie auch seine Einstellung zum Christentum im wesentlichen eine politische Angelegenheit war. Wie die Menschen Gott verehere, ist ihm gleichgültig, solange sie nur dem Groß-Khan gehorsam sind. Das war schon die Religionspolitik seiner Vorfahren. Freilich scheint Kublai Khan der erste in dieser Herrscherreihe gewesen zu sein, dem die primitive Religion der Tataren nicht mehr genug war. Wahrscheinlich hielt er anfangs eine weitere Ausbreitung des Buddhismus in der tibetischen Form für das geeignetste Mittel, um seine Völkerschaften stärker der Zivilisation zuzuführen. Später mag er dann auch ganz ehrlich zu der Überzeugung gekommen sein, dass diese Aufgabe ebenso gut oder besser vom Christentum durchgeführt werden könnte, denen Überlegenheit in vieler Beziehung er anerkannte. Seine Toleranz war nicht Gleichgültigkeit, aber sie entsprang wohl auch nicht einer tieferen religiösen Überzeugung. Sie war «In Stück seiner Politik.

Das Wunderland Cathay

Marco Polo kennt keinen einheitlichen geographischen oder politischen Begriff China, auch keinen zusammenfassenden Namen für die Chinesen. Wenn er den Namen Cathay gebraucht, so meint er damit das für ihn weitaus wichtigere Nordchina, während das Land südlich des Gelben Flusses Manzi genannt wurde. Wir wissen, dass Marco mindestens zweimal das riesige Reich durchquert hat. Die eine Reise führte ihn von der Hauptstadt Cambaluc - das ist das heutige Peking - tief ins Innere bis Szechuan, Jünnan, Tibet und Ober-Burma, die andere durch die Küstenprovinzen Nord- und Südchinas bis zum südchinesischen Meer. Dazu kommt eine nicht zu übersehende Zahl von kleineren Reisen in Cathay und Manzi, deren Verlauf im einzelnen wir nur noch teilweise feststellen können. So konnte er sich mit Recht rühmen, besser als alle anderen hohen Beamten des Kaisers das wunderbare Reich der Mitte zu kennen, von dessen Existenz bisher nur ganz unklare Kunde bis nach Europa gedrungen war.

Im Winter, von Dezember bis Februar, residiert der Groß-Khan in der Hauptstadt Cambaluc. Dort steht ein großer Palast; Marco nennt ihn eine Sehenswürdigkeit, wie es auf der Welt keine zweite gibt. Die Wände der großen Halle und der zahllosen Zimmer schmücken Drachen in vergoldetem Schnitzwerk, Figuren von Kriegerern, Vögeln und allerlei Tieren sowie Darstellungen von Schlachten. Die Fensterscheiben sind durchsichtig wie Kristall.

In der großen Halle, die für Gastmähler und Feste bestimmt ist, finden ohne Schwierigkeit sechstausend Personen Platz. Das hohe Dach leuchtet in den verschiedensten Farbtönen wie

Zinnober und gelb, grün und blau. Die Falben sind mit einem kostbaren Lack aufgetragen; dadurch erhalten sie besondere Leuchtkraft und verleihen dem Palast, wenn man ihn von weitem sieht, einen schimmernden Glanz. - Der hintere Teil des Hauptpalastes umfasst große Gebäude mit vielen Zimmern, in denen der persönliche Besitz des Kaisers untergebracht ist. Hier liegen auch die Räume der Kaiserinnen und der Konkubinen sowie die privaten Gemächer des Herrschers, wo er in stiller Zurückgezogenheit, vor jeder Störung geschützt, seine Geschäfte erledigen kann.

Zwischen der äußeren und der inneren Mauer, die den Palast umgeben, liegt ein Park, dessen Bäume köstliche Früchte tragen. In einem Tiergehege findet man weiße Hirsche und Damwild, Gazellen und Rehböcke, auch Eichhörnchen und Moschustiere. Die Wege sind gut gepflastert und etwas erhöht; so können sie niemals schmutzig werden, und das Regenwasser fließt sogleich von ihnen ab. - Nicht weit von dem Palast ist ein künstlicher Berg angelegt, gut hundert Schritte hoch und vollkommen mit Bäumen bepflanzt, die das ganze Jahr über grün bleiben und niemals ihre Blätter verlieren. Wenn der Kaiser erfährt, dass irgendwo ein besonders schöner oder seltener Baum wächst, lässt er ihn mit dem ganzen Wurzelballen ausgraben und durch seine Elefanten zu diesem Berg schaffen, der überall als der Grüne Berg bekannt ist, denn selbst der Erdboden ist noch mit grünem Mineralgestein bestreut, und oben auf dem Gipfel steht ein zierlicher grüner Pavillon. Der Zusammenklang von Berg, Bäumen und Gebäude sowie die Abstimmung der Farben ist ganz wunderbar, sagt Marco, und jeder Beschauer ist entzückt.

Die Residenzstadt Cambaluc ist die erste chinesische Großstadt, die Marco zu sehen bekommt. Kostbare Waren und seltene Dinge, überhaupt alles, was gut und teuer ist, findet man in keiner Stadt der Welt häufiger und besser als hier. Sie macht einen gewaltigen Eindruck auf ihn, und er wird nicht müde, sie aufs genaueste zu schildern.

Die Innenstadt ist ein vollkommenes Viereck von sechs Meilen Seitenlänge. Sie ist mit Erdwällen umgeben, die unten zehn Schritt breit und ebenso hoch sind. Breite Straßen durchziehen sie schnurgerade, so dass man trotz der großen Entfernung von einem Ende bis zum anderen sehen kann. Alle Grundstücke sind rechteckig und von hübschen Seitenstraßen begrenzt. Die Zahl der Häuser und erst recht die der Einwohner - erklärt Marco - ist so gewaltig, dass man es einfach nicht für möglich hält. Es gibt zwölf Stadttore, und vor jedem liegt eine besondere Vorstadt. Sie sind so ausgedehnt, dass in ihnen zusammen mehr Menschen leben als in der eigentlichen Innenstadt. In den Vorstädten befinden sich auch viele schöne Gasthöfe. Besucher aus dem Ausland müssen in dem jeweils für ihr Land bestimmten Gasthaus Wohnung nehmen; so ist der Fremdenpolizei die Arbeit sehr erleichtert.

Von allen Merkwürdigkeiten, die Marco in Cathay zu sehen bekommt, beschäftigt ihn am meisten das Papiergeld, das dort schon seit Jahrhunderten in Gebrauch war. Der Groß-Khan ist wahrhaft im Besitz des Steines der Weisen, meint er, da er die Kunst versteht, auf solche Weise Geld zu machen. Zur Herstellung gebraucht man den feinen Bast, der sich zwischen der rauen Borke und dem eigentlichen Holz des Maulbeerbaumes befindet. Das daraus gewonnene Papier ist ganz schwarz. Es wird in Stücke von verschiedener Größe zerschnitten, meist quadratisch, zuweilen etwas länger als breit. Das kleinste gilt einen Pfennig, das nächstgrößere einen venezianischen Silbergroschen, und so geht es weiter bis zu Scheinen im Werte von zehn Goldbyzantinen. Auf jedes einzelne Stück schreiben mehrere Beamte, die besonders dazu angestellt sind, ihren Namen und drucken ihren Stempel darauf. Schließlich taucht der oberste Münzmeister das allein ihm anvertraute Siegel in Zinnober und drückt es auf das Papierstück. Damit ist der Geldschein gültig. Jeder, der einen solchen Schein nachzumachen versucht, wird mit dem Tode bestraft.

Mit diesem Papiergeld werden alle Zahlungen für den Kaiser geleistet. Er verschafft ihm allgemeine Gültigkeit, soweit seine Macht reicht. Niemand wagt es - bei Gefahr für sein Leben -

diese Scheine abzulehnen. Man kann darum mit ihnen alle Geldgeschäfte ebenso gut abwickeln, als ob es Münzen aus reinem Gold wären. Dabei sind sie so leicht, dass die Scheine im Wert von vielen Goldbyzantinen noch nicht einmal das Gewicht einer einzigen kleinen Goldmünze haben.

Zur Aufrechterhaltung des Wertes dieser Papierwährung wird vom Khan eine strenge Außenhandelskontrolle durchgeführt. Kaufleute aus Indien und anderen fremden Ländern, die Gold und Silber, Edelsteine oder Perlen bringen, dürfen all dies nur unmittelbar an den Groß-Khan verkaufen, der dafür zwölf erfahrene Sachverständige hat. Die taxieren die verschiedenen Waren, und der Kaiser zahlt dann einen reichlichen Preis dafür in Papiergeld. Die fremden Kaufleute nehmen dies auch bereitwillig an, denn von niemand anderem würden sie so viel bekommen, und sie können mit den Scheinen nun im ganzen Reiche alles kaufen, was sie wollen. Wenn einer dieser Geldscheine beschädigt ist, - sie sind übrigens keineswegs besonders empfindlich - dann bringt sie der Besitzer zur Münze und bekommt dort gegen Zahlung eines Betrages von drei Prozent einen neuen Schein ausgehändigt.

Ein großartig organisiertes Verkehrswesen verbindet die entlegensten Teile des Reiches miteinander und ermöglicht Reisegeschwindigkeiten über große Entfernungen, wie sie damals im Abendland kaum bekannt waren. An allen großen Hauptstraßen findet man in Abständen von etwa dreißig Meilen Rasthäuser mit vielen Zimmern und allen Bequemlichkeiten. Auf jeder dieser Stationen wird stets eine Anzahl Pferde in Bereitschaft gehalten, so dass die Kuriere des Kaisers ihre müden Tiere sofort durch frische ersetzen können. Zwischen diesen Rasthäusern gibt es in weit kürzeren Abständen kleinere Stationen, die sind für die Laufkuriere des Herrschers bestimmt. Diese Eilboten tragen einen mit Schellen besetzten Gürtel, damit man auf der nächsten Station ihr Kommen schon von weitem hören kann. Durch diese Schnell-Läufer erhält der Kaiser Neuigkeiten von einem hundert Tagereisen entfernten Ort in nur zehn Tagen, und oft geschieht es, dass in der Erntezeit Früchte, die am frühen Morgen in Cambaluc gepflückt wurden, schon am Abend des folgenden Tages an der Tafel des Groß-Khans in Ciandu gereicht werden, obwohl die Entfernung zwischen beiden Orten allgemein als zehn Tagereisen angegeben wird.

Ein so leistungsfähiges Verkehrswesen erfordert in dem riesigen Reich naturgemäß den Aufwand von enormen Mitteln. Mehr als zehntausend Poststationen mit allen Einrichtungen sind zu unterhalten, auf denen insgesamt rund dreihunderttausend Pferde jederzeit zur Verfügung stehen. Die Menge der Menschen, die direkt oder mittelbar für das Verkehrswesen nötig sind, ist kaum abzuschätzen, und Marco grübelt lange darüber nach, woher diese ungeheuren Menschenmengen kommen, die der Staat für den Postdienst wie für alle anderen Verwaltungszweige braucht: „Wenn man fragt, wie es möglich ist, dass die Bevölkerung des Landes die genügende Menge Menschen für diesen Dienst stellen und ernähren kann, so ist zu erwidern, dass alle Götzendiener, aber auch die Sarazenen, je nach ihren Verhältnissen sechs, acht oder zehn Weiber haben, von denen sie viele Kinder bekommen, einige von ihnen wohl dreißig Söhne. Bei uns dagegen hat ein Mann nur eine Frau, und wenn sie unfruchtbar ist, muss er doch mit ihr sein Leben zubringen und ist dann des Glückes beraubt, eine Familie aufzuziehen. Daher kommt es, dass unsere Bevölkerung so viel geringer ist als die ihrige.“

Kinsay - die Stadt des Himmels

Nirgends tritt uns das farbige Leben des fernen Ostens eindringlicher entgegen als in den Schilderungen, die Marco Polo von dem Gewimmel der Schiffe auf den großen Strömen und dem ameisenhaften Getriebe in den zahllosen Städten Chinas gibt. Fast mehr noch als Cambaluc, die Hauptstadt von Cathay, begeistert ihn die Stadt Kinsay, heute Hang-Tschou, die damals eine der größten Städte der Welt war. Sie liegt südlich der Mündung des Jang-tse-kiang und war früher die Residenz der Herrscher von Südchina (Manzi), bis Kublai Khan das Land eroberte. Marco betont,

dass er die Stadt oftmals besucht und alles Sehenswerte sorgsam notiert habe. Diese Aufzeichnungen benutzte er später bei der Schilderung der Stadt, übrigens eines der glänzendsten Kapitel des ganzen Buches.

Kinsay, dessen Name nach Marco „Stadt des Himmels“ bedeuten soll, hat einen Umfang von hundert chinesischen Meilen. Es gibt darin etwa zwölf tausend Brücken; viele davon sind so hoch, dass selbst große Schiffe mit ihren mächtigen Masten darunter durchfahren können. Die große Zahl ist begreiflich, wenn man sieht, dass fast die ganze Stadt - ähnlich wie Venedig - im Wasser steht, so dass zahllose Brücken nötig sind. Am Rande der Stadt liegt ein See, der hat etwa dreißig Meilen Umfang. An seinen Ufern findet man schöne Herrschaftssitze, auch viele buddhistische Klöster und Tempel. Die größte Sehenswürdigkeit ist ein prächtiger Palast, in dem der frühere König von Manzi Hof zu halten pflegte. Hier lebte er mit der Königin und tausend jungen Frauen, die zum Hofstaat gehörten. Oftmals besuchte er mit einigen dieser Frauen den See oder die herrlichen Gärten am Ufer, in denen er Gehege mit Antilopen, Hirschen, Hasen und anderen Jagdtieren hielt. Keine männliche Person außer dem König durfte bei diesen Lustpartien zugegen sein. Die Damen, die teils im Wagen fuhren, teils zu Pferde ritten, waren wohl geübt, mit Jagdhunden die Tiere in den Wildgehegen zu hetzen. Wenn sie ermüdet waren, zogen sie in den Hainen am Ufer ihre Kleider aus, sprangen ins Wasser und planschten ausgelassen darin herum; der König sah amüsiert zu. Aber dies Leben führte für ihn zu keinem guten Ende, wie Marco berichtet: „So brachte er seine Zeit hin unter den entnervenden Reizen seiner Frauen und in völliger Unkenntnis des Kriegshandwerks. Die Folge davon war, dass seine Weichlichkeit und seine Feigheit dem Groß-Khan erlaubten, ihn seiner glänzenden Herrschaft zu berauben und ihn schmachvoll vom Throne zu jagen.“

Man zählt in der Stadt zehn große Marktplätze außer den zahllosen Geschäften. Dort versammeln sich dreimal in der Woche vierzig- bis fünfzigtausend Menschen, die am Markte teilnehmen und ihn mit allen möglichen Waren versehen. Da gibt es Überfluss an Wild jeder Art, Rehböcke, Hirsche, Hasen, Kaninchen, dazu Rebhühner, Fasane, Haselhühner, Schnepfen, Kapaune und eine unvorstellbare Menge von Enten und Gänsen; denn die sind am See so leicht zu erlegen, dass man für einen venezianischen Silbergrotschen ein Paar Gänse und zwei Paar Enten kaufen kann. Vom Ozean, der fünfzehn Meilen entfernt ist, kommen täglich große Mengen frische Fische, desgleichen aus dem See. Wer die riesige Zufuhr von Fischen sieht, hält es für unmöglich, dass derartige Mengen verkauft werden können, und doch sind sie im Verlauf weniger Stunden abgesetzt. So groß ist die Zahl der Einwohner und besonders der Leute, die sich solchen Luxus leisten können, denn Fisch und Fleisch werden bei jeder Mahlzeit gegessen.

In gewissen Straßen leben die öffentlichen Kurtisanen. Deren Zahl ist so groß, sagt Marco, dass er sie gar nicht anzugeben wagt. Sie zeigen sich stets prächtig gekleidet, sind stark parfümiert und wohnen in schön eingerichteten Häusern, umgeben von zahlreichen Dienerinnen. „Diese Frauenzimmer sind außerordentlich erfahren in allen Raffinements der Verführung. Fremde, die einmal ihre Reize genossen haben, werden davon geradezu verhext und so gefangen von ihren buhlerischen Künsten, dass sie den Eindruck nie vergessen können. In ihrer Heimat erzählen sie dann, sie seien in Kinsay tatsächlich in der Stadt des Himmels gewesen, und sie wünschen nichts sehnlicher, als so bald wie möglich wieder in dieses Paradies zurückzukehren.“

Es sind jedoch keineswegs nur die großen Städte, die Marco Polo interessieren, überall auf seinen Reisen, ganz besonders auf der großen Expedition, die ihn bis in die Provinz Yünnan und sogar nach Tibet führte, findet er zahllose bemerkenswerte Dinge zu berichten.

So haben die Einwohner von Zardandan in West-Yünnan die Gewohnheit, ihre Zähne mit einem goldenen Überzug zu versehen, der für jeden passend angefertigt wird. Die Männer pflegen ferner ihre Arme und Beine mit schwarzpunktierten Bändern und Streifen zu verzieren. Dazu binden sie fünf Nadeln zusammen und drücken sie ins Fleisch, bis das Blut herausquillt. Dann reiben sie in die punktierten Stellen schwarzen Farbstoff hinein, der nun nie mehr auszulöschen ist. Sie betrachten diese schwarzen Streifen als eleganten Schmuck und ein Zeichen von Vornehmheit, überhaupt geben sich die Männer in diesem Lande alle als feine Herren. Sie haben nichts anderes im Sinn als Reiten, Jagen und kriegerische Übungen. Die Frauen dagegen und die Sklaven müssen alle wirklichen Arbeiten verrichten.

Noch einen anderen höchst eigentümlichen Brauch findet Marco bei den Leuten in der Provinz Zardandan: das Männerkindbett (Couvade). „Wenn dort eine Frau von einem Kind entbunden worden ist, wird der Säugling gewaschen und gewickelt, und dann geht die Mutter sogleich wieder ihrer gewohnten Arbeit im Haushalt nach. Der Mann dagegen legt lieh mit dem Kinde ins Bett; das tut er vierzig Tage lang. In dieser Zeit besuchen ihn alle seine Freunde und Verwandten, um ihn zu beglückwünschen. Das macht man dort so, weil die Frau - wie sie sagen - mit der Geburt eine schwere Zeit hinter sich hat, so dass es nur gerecht sei, dass nun auch der Mann seinen Anteil am Leiden habe.“

In Tibet schließlich lernt Marco absonderliche Gebräuche kennen, von denen er unbedingt berichten muss: „Die Leute in diesem Lande mögen kein Mädchen heiraten, das noch Jungfrau ist, sondern sie verlangen, dass es vorher Umgang mit anderen Männern gehabt hat. Das - so versichern sie - sei den Göttern wohlgefällig. Sobald eine Karawane mit Kaufleuten angekommen ist und die Zelte für die Nacht aufgeschlagen sind, kommen die Mütter mit ihren heiratsfähigen Töchtern an diesen Platz. Sie streiten untereinander um den Vorzug und bitten die Fremden, ihre Tochter zu nehmen und sich ihrer Gesellschaft zu erfreuen, solange sie in der Gegend sind. Natürlich werden die Mädchen gewählt, die sich durch ihre Schönheit auszeichnen, und die anderen gehen unzufrieden und ärgerlich nach Hause.“ Von dem Mann wird erwartet, dass er dem Mädchen, mit dem er sich vergnügt hat, einen Ring oder ein anderes kleines Geschenk zurücklässt, irgendetwas, das es später als Andenken an den Liebhaber zeigen kann, wenn es zum Heiraten kommt. Das Mädchen, das die meisten vorzeigen und damit beweisen kann, dass die Männer besonders hinter ihm her waren, wird vor allen anderen zur Heirat begehrt. Aber nach der Hochzeit halten die Männer ihre Frauen dort sehr streng und in Ehren, und sie betrachten es als eine große Schande, wenn ein Mann sich mit der Frau eines anderen abgibt.

Das Reisebuch Marco Polos ist uns in einer großen Zahl von Manuskripten überliefert, die in manchen Einzelheiten voneinander abweichen. So bringt der italienische Text, der auf die noch zu Lebzeiten Marcos von dem Dominikanermönch Pipino von Bologna angefertigte lateinische Übersetzung zurückgeht, die obige Geschichte mit den Worten: „Eine schmachvolle Gewohnheit, die nur aus der Verblendung des Götzendienstes hervorgehen konnte, herrscht unter dem Volke dieses Landstriches ...“ Im Text des berühmten französischen Manuskriptes, das sich in der Pariser Nationalbibliothek befindet und das höchstwahrscheinlich dem wirklichen Diktat Marcos am nächsten steht, fehlen diese Eingangsworte. Dagegen findet sich hier am Ende der Geschichte die Bemerkung: „Damit habe ich alles über diese Heiratssitte berichtet. Es ist eine nette Geschichte, die zeigt, wie angenehm es sich für einen jungen Mann in diesem Lande reisen lässt.“ Wie ist dieser Widerspruch in der moralischen Beurteilung zu erklären? Wollte Marco Polo im Alter - als er selbst Vater von drei Töchtern war - von der frivolen Schlussbemerkung abrücken? Oder hielt es der fromme Pater Pipino für zweckmäßig, sich von dem Inhalt der Geschichte etwas zu distanzieren, indem er diese Sitte als den Ausfluss finstersten Heidentums hinstellte? Wir wissen es nicht. Die Frage ist mehr amüsant als gewichtig. Andere Abweichungen der Manuskripte sind freilich weit bedeutungsvoller, und es bedurfte streng methodischer philologischer

Untersuchungen, um den Text herauszufinden, der vermutlich dem ursprünglichen Diktat am nächsten steht.

Marco Polo war der erste Abendländer, der Kunde von der Existenz des japanischen Inselreiches erhalten hat. Er nennt es Zipangu. Nach seiner Beschreibung ist es eine sehr große Insel, die im Osten weit draußen im Ozean liegt, 1500 Meilen vom Festland entfernt. Die Menschen dort sollen weiß, zivilisiert und wohlgestaltet, der Reichtum der Insel an Gold und Perlen ungeheuer sein.

Da Marco sich lediglich auf chinesische Quellen von zweifelhaftem Wert stützen konnte, sind seine Nachrichten über Zipangu dürftig und farblos. Wichtig ist, dass er auf Grund dieser Informationen die Entfernung Japans vom Festland ungeheuer überschätzt hat, weil dadurch in Europa jahrhundertlang völlig falsche Vorstellungen über die Lage der Inseln im großen Ozean entstanden sind. Ausführlich schildert er die Bemühungen Kublai Khans, Japan zu erobern oder wenigstens tributpflichtig zu machen, wie es der Kaiser so gern bei den seinem Reiche benachbarten Ländern tat. Nach der Darstellung Marcos scheiterte der entscheidende Invasionsversuch an der Eifersucht der beiden rivalisierenden Armeeführer, denen der Khan die Oberleitung übertragen hatte. Dafür ließ der Kaiser dem einen den Kopf abschlagen, den anderen bestrafte er auf eine Weise, die auch sonst in China üblich war: Man wickelte ihm den Leib und beide Arme in eine frisch abgezogene Büffelhaut, die fest zugenäht wurde. Sobald diese trocknet, presst sie den Körper so grausam zusammen, dass der Gefangene sich nicht rühren und helfen kann und elendiglich umkommt.

Dieser Bericht wie auch manche Bemerkung in den späteren Kapiteln des Buches werfen ein etwas anderes Licht auf die Person des Groß-Khans, als wir es bisher bei Marco fanden. Das Motiv für den völlig unprovokierten Angriff auf Japan gibt dieser unumwunden in dem schlichten Satz an: „Als der große Khan Kublai hörte, dass die Insel Zipangu so reich sei, dachte er daran, sie in seine Gewalt zu bringen und seinem Reiche einzuverleiben.“ Er war offensichtlich persönlicher Grausamkeiten ebenso fähig wie sein Ahne Dschingis Khan und in der Politik ebenso skrupellos, scheint also doch nicht ganz dem von Marco entworfenen Bild eines stets milden, gütigen und toleranten Herrschers zu entsprechen.

Der Weg zurück

Die drei Venezianer waren nun schon ein halbes Menschenalter lang am Hofe des Groß-Khans. Sie hatten in dieser Zeit unendlich viel gesehen und erlebt, auch große Reichtümer gesammelt, und der Herrscher hatte sie stets in Ehren gehalten. Trotzdem wuchs von Jahr zu Jahr die Sehnsucht nach ihrem Vaterlande. Dieses Gefühl wurde zur Sorge, wenn sie an das Alter des Khans dachten. Er war jetzt ein Greis von fast achtzig Jahren. Sollte er vor ihrer Abreise sterben, so würden sie kaum die zahllosen Schwierigkeiten der Rückreise überwinden können. Ja, es war fraglich, ob man ihnen dann überhaupt erlauben würde, das Land zu verlassen.

Nur bei Lebzeiten des Khans konnten sie also hoffen, ihre Heimat in Sicherheit zu erreichen. Nicolo Polo benutzte daher eines Tages die Gelegenheit, als er den Herrscher in besonders guter Laune fand. Er warf sich zu seinen Füßen und bat darum, dass ihm und den Seinen die Heimreise gestattet werden möge. Doch der Groß-Khan wurde höchst unwillig. Es sei Unsinn, meinte er, sich den Gefahren einer Reise auszusetzen, auf der sie leicht ihr Leben verlieren könnten. Strebten sie nach größerem Gewinn? Dann wollte er ihnen gern alle Reichtümer, die sie bereits erworben hatten, verdoppeln! Auch an äußeren Ehren wollte er ihnen verleihen, was sie nur wünschen könnten. Die Abreise aber müsse er verweigern, gerade um der Liebe willen, die er zu ihnen hege.

Sie machten noch mehrere Versuche, den Khan umzustimmen, aber alles war vergeblich. Schließlich kam ihnen ein Zufall zu Hilfe, auf den sie kaum hatten hoffen können. Um diese Zeit war es, dass in Persien die Gemahlin des Königs Argon starb, die aus Cathay stammte. In ihrem Testament hatte sie den König beschworen, nur eine Frau aus ihrem eigenen Geschlecht zu wählen, wenn er sich wieder verheiraten wollte. Argon, der ein Großneffe Kublai Khans war, wollte dieser Bitte nachkommen und schickte darum drei Edelleute als Gesandte zu seinem Oheim mit der Bitte, man möge ihm eine Jungfrau aus dem Geschlecht der verstorbenen Königin zur Gemahlin geben. Der Groß-Khan selbst wählte eine junge Dame von siebzehn Jahren mit Namen Kogatin; sie war schön und wohlgebildet und gefiel den Gesandten außerordentlich.

Nachdem ein zahlreiches Gefolge bestimmt war, das der künftigen Königin dienen sollte, wurden die Gesandten vom Kaiser huldvoll entlassen. Sie begaben sich mit der Prinzessin auf demselben Wege, den sie gekommen waren, wieder heimwärts. Schon waren sie acht Monate unterwegs, da wurde ihre Weiterreise durch kriegerische Verwicklungen gehemmt, die zwischen einigen tatarischen Fürsten Innerasien ausgebrochen waren. Sie mussten darum wieder an den Hof des Groß-Khans zurückkehren und berichteten dort von ihrem Misserfolg.

Gerade um diese Zeit kam Marco Polo von einer See-Expedition aus Hinterindien zurück, die er im Auftrag des Herrschers mit einigen Schiffen unternommen hatte. Er erstattete dem Kaiser Bericht über seine Erlebnisse und betonte, dass solche Seereisen auch über weite Strecken leicht und sicher auszuführen seien. Dies kam den Gesandten zu Ohren, die ebenso wie die drei Venezianer die Rückkehr in ihre Heimat ersehnten. Zusammen mit der Prinzessin Kogatin erbat sie sogleich eine neue Audienz beim Herrscher und bemühten sich, ihn zu überzeugen, dass auch für sie eine bequeme und sichere Reise nur auf dem Seeweg möglich sei. Dazu aber benötigten sie die seemännischen Erfahrungen Marco Polos. Der Khan solle daher gestatten, dass dieser sowie Nicolo und Maffeo die Gesandtschaft bis in die Länder des Königs Argon begleite.

Auch jetzt zeigte sich der Khan zunächst höchst ungehalten über den Vorschlag, weil er die Polos durchaus nicht gehen lassen wollte. Aber schließlich gab er nach. Er ließ sie rufen und nahm ihnen das Versprechen ab, dass sie wieder nach Cathay zurückkehren würden, wenn sie erst einige Zeit in ihrer Heimat verbracht hätten. Zum Abschied schenkte er ihnen noch eine Menge von Rubinen und anderen wertvollen Edelsteinen; dann schifften sie sich zusammen mit der Prinzessin Kogatin und den drei persischen Gesandten ein. Die ganze Flotte bestand aus vierzehn Schiffen, die auf Befehl des Kaisers mit Vorräten für zwei Jahre versehen waren.

Nach einer Seefahrt von drei Monaten erreichten Marco und seine Begleiter Java, das sie jedoch - wenn überhaupt - nur flüchtig besucht zu haben scheinen, um alsbald nach Sumatra weiterzufahren. Dort verhinderte der Monsun die Weiterreise, so dass sie fünf Monate auf der Insel bleiben mussten. „Da es nötig war, so lange Zeit zu verweilen, ließ Marco sich mit seiner Begleitung, die aus ungefähr zweitausend Personen bestand, an der Küste nieder. Um sich gegen die Feindseligkeiten der Wilden zu schützen, die einzeln Umherirrende ergreifen, schlachten und fressen, ließ er rings auf der Landseite einen großen und tiefen Graben ausstechen, der auf beiden Seiten in den Hafen auslief, wo die Schiffe lagen. An dem Graben ließ er mehrere Blockhäuser errichten. Durch diese Festungsanlage erhielt er die Reisegesellschaft während der fünf Monate ihres Aufenthaltes in vollkommener Sicherheit.“

Viele der tropischen Pflanzen und Früchte sind ihm neu, und alles findet er erzählenswert. „Die Leute verstehen es übrigens, Wein aus einem gewissen Baum zu bereiten, der dort vorkommt. Wenn sie welchen brauchen, schneiden sie einen Ast ab und befestigen einen großen Topf an der Schnittstelle. Am nächsten Tag finden sie dann den Topf gefüllt. Dieser Wein ist ein ausgezeichnetes Getränk; man gewinnt sowohl roten wie weißen. Er ist von so heilsamer Wirkung,

dass er gegen Wassersucht wie auch bei Lungen- und Leberleiden hilft. Auch wachsen hier indische Nüsse (Kokosnüsse), so groß wie ein Mannskopf. Sie enthalten eine Substanz, die süß und angenehm schmeckt und weiß wie Milch ist. Die Höhlung dieses Fleisches ist mit einer Flüssigkeit gefüllt. Die ist klar und kühl wie Wasser, dabei duftiger und schmackhafter als Wein oder irgend ein anderes Getränk.“

Sumatra liegt unter dem Äquator. Marco Polo war sich bewusst, dass er hier den südlichsten Punkt seiner Reise erreicht hatte: „Noch etwas sehr Bemerkenswertes muss ich berichten: Diese Insel liegt so weit im Süden, dass der Polarstern hier überhaupt nicht mehr zu sehen ist.“

Auf die ausführliche Schilderung von Sumatra folgen in Marcos Buch kurze Bemerkungen über die Nikobaren und Andamanen; wir wissen aber nicht, ob er diese Inselgruppen im Indischen Ozean selbst besucht hat. Aber schon bei der Beschreibung der Insel Ceylon bekommt sein Bericht wieder die gewohnte Lebendigkeit und Farbe. Hier interessiert ihn vornehmlich zweierlei: Der Adams-Pik und die Perlenfischerei: „Auf dieser Insel gibt es einen hohen Berg, der hat wilde Schluchten und Abgründe, und sein Gipfel ist so zerrissen, dass man ihn nur besteigen kann mit Hilfe von eisernen Ketten, die an dem Felsen befestigt sind. Auf diesem Gipfel soll sich das Grab unseres Urvaters Adam befinden, so sagen die Sarazenen. Aber die Götzenanbeter sind der Meinung, dass das Grab den Leib Sagamoniborcans (Buddha) enthalte. Das war der erste Mensch, der die Götzen erfunden hat, und sie verehren ihn als einen Heiligen.“ Nun erzählt Marco die berühmte Geschichte, wie Gautama als junger Mann das Königreich seines Vaters verließ und allen weltlichen Genüssen entsagte, um sich ganz dem Studium der Religion und der Philosophie hinzugeben.

Lustiger freilich ist es ihm, von der Perlenfischerei zu berichten, die in dem flachen Meer zwischen Ceylon und dem Festland betrieben wird: Die vielen Kaufleute, die sich daran beteiligen, bilden Genossenschaften. Jede von ihnen stellt eine große Anzahl von erfahrenen Perlentauchern gegen Lohn an. Von dem Gewinn müssen sie zunächst ein Zehntel dem König abliefern. Ein Zwanzigstel steht den Leuten zu, die die Fische bezaubern. Sie gehören zur Kaste der Brahmanen und verstehen es, durch Magie die großen Raubfische abzuhalten, die sonst den Perlentauchern bei ihrer Arbeit gefährlich werden. Weil nun die Taucher der einzelnen Genossenschaften nur bei Tage arbeiten, lösen die Brahmanen den Zauber am Abend, damit unehrliche Leute, die etwa nachts ohne Berechtigung tauchen und Muscheln stehlen wollen, durch die Furcht vor den raubgierigen Fischen abgehalten werden.

An verschiedenen Punkten der Malabar-Küste lernt Marco Polo schließlich auch noch den Kulturkreis Indiens kennen. Wir wissen, er ist kein Gelehrter; tiefsinnige vergleichende Kulturbetrachtungen liegen ihm gar nicht, aber er erkennt doch, dass dies für ihn eine völlig neue Welt ist. Alles geht in seiner Erzählung bunt durcheinander: Es gibt da Fledermäuse so groß wie Geier, und Geier, die schwarz wie Raben sind. Er erzählt von Tempeln mit unglaublich vielen Göttern, männlichen und weiblichen, und von jungen Tempeltänzerinnen, die nackt - nur mit einem Tuch umgürtet - ihre Hymnen singen und tanzen. Er verschmäht es nicht, eine so nützliche Erfindung wie das Moskitonetz zu preisen; „solche Bequemlichkeiten genießen freilich nur Personen von Rang und Vermögen.“ Höchst merkwürdig findet er es, dass die Hindus den Ochsen wie einen Gott verehren und dass Witwen sich auf den Scheiterhaufen ihres verstorbenen Mannes stürzen, um mit ihm zu verbrennen. Und Sekten gibt es hier, deren Angehörige haben eigenartige Gewohnheiten: „Sie berauben keine Kreatur ihres Lebens, nicht einmal eine Fliege, einen Floh oder eine Laus; auch essen sie kein Tier, denn sie würden sonst Sünde begehen.“ Für den, der fast zwei Jahrzehnte lang in den ganz andersartigen Lebensformen Chinas zugebracht hat, ist das eine seltsam ferne Welt. Nicht alles, was Marco sieht, deutet er richtig, aber er sieht unglaublich viel und erzählt es munter und lebendig mit einem erstaunlichen Sinn für die Spannweite alles

Menschlichen und ohne den Hochmut des Europäers, der später so viele Reisebeschreibungen schwer erträglich macht.

Sechszwanzig Monate nach der Abfahrt von China langten die Polos mit ihrer Begleitung in der persischen Hafenstadt Hormos an, die ihnen schon von der Ausreise her bekannt war. Freilich erreichten keineswegs alle Mitreisenden das Ziel. Von der Schiffsbesatzung und den Passagieren fanden unterwegs rund sechshundert Personen den Tod, darunter zwei von den drei Gesandten, während von den Damen und Dienerinnen der Prinzessin nur eine gestorben war.

Bei der Landung in Hormos erfuhren die Polos zu ihrer Bestürzung, dass der König Argon schon vor ihrer Abreise von China gestorben war. Für seinen noch sehr jungen Sohn führte der Bruder des verstorbenen Königs, Quiacatu, die Regentschaft. An diesen wandten sie sich und baten um

Auskunft, was nun mit der Prinzessin Kogatin geschehen solle. Der Regent gab den Auftrag, die junge Dame dem Sohn Argons zuzuführen, der damals in der persischen Nordprovinz Khorassan unter der Vormundschaft eines Gouverneurs das Waffenhandwerk erlernte. So bekam Kogatin statt des alten Königs einen jungen Prinzen zum Gemahl. Marco vergisst nicht zu erwähnen, dass sie in Tränen ausbrach, als die Polos sich endgültig von ihr verabschiedeten, so innig hatte sie sich auf der langen Reise mit ihnen angefreundet.

In der Residenz des Regenten Quiacatu, die wahrscheinlich in Täbris lag, ruhten sie sich neun Monate von den Strapazen der Seereise aus; dann machten sie sich endgültig auf den Heimweg. Unterwegs erreichte sie die Nachricht, dass Kublai Khan inzwischen gestorben war. Da wurde ihnen klar, dass sie die Heimfahrt gerade noch rechtzeitig angetreten hatten. „Endlich erreichten sie die Stadt Trapezunt, von wo sie nach Konstantinopel gingen, dann nach Negropont und zuletzt nach Venedig, an welchem Ort sie frisch und gesund im Jahre 1295 ankamen. Bei dieser Gelegenheit brachten sie Gott, der sie aus so viel Mühsalen und unzähligen Gefahren errettet und zum Ziele geführt hatte, ihren Dank dar.“

Im Kerker zu Genua

Wir kennen die Szene, die sich bei der Heimkehr der Polos vor ihrem Palazzo in Venedig abspielte, und wir wissen, wie sie nach der Schilderung des Ramusio sich ihren Angehörigen und den maßgebenden Familien der Stadt bei einem prächtigen Festmahl zu erkennen gaben. Mag sein, dass der Erzähler diese Szene etwas im Stil einer Geschichte aus Tausendundeiner Nacht ausgeschmückt hat. Unwahrscheinlich ist sie keineswegs, denn sie passt vortrefflich zum Wesen dieses Mannes Marco, seiner Freude am bunten Getriebe des Lebens, den Kontrasten zwischen barbarischer Üppigkeit und bitterer Not, seiner Lust am Absonderlichen und Skurrilen.

Vierundzwanzig Jahre waren die Polos fern von der Heimat gewesen, siebzehn davon in China, dreieinhalb auf der Ausreise und mehr als drei auf der Rückreise. Sie lebten nun in Venedig als reiche Kaufherren, berühmt wegen ihrer seltsamen Abenteuer und angesehen in Staat und Gesellschaft. Den beiden Alten, Nicolo und Maffeo, mag das genügt haben. Aber Marco war erst gut vierzig Jahre alt. Wie war ihm zumute, als der erste Jubel über die glückhafte Heimkehr vorüber war? Lernte auch er jenes seltsame Gefühl kennen, unter dem fast alle Weltfahrer nach Vollendung ihrer großen Reise wie unter einer Berufskrankheit leiden: das Gefühl der Leere, des Unausgefülltseins, des Beiseitertretens, wenn sie sich nach Jahren aufregenden Erlebens wieder in die fest gefügten Lebensformen der Heimat einordnen sollen? Wir wissen es nicht. Wir wissen nur, dass er sich drei Jahre nach der Heimkehr nicht weigerte, das Kommando über eine der

venezianischen Galeeren zu übernehmen, als die alte Rivalität Venedigs mit den Handelsrepubliken Genua und Pisa wieder einmal einen Höhepunkt erreichte.

Im Jahre 1298 rüstete Genua zu einem großen Schlag gegen die venezianischen Besitzungen an der Küste von Dalmatien. Der Genueser Admiral Lamba Doria sammelte Anfang September eine Flotte von hundert Galeeren in den dalmatinischen Gewässern. Bei der Insel Curzola traf sie mit der etwa gleich starken der Venezianer zusammen. Es gelang den Genuesen, am Nachmittag des Kampftages im entscheidenden Augenblick eine für die Venezianer bisher noch nicht sichtbare Reserve von fünfzehn Galeeren in den Kampf zu werfen, und damit wurde das Treffen zu einem entscheidenden Sieg für Genua. Mit wenigen Ausnahmen wurden alle venezianischen Galeeren - einschließlich des Admirals-Flaggschiffs - vom Feinde genommen. Siebentausend Gefangene wurden, in Ketten gefesselt, unter dem Jubel der Bevölkerung in Genua eingebracht. Einer von ihnen war Marco Polo.

Welch ironische Fügung des Schicksals: Der Mann, der ein Menschenalter lang allen Gefahren Asiens getrotzt hatte, muss jetzt das harte Los seiner Landsleute in den Kerkern von Genua teilen. Die Nachrichten über die Behandlung der Gefangenen gehen weit auseinander. Die Genuesen behaupten, sie sei den Umständen entsprechend durchaus anständig gewesen, während nach venezianischen Quellen die meisten der Siebentausend an Hunger gestorben sind. Marco Polo scheint im Laufe der Zeit gewisse Erleichterungen erfahren zu haben. Die Genuesen merkten bald, wen sie da gefangen hatten. Auch bei ihnen erregten seine Reiseschicksale begreiflicherweise lebhaftes Interesse, wohl nicht so sehr aus Mitleid als um der handelspolitischen Informationen willen, die für ihren Orienthandel bedeutsam werden konnten. Täglich bedrängten ihn im Gefängnis neugierige Besucher, bis zum Überdruß mußte er ihre Fragen beantworten.

Marcos Angehörige machten von Venedig aus auf verschiedenen Wegen den Versuch, ihn freizukaufen, aber alle ihre Bemühungen waren vergeblich. So verging ein Jahr und noch eines, ohne dass sich die geringste Aussicht auf Befreiung zeigte. Was ihm höchstwahrscheinlich bevorstand, konnte Marco an einer Schar von Gefangenen aus Pisa ersehen, die er im Gefängnis antraf. Sie waren der klägliche Rest von neuntausend Gefangenen, die im Jahre 1284, also vierzehn Jahre vor seiner eigenen Gefangennahme, in der Seeschlacht von Meloria den Genuesen in die Hände gefallen waren, ein Schlag, von dem sich Pisa nie wieder erholt hat. Es verlor damals die Blüte seiner jungen Mannschaft. Viele vornehme Pisanerinnen zogen in Scharen zu Fuß nach Genua, um ihre Männer oder Anverwandten wenigstens noch einmal zu sehen. „Und als sie dann an den Pforten der Gefängnisse nachforschten,“ berichtet ein Zeitgenosse, „bekamen sie von den Wärtern die Antwort: Gestern sind dreißig von ihnen gestorben, heute waren es vierzig. Wir werfen sie alle ins Meer; und so geht es Tag für Tag.“

In den drei Jahren nach der Rückkehr aus Asien bis zur Gefangennahme war Marco nicht daran gegangen, seine Reiseerlebnisse schriftlich aufzuzeichnen. Erst jetzt, nach diesem Schicksalsschlag, da er nicht wusste, ob er jemals lebendig dem Kerker entkommen würde, scheint ihm die Erkenntnis dafür aufgegangen zu sein, welchen Wert dieser einzigartige Schatz von Erfahrungen für die Mit- und Nachwelt haben mußte. Es gelang ihm, aus dem Gefängnis einen Brief an seinen Vater in Venedig zu schicken und sich von dort seine Reisenotizen kommen zu lassen. In einem Mitgegangenen, dem literarisch gebildeten Rusticiano aus Pisa, fand er einen treuen Gehilfen, der nach seinem Diktat das umfangreiche Buch seiner Reiseerlebnisse niederschrieb.

So ist das Werk entstanden, dem Marco Polo seinen Ruhm durch die Jahrhunderte verdankt. Denn es besteht durchaus Grund zu der Annahme, dass nicht nur alle seine Beobachtungen und Erkenntnisse im einzelnen ohne diese Niederschrift im Gefängnis zu Genua niemals der Nachwelt

erhalten worden wären, sondern überhaupt die Tatsache seiner Reisen, ja sogar seiner Existenz bis auf wenige ohne Zusammenhang mit diesem Buch nichts sagende Dokumente in einigen italienischen und chinesischen Archiven uns kaum überliefert worden wäre.

Eine Wendung seines Schicksals konnte Marco jetzt nur noch erhoffen von der Beendigung des Kriegszustandes zwischen Genua und Venedig. Papst Bonifatius, der früher zwischen den beiden Republiken vermittelt hatte, scheint diesmal den Versuch für aussichtslos gehalten zu haben. Aber andere italienische Staaten, die an der Wiederherstellung des Friedens interessiert waren, schalteten sich ein, und schließlich trafen sich auf Veranlassung von Mailand Gesandte der beiden streitenden Parteien in dieser Stadt. Sie bereiteten einen Friedensvertrag vor, der im Mai 1299 unterzeichnet wurde und beide Seiten zur Entlassung der Gefangenen verpflichtete. Ende August dieses Jahres, genau vier Jahre nach seiner Gefangennahme, wurde Marco Polo mit seinen Schicksalsgefährten, soweit sie die Haft lebend überstanden hatten, aus dem Gefängnis entlassen und kehrte sogleich nach Venedig zurück.

über Marcos weitere Schicksale sind uns nur ganz wenige Nachrichten erhalten. Ob er bei der Rückkehr aus der Gefangenschaft seinen Vater noch am Leben angetroffen hat, ist ungewiss, doch steht fest, dass Nicolo Polo im August 1300 bereits gestorben war. Er hatte unmittelbar nach Marcos Gefangennahme noch einmal geheiratet, da er befürchtete, dass sein ganzer so mühsam erworbener Reichtum nun vielleicht keinem leiblichen Erben zufallen würde. Der gewünschte Erfolg blieb trotz seines Alters nicht aus: Im Verlaufe der vier Jahre, die Marco im Kerker saß, wurde Nicolo Polo Vater von drei weiteren Söhnen.

Erst aus dem Jahre 1324, als Marco schon ein schwerkranker Mann war, ist uns wieder ein Dokument von ihm erhalten: sein Testament. Aus ihm erfahren wir, dass er bald nach seiner Rückkehr aus Genua geheiratet hat und Vater von drei Töchtern mit Namen Fantina, Bellela und Moreta wurde, von denen die beiden ersten im Jahre 1324 schon verheiratet waren. Bald danach starb er und wurde in der Kirche San Lorenzo beigesetzt. - Der Dominikaner Jacopo de Aquì, ein Zeitgenosse Marcos, berichtet in seiner Chronik: Als Marco Polo auf dem Sterbebett von seinen Freunden ermahnt wurde, die Teile seines Reisewerkes zu widerrufen, die unglaubwürdig seien, habe er diesen Rat unwillig zurückgewiesen und erklärt, dass er an keiner Stelle übertrieben, ja nicht einmal die Hälfte der von ihm wirklich beobachteten seltsamen Dinge erzählt habe.

Der Weltreisende und sein Buch

Marco Polos erster Biograph, der Italiener Ramusio (geboren 1485 in Treviso, gestorben 1557), war ein Kind, als Columbus seine erste denkwürdige Fahrt nach Westindien ausführte; er lebte lange genug, um die Auswirkung dieses Ereignisses durch zwei Menschenalter verfolgen zu können. Es lag darum für ihn nahe, die Reisen der Polos mit dem Unternehmen des Columbus zu vergleichen. In der Vorrede zu seiner Ausgabe von Marcos Buch, die er in Venedig im Jahre 1553 schrieb, führt er aus: „Oft habe ich die Landreise unserer Venezianer mit der Seefahrt des genannten Signor Don Christopher verglichen und mich dabei gefragt, welche von beiden die bedeutendere sei. Wenn mich nun nicht ein patriotisches Vorurteil parteiisch macht, so glaube ich doch gute Gründe dafür zu haben, die Landreise über die Seefahrt zu stellen. Man bedenke nur, was für ein Mut dazu gehörte, ein so schwieriges Unternehmen zu beginnen und erfolgreich durchzuführen. Man denke an die unvorstellbare Länge des Reiseweges mit allen seinen Mühsalen, wobei es oft nötig war, die Nahrung für Menschen und Tiere nicht nur für Tage, sondern für mehrere Monate mitzuführen. Columbus dagegen hatte auf seiner Seereise den nötigen Proviant stets zur Hand, und auf einer Fahrt von nur dreißig bis vierzig Tagen ließ er sich vom Wind zum Ziel seiner Wünsche führen, während die Venezianer ein ganzes Jahr brauchten, um allein die großen Wüsten und gewaltigen Ströme zu durchqueren. Dass der Weg nach Cathay so

viel schwieriger, weiter und gefährlicher war als die Fahrt in die Neue Welt, geht auch daraus hervor, dass kein Europäer es bisher gewagt hat, die Reise zu wiederholen, die von den Polos zweimal durchgeführt wurde. Dagegen haben schon im ersten Jahr, das der Entdeckung Westindiens folgte, viele Schiffe die Fahrt dorthin unternommen, und bis zum heutigen Tage finden sie zahllose Nachfolger. Tatsächlich sind diese Gebiete jetzt so gut bekannt und dem Handel erschlossen, dass selbst der Seeverkehr zwischen Italien, Spanien und England nicht größer ist.“

Zweifellos wird dieser Vergleich, der nur die Schwierigkeiten der Reisetchnik berücksichtigt, der Tat des Columbus nicht gerecht. Er lässt völlig außer acht das Genie, mit dem der große Genuese das Unternehmen seines Lebens plante und durchführte; er sieht nicht die Energie, den Fanatismus und die Klugheit, mit denen Columbus alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumte. — Marco Polos Ruhm beruht weniger auf seinem Charakter oder besonderen Fähigkeiten als vielmehr der Romantik seiner persönlichen Schicksale, der geographischen wie menschlichen Weite seiner Erfahrungen, besonders aber auf der Tatsache, dass er über alles das ein faszinierendes Buch geschrieben hat, ein Buch zudem, das der Nachwelt eine ganze Reihe von Rätseln aufgegeben hat, die teils erst nach Jahrhunderten gelöst wurden, zum Teil aber auch heute noch nicht ganz geklärt sind.

Das erste dieser Rätsel betrifft die Sprache, in der das Buch von Marco Polo ursprünglich niedergeschrieben wurde. Das Werk ist uns in einer großen Anzahl von Manuskripten erhalten. Der Engländer Henry Yule, der die Polo-Forschung mehr als andere gefördert hat und dem auch unsere Darstellung in vielen Einzelheiten zu Dank verpflichtet ist, konnte achtundsiebzig Manuskripte nachweisen, davon einundvierzig in Lateinisch, einundzwanzig in Italienisch, zehn in Französisch und vier in Deutsch. Ramusio nahm an, dass die lateinische Version die ursprüngliche sei. Später hielt man eines der italienischen Manuskripte in venezianischem Dialekt für den Originaltext. Erst im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts, als man mit den inzwischen entwickelten Methoden philologischer Textkritik der Frage nachging, stellte sich heraus, dass beide Auffassungen kaum zutreffen können. In sorgfältiger Kleinarbeit wurden vier wesentlich von einander verschiedene Texttypen ermittelt. Dabei zeigte es sich, dass die Manuskripte in einer der genannten Sprache keineswegs alle einem bestimmten Texttyp zugeordnet werden können. Vielmehr ergab sich, dass offenbar schon sehr frühzeitig ein wildes Hin- und Herübersetzen stattfand. So hatte Andreas Müller aus Greifenhagen, der im Jahre 1671 eine Ausgabe des Buches von Marco Polo veröffentlichte, das Pech, an ein Manuskript zu geraten, das bereits eine Übersetzung aus fünfter Hand war. Auch die französischen Ausgaben, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts erschienen, sind eine Rückübersetzung um mehrere Ecken: Französisch - Italienisch - Pipinos Latein - Portugiesisch? - Grynacus' Latein - Französisch! Alle diese Forschungen, die wir im einzelnen nicht verfolgen können, führten zu dem höchst überraschenden Ergebnis, dass offensichtlich eines der Manuskripte in altfranzösischer Sprache das Original ist, das Marco Polo in Genua im Gefängnis diktieren hat, oder dass es doch von allen existierenden Manuskripten der Urfassung am nächsten steht. Es ist das französische Manuskript, das die Geographische Gesellschaft zu Paris im Jahre 1824 in einer sorgsam Ausgabe veröffentlichte und das seitdem als der „Geographische Text“ bezeichnet wird.

Dies verblüffende Ergebnis warf manche neue Fragen auf. Ist es denkbar, dass der Venezianer Marco Polo sich im Gefängnis dem Toskaner Rusticiano in seiner eigenen Muttersprache nicht verständlich machen konnte? Hat Marco sein Werk selbst in Französisch diktieren? Wenn ja, wann und wo kann er es gelernt haben? - Oder geht die französische Fassung des Urmanuskriptes allein auf eine Übersetzung durch Rusticiano zurück, der als literarisch gebildeter Mann diese Sprache nachweislich beherrschte? Wir haben keinen Anlass, die Ergebnisse der Philologen in Zweifel zu ziehen. Das Gefühl, dass hier noch immer eines der Rätsel um Marco Polo liegt, bleibt bestehen.

Im Druck erschien Marcos Buch zum ersten Male in deutscher Sprache in Nürnberg im Jahre 1477, ein Nachdruck 1481 in Augsburg. Diese Ausgabe zeigt auf einem schönen Holzschnitt die Gestalt Marco Polos mit der Unterschrift: „Das ist der edel Ritter Marcho polo von Venedig der grost landtfarer / der uns beschreibt die großen wunder der welt die er selber gesehenn hat / Von dem auffgang pis zu dem undergang der sunnen / der gleychen vor nicht meer gehört seyn.“ Es erschienen Ausgaben in Lateinisch, im Venezianischen Dialekt, in Portugiesisch (1502) und in Spanisch (1520 und 1529). 1556 kam der erste Druck in französischer Sprache heraus.

Durch die emsige Tätigkeit der Übersetzer im 14. und 15. Jahrhundert sind in viele Texte der Manuskripte und damit später auch der Drucke zahlreiche Fehler und Zusätze eingedrungen, die gewiss nicht allein auf sprachliche Missverständnisse zurückgehen, sondern oft auch Zeugnisse einer blühenden Fabulierkunst sind. Diese Zusätze in vielen Manuskripten waren es vor allem, die Marcos Buch gelegentlich den Ruf einbrachten, es sei nur eine erfundene Geschichte, ein „Roman um den Groß-Khan“ im Stile der zahlreichen Reiseromane des späten Mittelalters. Schon zu seinen Lebzeiten, als bereits mehrere Versionen im Umlauf waren, tauchte dieser Vorwurf auf, wie die oben nach Jacopo de Aquino berichtete Szene am Sterbebette Marcos zeigt.

Die Kritik, die später mitunter an der Glaubwürdigkeit Marco Polos geübt worden ist, stützt sich auf die Tatsache, dass er eine Anzahl sehr charakteristischer Einzelheiten des chinesischen Lebens ganz mit Stillschweigen übergeht. So erzählt er nichts von der großen chinesischen Mauer, nichts von den Krüppelfüßen der Chinesinnen, nichts vom Teegenuss und der Buchdruckerkunst, alles Dinge, für die man bei seinem nimmermüden Interesse für Neues und Absonderliches besondere Aufmerksamkeit erwarten sollte. Nun hat freilich schon Alexander von Humboldt hierzu bemerkt, dass man solchen Beweisen „ex silentio“ kein allzu großes Gewicht beimessen dürfe: In den Archiven von Barcelona, sagt Humboldt, findet sich keinerlei Hinweis auf den triumphalen Einzug des Columbus in diese Stadt, bei Marco Polo keine Bemerkung über die chinesische Mauer und in den Archiven von Portugal nichts über die Reisen, die Amerigo Vespucci in portugiesischen Diensten ausführte.

Wahrscheinlich erklären sich diese Auslassungen höchst einfach aus der Entstehungsgeschichte der ersten Niederschrift. Marco war kein Gelehrter, und Systematik lag ihm ganz und gar nicht. Wohl hatte er, wie wir wissen, bei seinem Diktat im Gefängnis einige Reisetagebücher vor sich, aber gewiss kein lückenloses Tagebuch. Der Stil und die ganze Diktion des Werkes zeigen deutlich das gesprochene Wort: Er spricht von sich selbst gelegentlich in der ersten, meist aber in der dritten Person, erzählt manchmal nur in knappen Stichworten, dann wieder in behaglicher Breite, wiederholt sich und gebraucht anknüpfende rhetorische Wendungen. All das deutet hin auf ein lebendig und impulsiv vorgetragenes Diktat, bei dem wohl auch wichtige Einzelheiten einfach vergessen worden sind.

Aber diese Einwände können seinen Ruhm nicht schmälern. Die erd- und völkerkundlichen Forschungen im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, insbesondere die Arbeiten von Ferdinand von Richthofen und Sven Hedin, haben die überzeugenden Beweise erbracht, dass Marco Polos Angaben zur Länder- und Völkerkunde der Gebiete, die er durchreiste, überhaupt nahezu alles, was er selbst beobachtet hat, in erstaunlicher Weise den zum größten Teil erst im Verlauf der letzten hundert Jahre nachprüfbar gewordenen Tatsachen entsprechen. Er war wirklich der König unter den Reisenden des Mittelalters. Als erster hat er den größten Erdteil, Asien, in seiner ganzen Weite von West nach Ost durchquert und sorgsam beschrieben, was er dort sah: Die Wüsten Persiens, die blumenreichen Hochebenen und die wilden Gebirgsschluchten von Badakshan, märchenhafte Städte der Seidenstraße, die Steppenländer der Mongolei und den Hof des Groß-Khans. Als erster zieht er den Schleier von China, schildert das Gewimmel seiner Menschen, die

riesenhaften Städte, das Leben auf den großen Flüssen, die Reichtümer aller Art, die hier gewonnen werden oder aus anderen Ländern zusammenströmen. Er bringt die erste verlässliche Kunde von Tibet und Burma, erweitert entscheidend die dürftige Kenntnis, die man zu seiner Zeit in Europa vom Malayischen Archipel, Ceylon und Vorderindien hatte. Auch von dem, was er nicht selbst sah, sammelt er Berichte, - wobei natürlich die Verlässlichkeit dieser Kapitel mitunter fragwürdig ist, - so von Japan, über dessen Existenz man zum ersten Male durch ihn etwas hörte, von Abessinien, Sansibar und Madagaskar, ja sogar von Sibirien und dem nördlichen Eismeer.

Es bedarf nicht des etwas missglückten Vergleiches mit Columbus, wie ihn Ramusio anstellte, um Marco Polo zu den Großen unter den Weltreisenden aller Jahrhunderte zu zählen. Aber eine eigenartige Verbindung besteht doch zwischen dem Venezianer und dem Genuesen, der zweihundert Jahre später lebte. Als Columbus seine Idee der Westfahrt nach Asien entwickelte, war Marcos Buch im Druck nur in deutscher Sprache erschienen. Auch haben wir keinen überzeugenden Beweis dafür, dass Columbus selbst eines der Manuskripte gelesen hat. Aber mittelbar, vor allem durch die Briefe des Florentiners Toscanelli, ging vieles von Marco Polos Weltbild in die Pläne des Columbus ein. So besteht kein Zweifel, dass es vor allem Marcos Berichte von der zauberhaften Pracht und dem Reichtum der Länder Asiens waren, die dem jungen Columbus den entscheidenden Anstoß gaben. Dabei zeigt sich wieder eine seltsame Verkettung der historischen Ereignisse: Der Genuese wurde zu seiner Tat, die das Gesicht der Welt von Grund auf gewandelt hat, angespornt von einem Venezianer, der selbst kummervolle Jahre im Kerker von Genua zugebracht hatte. Die jahrhundertealte Feindschaft der beiden rivalisierenden Handelsrepubliken des Mittelmeers erscheint in dieser seltsamen Verbindung ihrer berühmtesten Söhne gleichsam aufgehoben und neuen Zielen zugewandt, von denen beide nichts ahnten. - Und eine weitere Ironie der Geschichte: Das unerschütterliche Vertrauen des Columbus, dass sein Plan einer Westfahrt von Europa nach Asien nicht nur theoretisch möglich, sondern auch bei dem damaligen Stand der Seefahrt praktisch ohne große Schwierigkeiten durchführbar sei, beruhte auf einem großen Irrtum. Mit Toscanelli glaubte er, dass der Seeweg von Westeuropa bis Ostasien nur ein Drittel des Erdumfanges betrage. Tatsächlich sind es jedoch zwei Drittel. Dieser Irrtum, der sich übrigens auch schon bei antiken Autoren findet, wurde für die Zeitgenossen des Columbus zweifellos erhärtet durch die Schilderung, die Marco Polo gegeben hat. Zwar enthält sein Buch keine genauen Entfernungsangaben. Aber allein die Tatsache, dass er über drei Jahre unterwegs war, die große Zahl der Länder, die er durchqueren musste, und schließlich die irrümliche Angabe, dass Japan, das märchenhafte Zipangu, noch 1500 Meilen von der Ostküste Asiens entfernt liege, schien diese Auffassung zu bestätigen. Hätte Columbus seinen Plan mit der gleichen Energie verfolgt, wäre es ihm gelungen, Ferdinand und Isabella von Spanien für sein Unternehmen zu gewinnen, wenn sie die wirkliche Länge des Weges gekannt hätten? Es gibt einen schicksalhaften Irrtum, der fruchtbarer ist als eine lähmende Wahrheit; er stößt den Weltfahrer in unbekannte Fernen, aber er führt ihn schließlich auch zu neuen Ufern.

So steht die Gestalt Marco Polos auch hinter der Tat des Columbus, der einer der großen Verwandler der Menschheitsgeschichte wurde. Das war Marco nicht. Aber er hat uns etwas hinterlassen, was der Genuese und die anderen Großen des Zeitalters der Entdeckungen nicht geben konnten oder wollten, wohl auch nicht geben durften, weil die nun mit ungeheurer Wucht anbrechende Epoche der nationalen Machtkämpfe auf lange Zeit die Geheimhaltung aller neuen Entdeckungen forderte: sein Buch. Ein Buch, das auch heute noch erstaunlich modern wirkt, denn aus ihm spricht in einer Zeit der strengen Scholastik schon durchaus der weltoffene Geist des Humanismus. Wie auf einem bunten persischen Teppich sich Farben und Formen zu zeitlosen, aber seltsam erregenden Gebilden durchdringen, so lässt dies Buch die funkelnde Fülle des Lebens in seinen tausenderlei Gestaltungen aufleuchten und hat den Ruhm Marco Polos durch die Jahrhunderte lebendig erhalten bis auf unsere Tage.

Georg Forster: Empfindsame Weltumsegelung

Die Bibliothek des Pfarrers Reinhold Forster in Nassenhuben bei Danzig enthielt mehr gelehrte Folianten, als man um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in einem Pfarrhaus im polnischen Preußen erwarten konnte. Theologische Werke waren freilich darin nur spärlich vertreten, um so reichlicher Naturkunde, Historie und Sprachwissenschaften, vor allem die orientalischen Sprachen. Denn Reinhold Forster war ein gelehrter Mann, der in seinem Leben siebzehn Sprachen erlernte und sich in vielen Wissenschaften betätigte. Vor allem befasste er sich mit der Übersetzung von Reisebeschreibungen, für die er später geradezu eine literarische Großmanufaktur betrieb. Er entstammte väterlicherseits einer schottischen Adelsfamilie, die als Anhänger Karls I. und um ihres protestantischen Glaubens willen im siebzehnten Jahrhundert nach Deutschland geflohen war. Seine Bildung war vielseitig und auf manchen Gebieten gründlich, aber er war ein rechthaberischer und streitsüchtiger Mensch, der sich durch unstetes und launenhaftes Wesen immer wieder mit seinen Förderern und Freunden verzankte, über seinen wissenschaftlichen Studien und Träumereien von Seefahrten und Forschungsprojekten vernachlässigte er sein geistliches Amt und konnte sich bedenkenlos in Schulden stürzen, um kostbare wissenschaftliche Werke zu kaufen.

Zwischen diesen Büchern wuchs sein ältester Sohn Georg heran, der 1754 geboren wurde. Er war ein zartes und empfindsames Kind, sehr begabt und unglaublich frühreif. Der Vater unterrichtete ihn selbst und erweckte in dem Knaben schon in früher Jugend eine besondere Neigung für die Naturkunde, so dass er ihn bald als Gehilfen für seine wissenschaftlichen Streifzüge brauchen konnte.

Im Jahre 1765 erhielt er endlich einen Forschungsauftrag, wie er ihn schon lange ersehnt hatte. Die russische Regierung schickte ihn an die untere Wolga, um dort die Voraussetzungen für die Anlage von deutschen Siedlungen zu untersuchen. Forster, der den Sohn als Handlanger bei seinen Arbeiten nicht mehr entbehren konnte, nahm den elfjährigen Georg mit auf die Reise. Von Saratow aus durchstreiften sie ein halbes Jahr lang die Kirgisensteppe bis an den Elton-See, zogen Erkundigungen über die landwirtschaftlichen Möglichkeiten ein und legten botanische Sammlungen an, bei deren Ordnung sich Georg das neue System des großen schwedischen Naturforschers Linne zu eigen machte.

In Petersburg arbeitete Reinhold Forster seine Berichte aus und entwarf ein Gesetzbuch für die Wolgakolonisten, während Georg einen Winter lang die berühmte Petrischule besuchte. Der Vater Forster bemühte sich um eine leitende Stellung in dem Kolonisationsunternehmen, aber der Gouverneur von Saratow, dessen Tätigkeit er in seinem Bericht kritisiert hatte, vereitelte das. Als die Regierung ihm auch für die geleistete Arbeit keinen hinreichenden Lohn zahlen wollte, musste er alle seine Hoffnung aufgeben, in Russland einen neuen Wirkungskreis zu finden.

Inzwischen war seine Pfarrstelle in Nassenhuben neu besetzt worden. Um seine Familie vor der schlimmsten Not zu bewahren, musste er seine wertvolle Bibliothek in Danzig verkaufen lassen. Nun war ihm die Rückkehr in die Heimat erst recht verleidet, und er beschloss, sein Glück in England zu versuchen. Auf der Seereise lernte Georg mit solchem Erfolg die englische Sprache, dass er schon bald nach der Ankunft ein russisches Werk ins Englische übersetzen konnte. Reinhold Forster fand eine Anstellung als Sprachlehrer an der Dissentersakademie in Warrington und ließ seine Familie nachkommen. Bald entzweite er sich mit der Leitung der Akademie und siedelte 1770 nach London über. Er versuchte vergeblich, von der Ostindischen Kompanie den Auftrag zu einer Reise nach Indien zu bekommen. Mit Georgs Hilfe leistete er allerlei literarische Lohnarbeit, deren Ertrag kaum ausreichte, um seine Familie zu ernähren, aber wenigstens seinen Namen in wissenschaftlichen Kreisen bekannt machte.

Weltumsegelung

Ein Glücksfall brachte schließlich beiden Forsters, dem Vater wie dem Sohne, die große Chance ihres Lebens. Im Frühjahr 1772 rüstete sich Kapitän Cook zu seiner zweiten Entdeckungsreise in die Südsee. Auf der ersten Fahrt hatten ihn Sir Joseph Banks und der schwedische Botaniker Solander als Naturforscher begleitet. Auch diesmal sollte Banks mitfahren, versagte aber aus Verärgerung über die schlechte Unterbringung an Bord kurz vor der Abreise die Teilnahme. An seiner Stelle wurde Reinhold Forster in Vorschlag gebracht, der natürlich mit Freuden zusagte, allerdings unter der Bedingung, dass ihn Georg als sein Gehilfe begleiten durfte. Innerhalb von zwei Wochen mussten beide ihre Ausrüstung für die auf etwa drei Jahre berechnete Reise beschaffen, wobei sowohl die Erfordernisse eines langen Aufenthaltes in den Tropen wie auch im Polarklima zu berücksichtigen waren. Die 4000 Pfund, die hierfür zur Verfügung standen, waren mehr als hinreichend, um auch noch den Unterhalt seiner Familie in England sicherzustellen, aber in den Händen Reinhold Forsters zerrann auch diese bedeutende Summe allzu rasch.

Die großen Seefahrer des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts waren Portugiesen, Spanier oder Italiener gewesen. Der Engländer James Cook war ihr später, aber durchaus ebenbürtiger Nachfahre, ein Mann von großer nautischer Erfahrung, zäh und entschlossen. Er jagte nicht nebelhaften Gerüchten von Goldschätzen nach, sondern verfolgte nüchterne seemännische Ziele, die Kartierung der neuentdeckten Küsten und die Erforschung der Länder, die für die britische Seefahrt und Politik von Interesse zu werden versprochen. Die Umrisse der Kontinente in den tropischen und gemäßigten Breiten waren zu seiner Zeit in großen Zügen festgelegt. Fast unerforscht waren dagegen die südlichsten Teile der großen Ozeane. Gerade hier aber erwartete man noch wichtige Entdeckungen, denn aus theoretischen Erwägungen vermuteten viele Gelehrte als Gegengewicht gegen die großen Festlandmassen der Nordhalbkugel der Erde im Süden einen großen antarktischen Kontinent, die „Terra Australis“, die auf vielen alten Karten erscheint. Cook wurde auf seine zweite Reise ausgesandt mit dem klaren Auftrag, die südliche Erdhalbkugel zum ersten Male vom Kap der Guten Hoffnung in östlicher Richtung zu umfahren und dabei so weit wie möglich nach Süden vorzudringen, um Ausdehnung und Charakter des vermuteten Südländes festzustellen. Für die Reise standen ihm zwei Schiffe zur Verfügung, die „Resolution“ mit 462 und die „Adventure“ mit 336 Tonnen. Die Besatzung beider Schiffe bestand aus 193 Mann. Dazu kamen die beiden Forster als Naturforscher, zwei Astronomen und der Maler Hodges sowie deren Bedienung.

Reinhold Forster, damals schon 43 Jahre alt, hoffte durch die wissenschaftlichen Entdeckungen auf der Fahrt endlich die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu lenken, um die er so lange vergeblich gerungen hatte. Wie sein Sohn später in der Vorrede zu dem Weltreisewerk schrieb, meinte er, die britische Regierung habe ihn als Naturforscher auf die Reise geschickt „nicht etwa bloß dazu, dass er Unkraut trocken und Schmetterlinge fangen, sondern dass er alle seine Talente in diesem Fache anwenden und keinen erheblichen Gegenstand unbemerkt lassen sollte. Mit einem Wort, man erwartete von ihm eine philosophische Geschichte der Reise, von Vorurteil und gemeinen Trugschlüssen frei, worin er seine Entdeckungen in der Geschichte des Menschen und in der Naturkunde überhaupt ohne Rücksicht auf willkürliche Systeme, bloß nach allgemeinen menschenfreundlichen Grundsätzen darstellen sollte; das heißt eine Reisebeschreibung, dergleichen der gelehrten Welt bisher noch keine war vorgelegt worden.“

In dieser Hoffnung wurde er bitter enttäuscht. Schon während der Fahrt verdarb er durch sein schwieriges Wesen das Verhältnis zu Cook gründlich, und nach der Rückkehr wurde ihm die Herausgabe einer eigenen Reisebeschreibung verwehrt. Ein solches Werk sei allein Sache des Kapitäns, er als „Schiffsphilosoph“ sollte lediglich das Material dazu liefern. Um wenigstens etwas für die Familie Forster zu retten, machte sich sein Sohn, der durch keinerlei vertragliche

Vereinbarungen gebunden war, unter Benutzung der Tagebücher des Vaters und seiner eigenen Erinnerungen an die Abfassung des Reisewerkes. Zweifellos geht die Fülle der wissenschaftlichen Beobachtungen im wesentlichen auf den Vater zurück. Der Stimmungsgehalt des Ganzen aber, der Versuch, die Vielfalt der Erscheinungen in Natur und Menschenleben in ihrer Gesamtheit aufzufassen, ist das Verdienst des Sohnes.

Am 13. Juli 1772 lichteten beide Schiffe in Plymouth die Anker. Die Fahrt bis zum Kap dauerte dreieinhalb Monate und war bei schönem Wetter voll Abwechslungen und Kurzweil, ein heiteres Vorspiel des Kommenden. Madeira und die Kap Verdischen Inseln wurden angelaufen, fliegende Fische und Delphine, Wale und Haifische erregten das Interesse der Neulinge zur See. Unter dem Äquator erforschten sie die Temperatur des Meerwassers bis 450 Meter Tiefe, und später bemühten sie sich, dem Rätsel des Meeresleuchtens auf die Spur zu kommen, indem sie die in der See umher schwimmenden leuchtenden Körperchen unter dem Mikroskop untersuchten.

Kapstadt war auf Jahre der letzte Punkt europäischer Zivilisation, den sie berührten. Die saubere Kolonialstadt der Holländisch-Ostindischen Kompanie gefiel ihnen weit besser als die portugiesische Niederlassung auf den Kap Verdischen Inseln. Die Schiffsastronomen prüften hier noch einmal ihre Instrumente, und unter dem Eindruck der vielgestaltigen Pflanzenwelt des Kapgebietes kam Reinhold Forster die Besorgnis, er könnte trotz allen Fleißes mit seinem Sohne allein nicht imstande sein, die Menge der botanischen Schätze zu sammeln, zu zeichnen und zu beschreiben, die er in den neu zu entdeckenden Ländern anzutreffen hoffte. Er war daher glücklich, hier einen gelehrten Botaniker zu treffen, den Schweden Dr. Sparrmann, der unter Linne studiert hatte und aus Begeisterung für sein Fach bereit war, die Reise in die Südsee mitzumachen.

Antarktis

Schiffe auf der Ostindienfahrt pflegten die Südspitze Afrikas rasch zu umfahren und dann vor den gefürchteten Weststürmen sogleich nach Norden auszuweichen. Cook dagegen steuerte vom Kap unmittelbar auf den südlichen Polarkreis zu. Georg Forster fühlte sich feierlich gehoben in dem Bewusstsein, auf einem Kurs zu segeln, den vor ihm noch nie ein Mensch befahren hatte. Albatrosse umkreisten in Mengen das Schiff; an einem Tage wurden gleich neun mit der Angel gefangen, darunter einige von mehr als zehn Fuß Spannweite. Die Zeit der Entbehrungen begann. Da man nicht wusste, wann es wieder frisches Süßwasser geben würde, wurde das Trinkwasser streng rationiert. Sogar der Kapitän musste sich mit Meerwasser waschen. Diese Sorge erwies sich jedoch bald als unnötig, denn man machte die Entdeckung, dass das Meereis salzfrei war und darum zur Ergänzung der Süßwasservorräte benutzt werden konnte.

Noch einer anderen Gefahr galt es zu begegnen, dem Skorbut, der unter den Seefahrern damals große Verheerungen anrichtete. Auf den Truppentransportschiffen der Holländischen Kompanie, die bis zu achthundert Menschen beförderten, starben mitunter allein auf der Fahrt nach Kapstadt achtzig bis hundert Mann an dieser furchtbaren Krankheit. Cook hatte den Ehrgeiz, auf der Reise neue Mittel zur Skorbutbekämpfung ausfindig zu machen. Vor allem schwor er auf die heilsame Wirkung von Sauerkraut, von dem allein die „Resolution“ sechzig riesige Fässer an Bord hatte. Er wachte eisern darüber, dass beim Fehlen von sonstigen frischen Lebensmitteln jeder Mann mindestens zweimal wöchentlich eine große Portion davon verzehrte. Tatsächlich erwies sich dies als das beste Vorbeugungsmittel. Beim Auftreten der Krankheit wurden Fleischbrühwürfel, syrupartig eingekochte Bierwürze und eingedickter Zitronen- und Orangensaft als Heilmittel gegeben. Die Erfolge waren hervorragend; Cooks Erfahrungen auf dieser Fahrt wurden epochemachend für die Schiffsverpflegung auf langen Seereisen.

Zwei Wochen nach dem Verlassen des Kaps stießen sie auf das erste Treibeis. Anfangs waren es nur einzelne kleine Schollen, bald aber ungeheuerere Eistafeln von mehreren tausend Fuß Länge, die doppelt so hoch wie der größte Schiffsmast aus dem Wasser emporragten. Man sah darin die ersten Vorboten des ersehnten Landes. An die Mannschaften wurden Angelgeräte ausgeteilt, damit jeder sogleich auf Fischfang ausgehen könnte. Mehrmals glaubten die Matrosen, in der Ferne Land zu sehen, aber immer wieder erwies es sich, dass Eisberge, Nebelbänke oder Wolken die Täuschung verursachten. Das Eis wurde immer häufiger und die Navigation schwieriger. Schließlich verhinderte unter 67 Grad südlicher Breite ein unabsehbares Eisfeld jedes weitere Vordringen. Es erwies sich als unmöglich, hier bis zu dem vermuteten Südkontinent vorzustoßen. Der Kapitän entschloss sich daher zur Umkehr und segelte außerhalb der Eiszone in gerader Linie auf Neuseeland zu.

Cook entwickelte die Technik der ozeanischen Entdeckungsreisen zäh und methodisch zu einer Vollkommenheit, wie sie vor ihm noch kein Seefahrer erreicht hatte. Vorstöße ins Polarmeer versprachen nur im Südsommer Aussicht auf Erfolg. Den Winter verbrachte er jedoch nicht untätig in einem Erholungshafen, sondern benutzte ihn zu weiteren Fahrten durch die unendliche Inselfur der Südsee bis fast zum Äquator. Im zweiten Sommer brach er erneut zur Polarfahrt auf, diesmal zur Erforschung des anschließenden antarktischen Bogens von Neuseeland bis fast zum Kap Hoorn. Ein denkwürdiger Tag für die Schiffsbesatzung war der 6. Dezember. »Gedachten Tages befanden wir uns um sieben Uhr abends im 51. Grade 33 Minuten südlicher Breite und unterm 180. Grade der Länge; folglich gerade auf dem Punkt der Antipoden von London. Hier nötigte die Erinnerung dort zurückgelassener häuslicher Glückseligkeit und gesellschaftlicher Freuden jedem Herzen, das noch väterliche oder kindliche Liebe zu fühlen imstande war, eine Empfindung des Heimwehes ab! Wir waren die ersten Europäer, und ich darf wohl hinzusetzen die ersten menschlichen Kreaturen, die auf diesen Punkt gekommen, den auch nach uns vielleicht niemand wieder besuchen wird.«

Stürme, wie man sie bisher noch nicht erlebt hatte, brachen mit berghohen Wellen über das Schiff herein und füllten Verdecke und Kajüten mit ungeheuren Wasserfluten. „Unsere Lage war nunmehr in der Tat höchst elend, selbst für diejenigen, die noch gesund waren, und für die Kranken, die an ihren gelähmten Gliedern beständige Schmerzen litten, war sie im eigentlichen Verstande unerträglich. Der Ozean um uns her war wütend und schien über die Keckheit einer Hand voll Menschen, die es mit ihm aufnahmen, ganz erbost zu sein. Finstre Melancholie zeigte sich auf der Stirn unsrer Reisegefährten, und im ganzen Schiff herrschte eine fürchterliche Stille. Die eingesalzenen Speisen, unsre tägliche Kost, waren uns allen, sogar denen zum Ekel geworden, die von Kindheit an zur See gefahren. Die Stunde des Essens war uns verhasst, denn der Geruch der Speisen kam uns nicht sobald unter die Nase, als wir schon unmöglich fanden, mit einigem Appetit davon zu genießen. Das alles beweist wohl genugsam, dass diese Reise mit keiner von den vorhergehenden zu vergleichen sei.“ Selbst Georg Forster, dessen jugendlicher Forscherdrang sonst durch keine Mühsal gedämpft werden konnte, hatte Augenblicke, in denen er der Verzweiflung nahe war. »Wir lebten nur ein Pflanzenleben, verwelkten und wurden gegen alles gleichgültig, was sonst den Geist zu ermuntern pflegt. Unsre Gesundheit, unser Gefühl, unsre Freuden opferten wir der leidigen Ehre auf, einen unbesegelten Strich durchkreuzt zu haben!« Doch Cook, der selbst erkrankt war, verfolgte eisern sein Ziel. Diesmal konnte man ungehindert bis über den Polarkreis vordringen, aber jenseits des 71. Breitengrades versperrte auch hier ein geschlossenes Eisfeld den weiteren Weg nach Süden.

O-Taheiti

Die Fahrten im Polarmeer boten den beiden Forster wenig Gelegenheit, ihrer eigentlichen Aufgabe als Naturforscher nachzugehen. Erst die Kreuzfahrten durch die Inselwelt der warmen Südsee, die von Neuseeland bis zur Osterinsel und wieder westwärts bis zu den Neuen Hebriden und Neukaledonien führten, brachten für sie den Höhepunkt der Reise. Es war eine märchenhafte Welt, die sich ihnen hier auftat, und eine der Inseln wurde für sie zum Inbegriff für alle: O-Taheiti (Tahiti).

Reinhold Forster hatte keine Neigung zu wissenschaftlichem Spezialistentum, eher bestimmte ihn seine vielseitige Begabung zum Polyhistor. Die Gesteine, der Aufbau der Korallen- und Vulkaninseln wurden eifrig untersucht, die Tierwelt beobachtet und zahlreiche unbekannte Pflanzen gesammelt und gezeichnet. Als Naturkundiger war er verpflichtet worden, aber neben diesem engeren Arbeitsgebiet reizte ihn nicht weniger die Erforschung der Eingeborenen. Sie waren anfangs meist scheu und furchtsam, doch bald entwickelte sich an den Landeplätzen ein lebhafter Tauschhandel, in dem gegen Perlen, Nägel und Äxte neben Lebensmitteln auch große Mengen von Hausrat, Waffen und Schmuck der Insulaner für die ethnographischen Sammlungen eingehandelt wurden. Erhebliche Schwierigkeiten bereitete anfangs die sprachliche Verständigung, doch erwies sich hierbei das Forster'se Sprachtalent als höchst nützlich, so dass man sich bald nicht nur über die Dinge des täglichen Lebens einigermaßen verständigte, sondern auch schon wertvolle Nachrichten über die gesellschaftliche und politische Verfassung und selbst über die religiösen Vorstellungen der Südseebewohner sammeln konnte.

„Ein Morgen war's, schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben, an welchem wir die Insel O-Taheiti (Tahiti) (Tahiti) zwei Meilen vor uns sahen.“ Es war nicht das schwärmerische Auge Rousseaus, mit dem sie diese neue Welt sahen, noch weniger die süßliche Romantik, mit der wenig später der französische Dichter Bernardin de St. Pierre in seinem Roman „Paul et Virginie“ ein Bild von südlichem Inselglück malte, aber es war doch der Geist dieses empfindsamen Zeitalters, der die Sehweise des jungen Georg Forster bestimmte. Der Fluchtversuch eines Matrosen, der bei der Abfahrt des Schiffes auf O-Taheiti (Tahiti) bleiben wollte, reizt ihn zu vergleichenden Betrachtungen über das Los des Menschen in Europa und der Südsee. Was kann ein Matrose, ja was können sie alle, die auf der Reise tausend Mühsale und Entbehnungen auf sich genommen haben, nach der Rückkehr in der Heimat erwarten? Neue Arbeit und Mühe, um nur das Notwendigste zum Leben zu erhalten. .Wie ist hingegen beim Tahitier das alles so ganz anders! Wie glücklich, wie ruhig lebt nicht der! Zwei oder drei Brotfrucht bäume, die beinahe ohne alle Handanlegung fortkommen und fast ebenso lange tragen, als der, welcher sie gepflanzt hat, leben kann, drei solche Bäume sind hinreichend, ihm drei Vierteile des Jahres hindurch Brot und Unterhalt zu geben. - Die ganze Kunst und Mühe, einen Brotfruchtbaum anzuziehen, besteht darin, dass man einen gesunden Zweig abschneidet und in die Erde steckt. Der Pisang sprosst alle Jahre frisch aus der Wurzel auf. Die königliche Palme, diese Zierde der Ebene und das nützlichste Geschenk, womit die gütige Natur ihre Schoßkinder, die hiesigen Einwohner, bedacht hat, der goldene Apfel und eine Menge noch anderer Pflanzen, sie alle schießen von selbst auf und erfordern so wenig Wartung, dass ich sie fast als gänzlich wild wachsend ansehen möchte. Die Zubereitung des Kleidungszeuges, womit sich die Frauenspersonen allein abgeben, ist mehr für einen Zeitvertreib als für eine wirkliche Arbeit anzusehen, und so mühsam der Haus- und Schiffbau, ingleichen die Verfertigung des Handwerkszeugs und der Waffen auch immer sein mögen, so verlieren alle diese Geschäfte doch dadurch viel von ihrer Beschwerlichkeit, dass sie ein jeder freiwillig und nur zu seinem eigenen unmittelbaren Nutzen übernimmt. Auf solche Art fließt das Leben der Tahitier in einem beständigen Zirkel von mancherlei reizendem Genusse hin.“

Durch die großen Entdeckungsreisenden des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts hatten die Menschen in Europa wohl mancherlei von den wundersamen neuen Ländern jenseits der Ozeane gehört, aber diese Kunde erschöpfte sich meistens in nüchternen geographischen Angaben und in umständlichen Berichten über Kriegszüge und die abscheulichen Sitten der Eingeborenen. Auch diese alten Seefahrer hatten mitunter ihre „Schiffsphilosophen“ an Bord, doch die sahen meist diese neue Welt ebenfalls nicht mit wesentlich anderen Augen. Erst das Aufkommen eines neuen Naturgefühls im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts, die wachsende Kritik an der europäischen Kultur und die Idee der Humanität als des Mitgefühls für alles Menschliche ließen plötzlich auch diese neuen Länder und ihre Bewohner in einem ganz anderen Licht erscheinen. Es ist die Geburtsstunde der modernen Reisebeschreibung, und der zwanzigjährige Georg Forster ist ihr erster und zugleich klassischer Vertreter. Dieses neue Daseinsgefühl ließ ihn Bilder von unvergleichlicher suggestiver Kraft schauen und gestalten.

„Wer es je selbst erfahren hat“, schreibt er in einer Schilderung von der Insel Tanna auf den Neuen Hebriden, „welch einen ganz eigentümlichen Eindruck die Schönheiten der Natur in einem gefühlvollen Herzen hervorbringen, der, nur der allein kann sich eine Vorstellung machen, wie in dem Augenblick, wenn des Herzens Innerstes sich aufschließt, jeder sonst noch so unerhebliche Gegenstand interessant werden und durch unennbare Empfindungen uns beglücken kann. Dergleichen Augenblicke sind es, wo die bloße Ansicht eines frisch umgepflügten Ackers uns entzückt, wo wir uns über das sanfte Grün der Wiesen, über die verschiedenen Schattierungen des Laubes, die unsägliche Menge der Blätter und über ihre Mannigfaltigkeit an Größe und Form so herzlich, so innig freuen können. Diese mannigfaltige Schönheit der Natur lag in ihrem ganzen Reichtum vor mir ausgebreitet. Die verschiedene Stellung der Bäume gegen das Licht gab der Landschaft das herrlichste Kolorit. Hier glänzte das Laub des Waldes im goldenen Strahl der Sonne, indes dort eine Masse von Schatten das geblendete Auge wohlthätig erquickte. Der Rauch, der in bläulichen Kreisen zwischen den Bäumen aufstieg, erinnerte mich an die sanften Freuden des häuslichen Lebens. Der Anblick großer Pisangwälder, deren goldne, traubenförmige Früchte hier ein passendes Sinnbild des Friedens und Überflusses waren, erfüllte mich natürlicherweise mit dem herzerhebenden Gedanken an Freundschaft und Völkerglückseligkeit, und das Lied des arbeitenden Ackermanns, welches in diesem Augenblicke ertönte, vollendet« dies Gemälde gleichsam bis auf den letzten Pinselstrich.“

Das hochmütige Urteil früherer Seefahrer über die Bewohner dieser Inselwelt kann Forster naturgemäß nicht teilen. Er findet sie gastfrei, gutherzig uneigennützig, ein lebenswürdiges Volk, das bei allen seinen Unvollkommenheiten unschuldigeren und reineren Herzens ist als viele, die es in der Verfeinerung der Sitten weiter gebracht haben. Gewiss ist ihre materielle Kultur bescheiden. Ihr Geschick in der Anfertigung von Gerätschaften und Waffen aber ist bedeutend, und vor allem verraten ihre bis zu 90 Fuß langen Boote und der Gebrauch, den sie auf weiten Seereisen davon zu machen wissen, ungewöhnliche Fähigkeiten. Ja er findet es bei aller Verehrung für die Antike nicht abwegig, einen ausführlichen Vergleich zwischen der Seefahrt bei den Griechen Homers und bei den Tahitiern anzustellen. Die vereinte Macht von ganz Griechenland, meint er, die gegen Troja in See ging, konnte nicht beträchtlicher sein als die Flotte von 159 Doppelschiffen, die vor seinen Augen der König O-Tuh zum Angriff gegen die Nachbarinsel Eimeo rüstete, und er kann sich deren Anblick nicht furchtbarer vorstellen als eine solche Zahl tahitischer Kriegsfahrzeuge, die mit je 50 bis 120 Ruderern bemannt sind.

Freilich werden die Südseebewohner wild und unberechenbar, wenn sie von unverständigen Europäern brutal oder ungerecht behandelt werden. Durch die Vorsicht und Erfahrung des Kapitäns Cook wurden trotz mancher schwierigen Lage ernstere Konflikte mit ihnen vermieden.

Weniger glücklich war das Begleitschiff, die „Adventure“, die schon unterwegs die Verbindung mit der „Resolution“ verloren hatte und im Verlauf der ganzen Reise nicht wieder mit ihr zusammentraf. Auf Neuseeland wurde die zehnköpfige Besatzung eines ihrer Boote von den Eingeborenen bis auf den letzten Mann erschlagen. Die Suchmannschaft, die ausgesandt wurde, um nach dem Schicksal ihrer unglücklichen Kameraden zu forschen, fand kurz nach dem Überfall an der Stelle der Tat viele Körbe voll zerstückelter menschlicher Glieder, während noch am Strande die Hunde der Neuseeländer die herumliegenden Eingeweide fraßen. Aber auch solche Vorkommnisse und selbst die Abscheu vor der Menschenfresserei, die viele der Inselstämme betreiben, können ihn nicht an einer gerechten Würdigung dieser Eingeborenen, ihrer Sitten und Lebensweise hindern. Fast immer sind es nach Forsters Ansicht die Europäer, die an solchen Ereignissen die Schuld tragen. Das Schiffsvolk ist den Eingeborenen gegenüber roh und kennt hier keine Hemmungen der europäischen Zivilisation. Auf der Osterinsel, wo die Reisenden die rätselhaften steinernen Bildwerke bestaunten, spielten sich tolle Orgien mit den eingeborenen Weibern ab, die sich den Matrosen meist willig hingaben. »Die wenigen, welcher wir hier und da ansichtig wurden, waren die ausschweifendsten Creaturen, die wir je gesehen. Sie schienen über alle Scham und Schande völlig weg zu sein, und unsre Matrosen taten auch, als wenn sie nie von so etwas gehört hätten; denn der Schatten der colossalischen Monumente war ihnen in Hinsicht auf ihre Ausschweifungen schon Obdachs genug.«

Gleich beim ersten Zusammentreffen mit den Eingeborenen von Tahiti wirft er die Frage auf, was wohl in Zukunft aus diesen Menschen unter dem Einfluss der europäischen Zivilisation werden wird. Fast glaubt er noch, dass dieser Kontakt nur vorübergehend sein könnte. „Es ist wirklich im Ernste zu wünschen, dass der Umgang der Europäer mit den Einwohnern der Südseeinseln in Zeiten abgebrochen werden möge, ehe die verderbten Sitten der zivilisierten Völker diese unschuldigen Leute anstecken können, die hier in ihrer Unwissenheit und Einfalt so glücklich leben. Aber es ist eine traurige Wahrheit, dass Menschenliebe und die politischen Systeme von Europa nicht miteinander harmonieren.“ Immer wieder beschäftigt ihn der Gedanke, dass der Einbruch der Europäer in die Welt der Südsee beiden Teilen kein Glück bringen wird. Beim Abschied von Tahiti schreibt er: „Wahrlich, wenn die Wissenschaft und Gelehrsamkeit einzelner Menschen auf Kosten der Glückseligkeit ganzer Nationen erkaufte werden muss, so wäre es für die Entdecker und Entdeckten besser, dass die Südsee den unruhigen Europäern ewig unbekannt geblieben wäre.“

Nach mehr als zweijährigem Aufenthalt in der Südsee entschloss sich Kapitän Cook endlich zur Heimkehr. In der Zone der braven Westwinde ging die weite Fahrt von Neuseeland bis zur Südspitze Südamerikas ungewöhnlich rasch vonstatten. Im Durchschnitt wurden täglich 40 Seemeilen zurückgelegt, was für ein Schiff von der Bauart der „Resolution“, das speziell für Forschungszwecke im Eis und auf langer Fahrt ausgewählt war, schon eine hohe Geschwindigkeit bedeutete.

In der unwirtlichen „Tierra del Fuego“ lernten sie noch einmal ein neues Volk kennen, das wegen des einzigen Wortes, «las die Eingeborenen unentwegt in klagendem Ton ausstießen, die „Pesserähs“ genannt wurde. Nach Forsters Urteil sind die Feuerländer die elendsten und kläglichsten Menschen, die es wohl auf der ganzen Welt gibt, dem tierischen Zustand näher als jedes andere Volk. Es waren kleine, hässliche Kerle, die rohes, halbverfaultes Seehundfleisch und ekelhaftes tranartiges Fett aßen und davon einen unerträglichen fauligen Gestank ausdünsteten, so dass man sie mit geschlossenen Augen schon aus weiter Entfernung wittern konnte. Dieser Gestank war so schlimm, dass hier zum ersten Male auf der ganzen Reise selbst die Matrosen sich nicht mit den Weibern der Eingeborenen abgeben wollten.

Im Atlantik steuerte Cook noch einmal nach Süden, entdeckte die Inselgruppe von Süd-Georgien und stieß wieder bis 60 Grad Breite gegen den Polarkreis vor. Als auch hier der Südkontinent nicht erreicht war, nahm er endgültig Kurs auf das Kap der Guten Hoffnung und kehrte nach einem kurzen Erholungsaufenthalt in Kapstadt über Sankt Helena nach England zurück. Am Mittag des 30. Juli 1775, drei Jahre und 18 Tage nach ihrer Abfahrt von Plymouth, ließ die „Resolution“ auf der Reede von Spithead die Anker fallen. Die Weltumsegelung, die erste in östlicher Richtung, dazu die erste Südpolarfahrt überhaupt, war vollendet. Die Reisenden hatten auf der „Resolution“ in diesem Zeitraum eine größere Anzahl von Meilen zurückgelegt als je ein anderes Schiff vorher. Die Gesamtlänge ihrer Kurslinie betrug mehr als das Dreifache des Erdumfangs.

Mit bescheidenem Stolz zieht Forster das Ergebnis dieser drei Jahre: „Der Hauptzweck unsrer Reise war erfüllt. Wir hatten nämlich entschieden, dass kein festes Land in der südlichen Halbkugel innerhalb des gemäßigten Erdgürtels liege. Wir hatten sogar das Eismeer jenseits des antarktischen Zirkels durchsucht, ohne so beträchtliche Länder anzutreffen, als man daselbst vermutet hatte. - In andern Jahreszeiten hatten wir das stille Weltmeer innerhalb der Wendezirkel befahren und daselbst den Erdbeschreibern neue Inseln, den Naturkundigen neue Pflanzen und Vögel und den Menschenfreunden insbesondere verschiedene, noch unbekannt Abänderungen der menschlichen Natur aufgesucht.“ So viel aber auch diese Reise zur Erweiterung der Kenntnisse von der Beschaffenheit der Erde beigetragen hat, unvergleichlich viel mehr bleibt noch zu tun. „Unzählig sind die unbekannt Gegenstände, welche wir, aller unsrer Einschränkungen ungeachtet, noch immer erreichen können. Jahrhunderte hindurch werden sie noch neue, unbeschränkte Aussichten eröffnen, wobei wir unsere Geisteskräfte in ihrer eigentümlichen Größe anzuwenden und in dem herrlichsten Glänze zu offenbaren Gelegenheit finden werden.“

Das gespannte Verhältnis, das zwischen Reinhold Forster und Kapitän Cook während der ganzen Reise geherrscht hatte, führte in England zum offenen Konflikt. Die Admiralität griff ein und versagte Forster nicht nur das vorher zugestandene Anrecht auf Mitbenutzung der herrlichen Kupferstiche, die nach den Bildern des Malers Hodges von Menschen und Landschaften der Südsee gefertigt worden waren, sondern sie untersagte ihm überhaupt jede selbständige Veröffentlichung über den Verlauf der Reise. Für Reinhold Forster, der wirkliche Forscherqualitäten mit einem erstaunlichen Maß an Geltungsbedürfnis verband, war dies der schwerste Schlag seines an Enttäuschungen reichen Lebens. Dass nun an seiner Stelle sein Sohn Georg die große Reisebeschreibung herausgab, übrigens unter voller Würdigung der Leistungen des Vaters, erfüllt ihn mit tiefer Verbitterung. Statt sich der Vollendung der eigenen Arbeit im Werke des Sohnes zu erfreuen, sah er in ihm von jetzt an den großen Rivalen. Georg Forster veröffentlichte sein Buch 1777 in London unter dem Titel „A Voyage round the World“, im gleichen Jahre, in dem auch Cook sein Reisewerk herausgab. Die deutsche Ausgabe erschien mit einer Widmung an Friedrich den Großen in den Jahren 1778 und 1780 bei Haude und Spener in Berlin.

Georg Forsters Schilderungen haben das deutsche Bild von der Südsee auf fast ein Jahrhundert entscheidend geformt, nicht nur in wissenschaftlichen Fachkreisen, sondern darüber hinaus im allgemeinen Bildungsbewusstsein. Der Literaturhistoriker Hermann Hettner nennt es ein Meisterwerk feinsten Menschenbeobachtung und zugleich ein Meisterwerk unnachahmlicher Poesie. „O-Taheiti vor allem ist der Zaubername, der sich seitdem in jedes fühlenden Menschen Phantasie festsetzte. Will Jean Paul das Süßeste irdischer Glückseligkeit nennen, so ruft er uns O-Taheiti (Tahiti) ins Gedächtnis Ähnlich wie Italien durch Jahrhunderte das Land der Sehnsucht für viele Völker Europas war, wo sie unter südlicher Sonne auf klassischem Boden Ergänzung und Erfüllung des eigenen Wesens suchten, so wurde die Südsee zum Sehnsuchtsziel für viele europamüde Geister,

die wie R. L. Stevenson oder der Maler Paul Gauguin neue Reize und exotische Stimmungen suchten.

Kassel und Wilna

Da nun auch die erhoffte materielle Belohnung für seine Teilnahme an der Erdumsegelung ausblieb, versank Reinhold Forster in Erbitterung und neue Schulden. Seine Familie hatte kaum die nötigsten Mittel zum Lebensunterhalt. Georg reiste nach Paris und versuchte, dort wertvolle ethnographische Sammlungsgegenstände aus der Südsee zu verkaufen. Dann ging er nach Deutschland in der Hoffnung, hier für den Vater und für sich selbst eine Anstellung zu finden. Der Ruhm des Weltreisenden öffnete ihm viele Türen. Landgraf Friedrich II. von Hessen, derselbe, der Tausende seiner Landeskinder an England zum Kampf gegen die amerikanische Unabhängigkeitsbewegung verkaufte, wollte ihn als Professor der Naturwissenschaften an seinem Collegium Carolinum in Kassel halten. Vergebens versuchte Georg, den Ruf auf seinen Vater abzulenken; man wollte ihn selbst, nicht den streitsüchtigen Reinhold Forster. Schließlich nahm er an, und es gelang ihm, später für den Vater eine Dozentur in Halle zu erwirken.

Im Alter von fünfundzwanzig Jahren wurde Georg Forster, der in Petersburg und in England insgesamt kaum mehr als zwei Jahre die Schule und nie eine Universität besucht hatte - beides mussten ihm der Umgang mit dem Vater und die Weltreise ersetzen -, Hochschullehrer. Fünf Jahre, von 1779 bis 1784, blieb er in Kassel. Neben seiner Lehrtätigkeit und der Verwaltung des Naturalienkabinetts musste er sich mit vielerlei literarischer Kleinarbeit befassen, um sein bescheidenes Gehalt zu erhöhen, denn wie der Vater verstand auch er nicht, mit Geld umzugehen, sondern befand sich dauernd in finanziellen Nöten. Aus religiösen Motiven geriet er mit seinem Freund, dem Chirurgen Sömmering, in die Kreise der Rosenkreuzer, eines damals weit verbreiteten Geheimbundes, von dem er sich später nur unter heftigen inneren Kämpfen und Schwierigkeiten lösen konnte. Zu größeren wissenschaftlichen Arbeiten kam er nicht, fand aber anregenden Verkehr an der Universität Göttingen, wo er sich besonders an den berühmten klassischen Philologen Heyne und den Physiker Lichtenberg anschloss.

Auf die Dauer konnte ihn jedoch die Tätigkeit in Kassel nicht recht befriedigen. Als man ihm daher im Jahre 1784 einen Ruf an die soeben erneuerte polnische Universität in Wilna anbot, sagte er zu, weil ihn die dort gestellten Aufgaben, Pflege der angewandten Naturwissenschaften, vor allem Erforschung der Bodenschätze und Förderung der Landwirtschaft durch Erprobung nützlicher Pflanzenkulturen, besonders reizten. Vor der Abreise verlobte er sich mit Therese Heyne, einem nicht gerade schönen, aber klugen und reizvollen Mädchen, das gleichzeitig mehr als einen Liebhaber in Atem zu halten verstand.

Zur Reise nach Wilna nahm er sich fast ein halbes Jahr Zeit. In Clausthal und Zellerfeld im Harz und in Freiberg studierte er den Bergbau, um sich auf seine künftige Arbeit vorzubereiten. In Wien blieb er nahezu zwei Monate. Joseph II. empfing ihn in Audienz. Der Kaiser ließ sich von der Südsee und von Cook erzählen und interessierte sich für den Nutzen des Sauerkrautes auf Seereisen. Schließlich fragte er nach Forsters Absichten in Polen. Als dieser tiefgründige Ausführungen über den allgemeinen Bildungswert der Naturwissenschaften machte, die er dort lehren wollte, sagte der Kaiser: „Wenn Sie Leute finden, die Sie verstehen, ist's schon gut, aber ich fürchte sehr das Gegenteil.“ Er meinte, man sollte dort statt der Wissenschaften lieber erst das Alphabet lehren.

Auch in der Wiener Gesellschaft wurde der junge ruhmreiche Gelehrte überall herzlich aufgenommen. Theaterbesuche, Ausflüge und Liebeleien wechselten mit Empfängen bei Staatsmännern und Gelehrten. Es war eine Zeit heiterer Geselligkeit und unbekümmerten

Lebensgenusses, die einzige in Forsters kurzem Leben. Man machte ihm Angebote, in Wien zu bleiben, und langsam begann es ihm zu dämmern, dass sein Entschluss, nach Wilna ans Ende der zivilisierten Welt zu gehen, ihn auf einen Irrweg führen könnte. „Liebes Wien“, schreibt er in sein Tagebuch, „welche Rosenketten windest Du um den armen Forster. O, wer frei wäre, bliebe hier, aber Liebe und Pflicht weisen mich nach Sarmatien. Liebe, englische Therese, ich opfere dies alles auf und ziehe um Deiner Liebe willen nach Polen.“

Dort angekommen findet er alles noch weit schlimmer, als er es erwartet hatte. „So gefasst ich auf alles war“, schreibt er in einem Brief an Jacobi, „erschrak ich doch heftig bei meinem Eintritt in dieses Land, es war der Verfall, die Unfläterei im moralischen und physischen Verstande, die Halbwildheit und Halbkultur des Volks, die Ansicht des sandigen, mit schwarzen Wäldern überall bedeckten Landes, die über alle Vorstellungen gingen, die ich mir hatte machen können.“ Selbst die polnische Sprache missfiel ihm, er fand sie schwer und barbarisch, weil darin alle die Konsonanten zuviel sind, die die Otaheitier zu wenig haben.

Seinen eigentlichen Arbeitskreis an der Universität fand er erträglicher. Die Kollegen waren durchweg annehmbare Leute, die Einheimischen meist Jesuiten, daneben mehrere Ausländer. Seine Vorlesung über Naturgeschichte, die er auf Lateinisch hielt, wurde von dreißig bis vierzig Hörern besucht, vorwiegend Mönchen, aber auch fünfzehnjährigen Knaben und einigen polnischen Damen, die etwas von Botanik hören wollten. Freilich fehlte es überall an Geld zum Ausbau der Universitätseinrichtungen. Der botanische Garten, den er betreuen sollte, war klein und gänzlich verkommen, die Naturaliensammlung nennt er „ein Kind in der Wiege und nicht einmal ein schönes Kind.“ Gleich zu Anfang wurde ihm klar, dass er es allein hier nicht lange aushalten könnte. Es fehlten ihm die Freunde, der Verkehr mit Gleichgesinnten und das ernsthafte geistige Leben, das ihm in seiner Kasseler Zeit wenigstens Göttingen geboten hatte. „Ich fand keinen Schädel, der dem meinigen hätte Nahrung geben können.“ Im Sommer des nächsten Jahres reiste er nach Deutschland, um Therese zu heiraten und nach Wilna zu holen.

In Göttingen fand er seine Braut in einer heftigen Liebschaft mit dem jungen Regierungsauditor Meyer, einem ehemaligen Lieblingsschüler ihres Vaters. Die Situation schien verhänglich, doch Forster war zur Nachsicht bereit und willigte in eine schwärmerische Freundschaft zu dritt. Im September fand die Hochzeit statt. Auf der Rückreise besuchte das junge Paar Goethe in Weimar. In Halle erwarb Forster rasch den medizinischen Doktorgrad, um durch Ausübung einer Praxis sein Einkommen erhöhen zu können. Noch vor Beginn des Winters kamen sie in Wilna an.

Die Briefe Forsters aus den ersten Monaten sprechen von jungem Eheglück, vergnügtem häuslichem Leben und abendlicher gemeinsamer Lektüre. Doch sehr bald stellte es sich heraus, dass Therese sich hier nicht wohlfühlen konnte. Mehr noch als Forster, der wenigstens seine berufliche Arbeit hatte, entbehrte sie die Geselligkeit, den Umgang mit interessanten Menschen, die sie beachteten und verstanden. Auch die Gekurt einer Tochter vermochte sie nicht mit dem Leben in Wilna auszusöhnen. Forster veröffentlichte mehrere kleine Arbeiten, darunter einen schönen Essay über Cook, der auf seiner letzten Reise in die Südsee von Eingeborenen auf Hawaii erschlagen worden war. Zu einem größeren wissenschaftlichen Werk fehlten ihm hier alle Voraussetzungen. Sein Vertrag band ihn auf acht Jahre an die Universität Wilna. Da er bedeutende Vorschüsse genommen hatte, war er aus eigener Kraft nicht imstande, ihn vorzeitig zu lösen.

Plötzlich trat ein Ereignis ein, das seinem Leben eine ganz neue Richtung geben sollte. Die Zarin Katharina plante, mit fünf Schiffen eine auf mehrere Jahre berechnete russische Expedition in die Südsee zu schicken, an der Forster als bewährter Naturforscher und bester Kenner der pazifischen Verhältnisse teilnehmen sollte. Die Bedingungen waren für ihn sehr günstig. Sie lösten alle seine Verbindlichkeiten in Wilna, sicherten den Unterhalt seiner Familie während der Reise und stellten

ihm eine lebenslängliche Pension in Aussicht. Forster sagte begeistert zu, und mit dem Gefühl eines freigelassenen Gefangenen verließ er im August 1787 mit Frau und Kind Polen, um in Göttingen seine Reisevorbereitungen zu treffen. Aber dann blieben die Nachrichten aus Petersburg aus, und schließlich wurde ihm mitgeteilt, dass wegen des Kriegsausbruches zwischen Russland und der Türkei das Unternehmen auf unabsehbare Zeit verschoben werden müsste. Forster war schwer enttäuscht und stürzte sich sofort auf ein neues Reiseprojekt, den Plan der Spanischen Regierung, eine Expedition auf die Philippinen zu entsenden. Doch auch dies zerschlug sich. Als Gewinn blieb ihm die Lösung seiner Verpflichtungen in Wilna und die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt, die durch diese Forschungspläne wieder auf seine Person gelenkt worden war.

Zu dem Schmerz über das Scheitern der Reiseprojekte kamen für Forster häusliche Kümernisse. Therese hatte in Göttingen die Beziehungen zu ihrem alten Liebhaber Meyer wieder aufgenommen. Es kam zu ehelichen Auseinandersetzungen, in deren Verlauf Forster zeitweilig an Scheidung dachte. Aber schließlich fehlte ihm dazu die Kraft; trotz allem konnte er sich das Leben ohne die geistvolle, lebendige Frau nicht mehr vorstellen. Durch die Abreise Meyers nach England wurde der Konflikt äußerlich beigelegt.

Ansichten vom Niederrhein

In Kassel und Wilna hatte Forster erfahren, dass er zum Universitätsdozenten weder die rechte Neigung noch besonderes Talent besaß. Als sich ihm daher die Möglichkeit bot, in Mainz, wo schon sein alter Freund Sömmering tätig war, die Stelle des Universitätsbibliothekars zu bekommen, nahm er das Angebot gern an in der Erwartung, dadurch die Muße und Unabhängigkeit zu ungestörten eigenen Arbeiten zu finden.

Im Herbst 1788 trat er das neue Amt an. Seine Stellung als Protestant an der katholischen Kurmainzer Universität war anfangs nicht einfach, doch gewann er durch sein verbindliches und ausgleichendes Wesen bald an Boden. Noch immer umgab ihn der Ruhm des Weltreisenden. Viele durchreisende Fremde besuchten sein Haus, in dem Therese eine betriebsame Geselligkeit entfaltete. Um die Mittel dafür aufzubringen, musste er sich wieder mit mancherlei literarischen Nebenarbeiten befassen, die seinen eigentlichen Interessen fern lagen. Bald klagte er seinem Freund Jacobi: „Den ganzen Winter muss ich kompilieren und übersetzen! Mein Kopf ist leer, ich weiß der Welt nichts Eigenes mehr zu sagen. Wer doch auch nach Italien oder nach England oder nach Spanien oder noch weiter hin, wo nur irgend Neues zu sehen ist, reisen könnte! Denn am Ende, mehr hat man doch nicht, als was einem durch diese zwei kleinen Öffnungen der Pupille fällt und die Schwingungen des Gehirns erregt! Anders als so nehmen wir die Welt und ihr Wesen nicht in uns auf. Die armseligen vierundzwanzig Zeichen reichen nicht aus; etwas ganz anderes ist die Gegenwart der Dinge und ihr unmittelbares Einwirken. Ich werde in diesen Tagen fünfunddreißig Jahr alt, die beste, weit die beste Hälfte des Lebens ist dahin und mir wie unnütz verflossen!“

Da ihm das Schicksal einen neuen Aufbruch in ferne überseeische Welten versagt hatte, entschloss er sich zu einer Reise rheinabwärts nach England, auf der er neue Anregungen sammeln wollte und zugleich in London eine nachträgliche Belohnung für sein Südseewerk zu erlangen hoffte. Die Beschreibung dieser Reise, die „Ansichten vom Niederrhein“, ist das zweite große Werk, das seinen Namen berühmt machte. Sein Begleiter wurde der zwanzigjährige Alexander von Humboldt. Der Weg führte in drei Monaten über die Städte des Niederrheins, Brüssel, Antwerpen und Holland nach England.

Der Kulturhistoriker W. H. Riehl hat in einem Aufsatz „Das landschaftliche Auge“ darauf hingewiesen, dass jede neue Epoche in der Geistesgeschichte zugleich auch einen neuen „Blick“

für eine andere Art landschaftlicher Schönheit zur Folge hat. „Dies greift so tief“, sagt Riehl, „dass man sich wohl gar der Täuschung hingeben könnte, verschiedene Zeigten hätten nicht nur mit unterschiedlichem Geistesauge, sondern auch mit anderer Sehkraft die Naturschönheit angeschaut.“ Auch Forster sieht die Landschaft anders als die Menschen vor ihm und nach ihm. Nicht das Engtal des Rheins zwischen Bingen und Rhens, das mit seinen felsigen Schluchten und Burgen später für das romantische Naturgefühl zum Inbegriff landschaftlicher Schönheit wurde, verdient nach seinem Urteil den höchsten Preis. „Für die Nacktheit des verengten Rheinufers unterhalb Bingen erhält der Landschaftskenner keine Entschädigung. Die Hügel zu beiden Seiten haben nicht jene stolze, imposante Höhe, die den Beobachter mit einem mächtigen Eindruck verstummen heißt, ihre Einförmigkeit ermüdet endlich... Einige Stellen sind wild genug, um eine finstere Phantasie mit Orkusbildern zu nähren, und selbst die Lage der Städtchen, die eingeeengt sind zwischen den senkrechten Wänden des Schiefergebirges und dem Bette des furchtbaren Flusses, - furchtbar wird er, wenn er von geschmolzenem Alpenschnee oder von anhaltenden Regengüssen anschwillt, - ist melancholisch und schauerhaft.“ Dagegen geht ihm das Herz auf in den fruchtbaren Flächen des Rheingaus und vor allem in der Gegend von Koblenz: „Hier öffnet sich ein Reichtum der Natur und der Verzierung, den das Ufer des Rheins seit der Gegend, wo der Fluss die Schweiz verlässt, nirgends zeigt.“

Dass der Rhein unterhalb von Bingen in engem Felstal das Schiefergebirge durchbricht, statt sich in die flachere Gegend zu ergießen, ist auf den ersten Blick kaum begreiflich. Das Problem verdient nähere Betrachtung. Gleich im Anschauen des Gegenstandes entwickelte Forster eine Hypothese zur Erklärung. „Wenn es überhaupt dem Naturforscher ziemt, aus dem vorhandenen Wirklichen auf das vergangene Mögliche zu schließen, so scheint es denkbar, dass einst die Gewässer des Rheins vor Bingen, durch die Gebirgswände gestaut und aufgehalten, erst hoch anschwellen, die ganze flache Gegend überschwemmen, bis über das Niveau des Bingerlochs anwachsen und dann unaufhaltsam in der Richtung, die der Fluss noch jetzt nimmt, sich nordwärts darüber hinstürzen mussten. Allmählich wühlte sich das Wasser tiefer in das Felsenbett, und die flachere Gegend trat wieder aus demselben hervor.“ Wenn auch dieser Erklärungsversuch mit unserer heutigen Auffassung von der Entstehung derartiger Talbildungen nicht mehr ganz übereinstimmt, so war er doch ein notwendiger Schritt auf dem Wege zur Gewinnung der späteren morphologischen Erkenntnisse.

Das Vorkommen von Basalt und Bimsstein im Siebengebirge führt zu eingehenden Erörterungen über die neptunistische und plutonistische Theorie zur Erklärung der Erdgeschichte, die damals die Gemüter bewegten. Der junge Alexander von Humboldt, der auf dieser Reise die entscheidenden Anregungen für seine künftige Forschungsrichtung empfing, ist der rechte Gefährte für solche Betrachtungen, wobei niemals vorgefaßte Theorie, sondern kritische Beobachtung der Natur den Ausgangspunkt bildet. Zu gesicherten Erkenntnissen über die Geschichte der Erdoberfläche, meint Forster, wird man nicht kommen, ehe man nicht wenigstens ein paar Meilen tief in die Erde hinabgestiegen ist. „Bedenkt man aber, mit welchen Schwierigkeiten wir bisher nur wenige Klaffen tief in das Innere der Gebirge gedrungen sind, so müssen wir über die Arbeit staunen, die nicht uns, sondern den späten Nachkommen des Menschengeschlechtes aufgehoben bleibt, wenn sie vor lauter ewigem Frieden nicht wissen werden, was sie mit ihrer Zeit und ihren Kräften anfangen sollen.“

Auch der Weinbau, durch den weite Strecken des Rheinufers ihr Gepräge erhalten, gibt Anlass zu mancherlei Betrachtungen. In ästhetischer Hinsicht, findet Forster, ist er kein Gewinn für die Landschaft. »Der Weinbau gibt wegen der krüppelhaften Figur der Reben einer jeden Landschaft etwas Kleinliches; die dünnen Stöcke, die jetzt von Laub entblößt und immer steif in Reih und Glied geordnet sind, bilden eine stachlige Oberfläche, deren nüchterne Regelmäßigkeit dem Auge nicht wohl tut.“ Auch für die Menschen, die im Weinbau tätig sind, ist seine Wirkung nach Forsters

Meinung nicht günstig. Er fordert nur kurze Zeit im Jahr angestrengte Arbeit, nur auf sechs bis sieben mäßige oder schlechte Jahre kommt ein gutes. Als Folge davon glaubt Forster Leichtsinns und Indolenz, ja sogar eine daraus entspringende Verderbtheit des moralischen Charakters feststellen zu müssen. Der Grundeigentümer freilich kommt, rein wirtschaftlich gesehen, immer auf seine Kosten, denn der Ertrag des guten Jahres entschädigt ihn voll und ganz für die Verluste der schlechten. „Man rechnet, dass die guten Weinländer sich, ein Jahr ins andere gerechnet, zu sieben bis acht Prozent verinteressieren, des Mißwachses unbeschadet. Es wäre nun noch die Frage übrig, ob dieser Gewinn der Gutsbesitzer den Staat für die hingepopferte Moralität seiner Glieder hinlänglich entschädigen kann.“

Auf dem Ehrenbreitstein gab es mancherlei zu sehen, ein Zeughaus mit seltsamen alten Waffen, den Vogel „Greif“, eine ungeheure Kanone, die eine Kugel von 160 Pfund bis nach Andernach schießen soll, „aber doch wohl nie geschossen hat“, und vor allem die wunderbare Aussicht auf Koblenz, den Rhein und die Mosel, die wie eine Landkarte dem Beschauer zu Füßen liegen. Aber nichts von all dem macht ihm einen so tiefen Eindruck wie der Anblick einer Schar von Gefangenen, die in einem Verließ mit ihren Ketten rasseln und durch dunkle Gitterfenster die Vorübergehenden um Mitleid und ein Almosen anflehen. Das Bild von Menschen, die auf solche Weise der Freiheit beraubt sind, erschüttert ihn tief. „Wäre es nicht billig, fiel mir dabei aufs Herz, dass ein jeder, der Menschen zum Gefängnis verurteilt, wenigstens einen Tag im Jahre mit eigenen Ohren ihr Gewinsel, ihre himmelstürmende Klage vernehmen müsste, damit ihn nicht der tote Buchstabe des Gesetzes, sondern eigenes Gefühl und lebendiges Gewissen von der Rechtmäßigkeit seiner Urteile überzeuge?“ Die Abschaffung der Todesstrafe, findet er, hat die Menschen nur noch grausamer gemacht, als sie vorher waren. Wenn schon der „bürgerliche Vertrag“ dem Richter erlaubt, um der Sicherheit aller übrigen willen einem Menschen auf Lebenszeit die Freiheit zu nehmen, so ist es doch mehr als fraglich, ob das nicht zwecklose Grausamkeit und im Grunde schlimmer als ein Todesurteil ist. „Allein die Furcht vor dem Tode, die nur durch eine der Würde des Menschen angemessene Erziehung gemildert und in Schranken gehalten wird, lehrt den Richter, das Leben in immerwährender Gefangenschaft als eine Begnadigung schenken, und den Verbrecher, es unter dieser Bedingung dankbar hinnehmen. Auch hier wirkt also die Furcht, wie sie sonst immer zu wirken pflegt: sie macht grausam und niederträchtig.“

In Neuwied besucht er eine Kirche der Herrnhuter, ein einfaches helles Gebäude, das ihm gut gefällt. An der Stelle des Liebesmahles der alten Christen ist hier die Sitte des gemeinschaftlichen Teetrinkens in der Kirche eingeführt, wozu sich die Gemeinde regelmäßig versammelt. Nicht nur weil er selbst ein begeisterter Freund des Tees ist, begrüßt Forster diese Gewohnheit; man sollte alles fördern, was zu Geselligkeit und frohem Genuss des Daseins führt. Davon findet er freilich bei den Herrnhutern nicht gerade viel. Dass sie zum Beispiel die ledigen Männer und Frauen mit klösterlicher Strenge von einander trennen, ist ihm ein Zeichen von Weltflucht, die zu nichts Gutem führen kann. „Ich glaube in meiner Erfahrung hinlänglichen Grund zu der Überzeugung zu finden, dass man in der Welt nie stärker gegen das Böse und seine Anfechtungen ist, als wenn man ihm mit offener Stirne und edlem Trotz entgegengeht: wer vor ihm flieht, ist überwunden.“

Von allen Städten am Ufer des Rheins bot keine aus der Ferne einen so reizvollen Anblick wie Köln mit seinen unzähligen Türmen. Trotzdem nennt er es finster und traurig. Das Innere der weitläufigen, damals halb entvölkerten Stadt stimmte wenig überein mit dem vielversprechenden Anblick von der Flußseite her, und krasse Unduldsamkeit, für Forster eine der schlimmsten Verirrungen des menschlichen Geistes, war hier zu Hause. Vor kurzem hatte der Magistrat endlich

auch den Protestanten freie Religionsausübung gestattet, zog aber dann die Erlaubnis wieder zurück, weil der Pöbel mit Aufruhr, Mord und Brand drohte.

Und doch barg diese Stadt eines der großartigsten Werke, die Menschenhand je geschaffen, den Dom, zu Forsters Zeit noch ein unvollendeter Torso, der ihn zu einer unvergleichlichen Schilderung hinreißt: „So oft ich Köln besuche, geh ich immer wieder in diesen herrlichen Tempel, um die Schauer des Erhabenen zu fühlen. Vor der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er sich wieder mit stolzem Fluge über das Vollbringen hinweg, das nur eine Idee des verwandten Geistes war. Je riesenmäßiger die Wirkungen menschlicher Kräfte uns erscheinen, desto höher schwingt sich das Bewusstsein des wirkenden Wesens in uns über sie hinaus. Wer ist der hohe Fremdling in dieser Hülle, dass er so in mannigfaltigen Formen sich offenbaren, diese redenden Denkmäler von seiner Art, die äußeren Gegenstände zu ergreifen und sich anzueignen, hinterlassen kann? Wir fühlen Jahrhunderte später dem Künstler nach und ahnen die Bilder seiner Phantasie, indem wir diesen Bau durchwandern.

Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da wie die Bäume eines uralten Forstes; nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Ästen gespalten, die sich mit ihren Nachbarn in spitzen Bogen wölbt und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Lässt sich auch schon das Unermessliche des Weltalls nicht im beschränkten Räume versinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Grenzenlose verlängert.“

Nach dem Eindruck des erhabenen Bauwerkes vermag Forster seine Aufmerksamkeit nicht mehr auf Einzelheiten zu lenken, weder auf die Glasmalereien der Chorfenster noch auf die kostbaren Reliquien. Doch ganz etwas anderes fesselt ihn, der Anblick seines Begleiters Alexander von Humboldt. „Meine Aufmerksamkeit hatte einen wichtigeren Gegenstand, einen Mann von der beweglichsten Phantasie und vom zartesten Sinne, der zum ersten Male in diesen Kreuzgängen den Eindruck des Großen in der gotischen Bauart empfand und bei dem Anblick des mehr als hundert Fuß hohen Chors vor Entzücken wie versteinert war. O, es war köstlich, in diesem klaren Anschauen die Größe des Tempels noch einmal, gleichsam im Widerschein, zu erblicken!“

In der Stadt gab es viele reiche Leute, daneben aber auch unendliche Armut. In allen Straßen sah er Scharen von zerlumpte Bettlern, die ihr Gewerbe in Köln geradezu systematisch betreiben, indem sie zum Beispiel ihre Plätze an den Kirchentüren erblich hinterlassen oder zum Heiratsgut ihrer Töchter schlagen. Nirgendwo auf der ganzen Reise meint er mehr Aberglauben und mechanische Religionsübung gefunden zu haben als hier. Das bringt ihn auf die Frage, welche Ursachen wohl eine Religion in den verschiedenen Ländern so umbilden können, dass sie auf den Charakter der Bewohner ganz verschiedene Wirkungen ausübt. Warum, fragt er, herrscht in Köln ein schwarzgalliger Fanatismus, in Rom dagegen Leichtsinn und heitere Freude? Sind es die niederländischen Nebel und die milden, gestirnten Nächte Italiens, die diesen Unterschied bewirken? Oder steckt es schon seit undenklichen Zeiten den Italienern und den Deutschen im Blute, dass sich dort der Zauber einer erhöhten Sinnlichkeit über alle Gegenstände breitet, während hier selbst eine Religion, die doch so lebhaft auf die Sinne zu wirken versteht, finster und menschenfeindlich macht? Den Unterschied zwischen dem niedrigen Bettler in Köln und dem edleren Lazzarone in Neapel möchte er größtenteils auf klimatische Gründe zurückführen. In Italien, meint er, entwickelt allein schon das Klima den gesunden Menschenverstand. Wer dort faulenzet, ist nur eben gerade nicht hungrig. Sobald und solange ihn hungert, greift er zur Arbeit. Wer dagegen den Bettlern in Köln von Arbeit sprechen wollte, hätte vergebliche Mühe.

Einen himmelweiten Unterschied fand Forster zwischen Köln und dem reinlichen, wohlhabenden Düsseldorf, einer schöngebauten Stadt mit prächtigen, massiven Häusern und stets geschäftigen und gut gekleideten Einwohnern. Vor zwei Jahren hatte der Kurfürst einen Teil der Festungswerke niederreißen lassen und seinen Untertanen erlaubt, auf diesem Platz zu bauen. Jetzt stand schon eine ganz neue Stadt da mit mehreren langen, nach der Schnur gezogenen Straßen, und in wenigen Jahren wird Düsseldorf noch einmal so groß und um vieles prächtiger sein. Das Geheimnis einer guten Staatsverwaltung, stellt Forster fest, ist gar nicht so schwer zu lösen, es ist eigentlich das Ei des Kolumbus: Der Regent muss nur zur rechten Zeit aufhören, in allem und jedem selbst zu regieren. „Es gehört ein entschiedenes Maß von gutem Willen und ein etwas seltener, selbst bei guten Menschen, wenn sie Macht in Händen haben, ungewöhnlicher Grad von Selbstverleugnung dazu, um nicht zur Unzeit wirken zu wollen und sich lediglich darauf einzuschränken, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche der freien, willkürlichen, unbedingten Tätigkeit eines jeden Bürgers im Staate entgegen stehen.“

Viele Tage lang besuchte Forster in Düsseldorf die Gemäldegalerie, in der sich damals noch bedeutende Schätze an Rubensbildern befanden. Er hält nicht viel von der Beschreibung von Kunstwerken; wichtiger ist es ihm, die Gedanken und Empfindungen wiederzugeben, die im Beschauer beim Betrachten wach werden, und dadurch die Stimmung zu wecken, aus der heraus es entstanden ist. Forsters ästhetische Anschauungen gehen aus von einer schwärmerischen Verehrung der Antike. An der modernen Kunst tadelt er die Vermengung von künstlerischen und moralischen Gesichtspunkten und die Wahl der Stoffe aus religiösen Motiven. So lässt er die Niederländer und vor allem Rubens nur mit vielen Vorbehalten gelten. Vom „Jüngsten Gericht“ meint er: „Nein, es war keine der Musen, die den Künstler zu solchen Ausgeburten begeisterte. An der dithyrambischen Wut, die durch das Ganze strömt, an diesen traubenähnlichen Gruppen von Menschen, die als ekelhaftes Gewürm ineinander verschlungen, eine verworrene Masse von Gliedern und - schaudernd schreib' ich, was ich sehe - einen kannibalischen Fleischmarkt vorstellen, erkennt man die wilde, bacchantische Mänas, die alle Bescheidenheit der Natur verleugnet und voll ihres Gottes den Harmonieschöpfer Orpheus zerreißt.“ Die Kunstbetrachtungen Forsters in den „Ansichten vom Niederrhein“ gaben den Brüdern Boisserée die Hauptanregung für ihre bedeutsame Sammlung von Werken deutscher Kunst, die später in den Besitz der Münchener Pinakothek überging. Sie sind zugleich der Ausdruck einer beginnenden Wandlung, die sich in Forster vollzog, die Abkehr von den Einzelproblemen der Naturwissenschaft und die Hinwendung zu Fragen der Ästhetik und der Kulturphilosophie.

In Düsseldorf verlassen die Reisenden den Rhein und wenden sich westwärts. Bei Aachen werden mehrere Tuchfabriken besichtigt, die spanische Wolle verarbeiten und ihre Erzeugnisse wieder in ferne Länder senden. Dieser blühende Handel über die Grenzen von Staaten und Völkern hinweg begeistert den Sohn des Humanitätszeitalters. „Mir wenigstens ist es immer ein fruchtbarer Gedanke, dass hier Tausende von Menschen arbeiten, damit man sich am Euphrat, am Tigris, in Polen und Russland, in Spanien und Amerika prächtiger und bequemer kleiden könne; und umgekehrt, dass man in allen jenen Ländern Tücher trägt, um den Tausenden hier Nahrung und Lebensbedürfnisse aller Art zu verschaffen. Das Phänomen des fortwährenden Austausches verschiedener Produkte der Natur und der Kunst gegen einander ist aber unstreitig desto wichtiger, weil die Ausbildung des Geistes so innig damit verbunden ist.“

Bei solcher Bewertung des Handels muss auch der Beruf des großen Kaufmannes besonders bedeutungsvoll erscheinen.

Sein Unternehmungsgeist wird einer unabsehbaren Zahl von Menschen zur Quelle des Wohlstandes und des häuslichen Glücks. Seine Spekulationen umfassen das ganze Rund der

Erde und knüpfen die Kontinente aneinander. Durch seinen unmittelbaren Einfluss auf die Entwicklung und Bildung der Menschheit wird er nicht nur einer der aufgeklärtesten, sondern zugleich einer der glücklichsten Menschen.

Die Reise geht weiter nach Brabant, Flandern und Holland. Fruchtbare, dicht bevölkerte Landschaften wechseln mit alten Städten, die vom Ruhm der Vergangenheit leben, und anderen, in denen Handel und moderne Manufakturen neues Leben schaffen. Alle sind sie durchzittert von der politischen Bewegung, die von den ersten Ereignissen der französischen Revolution ausging und ihre Wellen auch in die Gebiete jenseits der Grenzen Frankreichs schlug. Forster entwickelt hier eine ganz neue Form der Städteschilderung. Die Reisebeschreibungen seiner Zeit erschöpften sich bei der Betrachtung der Städte meist in langatmigen statistischen Erörterungen, die dann noch durch die Aufzählung von allerlei Kuriositäten belebt wurden. Forster dagegen sieht die Städte als historisch gewordene Organismen, als die großartigen Schauplätze konzentrierter menschlicher Tätigkeit.

In den ebenen Gefilden von Artois und im Hennegau umsäumen Reihen von schlanken Ulmen, Espen und Pappeln jedes Feld, jeden Weg und die Kanäle. Sie laufen meilenweit fort in majestätischen Alleen und bilden anmutige Gehölze um verstreute Hütten und stille Dörfer. „Dies ist das Land der lieblichen, der kühlen Schatten.“ Der Teppich der Wiesen ist in den feuchten Frühlingstagen herrlich grün geworden, und auch die Weizenäcker schimmern in zarten Smaragdtönen. Schon spürt man in der Atmosphäre den Einfluss der nahen See. „Jener unermessliche blaue Horizont, der sich an die Wölbung des azurnen Himmels anschließt, muss der hiesigen Aussicht eine erhabene Vollkommenheit geben, die nur in wenigen Punkten unserer Erde erreicht werden kann.“

In Dünkirchen sieht Forster nach zwölf Jahren zum ersten Male wieder das Meer. Der Eindruck bewegt ihn tief. Das Bild jener drei Jahre, die er an Bord der „Resolution“ auf dem Ozean zugebracht hatte und die sein ganzes weiteres Leben bestimmten, trat mit zwingender Gewalt vor seine Seele. „Die Unermesslichkeit des Meeres ergreift den Schauenden finsterner und tiefer als die des gestirnten Himmels. Dort an der stillen, unbeweglichen Bühne funkeln ewig unauslöschliche Lichter. Hier hingegen ist nichts wesentlich getrennt; ein großes Ganzes und die Wellen nur vergängliche Phänomene. Ihr Spiel lässt nicht den Eindruck der Selbständigkeit des Mannigfaltigen zurück; sie entstehen und türmen sich, sie schäumen und verschwinden; das Unermessliche verschlingt sie wieder. Nirgends ist die Natur furchtbarer als hier in der unerbittlichen Strenge ihrer Gesetze; nirgends fühlt man anschaulicher, dass gegen die gesamte Gattung gehalten das Einzelne nur die Welle ist, die aus dem Nichtsen durch einen Punkt des abgesonderten Daseins wieder in das Nichtsein übergeht, indes das Ganze in unwandelbarer Einheit sich fortwälzt.“

Doch nicht nur zu ästhetischen Betrachtungen reizt ihn der Anblick. Für Forster wird das Weltenmeer zur Quelle von Völkergröße und Völkerschicksal. „Wir ahnten in Gedanken das gegenüberliegende Ufer und die entfernten Küsten, die der Ozean dem kühnen Fleiße des Menschen zugänglich macht. Wie heilig ist das Element, das Westteile verbindet!“

Amsterdam war die letzte Station Forsters auf dem Kontinent. Seine Beschreibung der großen Metropole Hollands ist eine der eindrucksvollsten Städteschilderungen in deutscher Sprache. Er besucht das Arsenal der Admiralität, ein mächtiges Gebäude von mehr als zweihundert Fuß im Quadrat, das auf 18 000 Pfählen erbaut ist. In drei Stockwerken sind hier die Ausrüstungsgegenstände für ganze Flotten aufgestapelt, Ankertaue und Segel in jeder Größe, Waffen aller Art, Laternen, Kompass und Flaggen. Vom Werftplatz überschaut er die unermessliche Wasserfläche des Hafens, erst in dämmernder Ferne blinkt der flache Sandstrand des jenseitigen Ufers auf. Wie ein Wald erheben sich die vielen tausend Mastbäume der

Indienfahrer, die hier versammelt sind; ankommende und auslaufende Fahrzeuge mit ihren Begleitbooten beleben die Szene. Zum Stapellauf einer großen Fregatte hat sich eine tausendköpfige Menge eingefunden. Auch Forster ist unter den Zuschauern. Die letzten Blöcke werden weggeschlagen, das Haltetau gekappt, und unter dem Jubel der Massen gleitet das Schiff in die Fluten. „So hebt sich himmelan das Herz in stolzer Freude über das Wollen und Vollbringen des menschlichen Geistes.“ Von Holland aus trat Forster die Überfahrt nach England an. Sein Aufenthalt hier brachte ihm nicht den gewünschten Erfolg. Man nahm ihn kalt und zurückhaltend auf. Es gelang ihm nicht, die erwartete nachträgliche Belohnung für das Weltreisebuch zu erlangen, und auch seine andere Hoffnung, die Mittel und den Verleger für ein großes systematisches Werk über die Pflanzenwelt der Südsee zu finden, ging nicht in Erfüllung. Anfang Juli 1790 reiste er über Frankreich zurück nach Mainz.

Das Ergebnis der Reise sind die „Ansichten vom Niederrhein“, die in den Jahren 1791—94 bei Voß in Berlin erschienen. In den ersten beiden Bänden, die den Verlauf der Fahrt bis Holland enthalten, verarbeitete er den Inhalt seiner Tagebücher mit den Briefen, die er an seine Frau geschrieben hatte. Der dritte Band mit den Aufzeichnungen aus England erschien erst nach Forsters Tode.

Die Jahre seit dem Abschluss seines Südsee-Reisewerkes waren für Forster angefüllt mit nüchterner Pflichtarbeit, die ihm keinen neuen Aufschwung geben konnte. Erst die Fahrt am Niederrhein brachte ihm die neue Befreiung und Entfaltung seiner Kräfte. Freilich war es keine Vergnügungsreise gewesen: „Es gibt vielleicht keine Arbeit, welche so die Kräfte erschöpft als dieses unaufhörliche, mit aufmerksamer Spannung verbundene Sehen und Hören allein wenn es wahr ist, dass die Dauer unseres Daseins nur nach der Zahl der erhaltenen Sensationen berechnet werden muss, so haben wir in diesen wenigen Tagen mehrere Jahre an Leben gewonnen.“ — Nach der Weite des durchmessenen Raumes war die Reise nicht entfernt mit der Erdumsegelung zu vergleichen. Aber auch diese Fahrt war in gewissem Sinne eine Weltreise, ein „Blick in das Ganze der Natur“ und ein Weg durch den Kosmos aller menschlichen Dinge. Erdgeschichte und Landschaft, Wirtschaftsleben, Handel, kirchliche, soziale und politische Fragen, die Kunst und das wissenschaftliche Leben sind seine Themen. Der ganze Umkreis menschlicher Interessen wird von einem reichen Geist durchleuchtet und geklärt. Leichtigkeit und Tiefe machen das Buch zu einem klassischen Werk deutscher Prosa. Lichtenberg nannte es eines der ersten Werke der Nation.

Noch einen anderen Ertrag brachte die Reise, die erste Verdeutschung von Kalidasas „Sakontala“, einer altindischen dramatischen Dichtung, die Forster nach der Übertragung des Engländers Jones übersetzte. Heute ist Forsters Fassung überholt, da mehrere Übersetzungen unmittelbar aus der Ursprache vorliegen, aber zu seiner Zeit gab sie den entscheidenden Anstoß zu einer vertieften Beschäftigung des deutschen Geistes mit der Dichtung des alten Indien. Herder war begeistert über das Werk, und Goethe entnahm ihm die Anregung zu dem „Vorspiel auf dem Theater“ im Faust. Kurz nachdem er Forsters Übersetzung erhalten hatte, schrieb er die Verse:

*Will ich die Blumen des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
will ich, was reizt und entzückt, will ich, was sättigt und nährt,
will ich den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen,
nenn' ich, Sakontala, dich, und so ist alles gesagt.*

Revolution in Mainz

Gleich nach der Übernahme des Amtes in Mainz hatte Forster in sein Haus den kursächsischen Legationssekretär Ferdinand Huber gezogen, einen Schöngest, der sich in dramatischen Dichtungen versuchte und von Forster Förderung seiner poetischen Bemühungen erhoffte.

Therese, die sich von Forster schon seit Wilna unverstanden fühlte und sich in Göttingen ganz von ihm entfremdet hatte, versuchte, den jungen Huber zu erziehen. Daraus wurde bald eine schwärmerische Freundschaft und während der Abwesenheit Forsters auf der Rheinreise leidenschaftliche Liebe. „Denn eh Forster nach England ging“, schreibt Therese, „hatten wir nie in irgendeinem Verhältnis gestanden, der Zufall entdeckte unsern Herzen, wie nahe sie waren, und Forsters häusliche Ruhe war dahin. Was ich fühlte, diesen Mann immer zu betrügen!“ Forster fand wieder nicht die Kraft, seine Ehe zu lösen, und willigte abermals in ein Verhältnis zu dritt. Die kommenden revolutionären Ereignisse trafen einen Mann, der in seinem eigenen Hause ein Fremdling geworden war.

Forster hatte auf der Rückreise von England in Paris die Vorbereitungen zum großen Nationalfest auf dem Marsfeld erlebt. Er fand den Anblick der Begeisterung im Volk herzerhebend, „weil er so ganz allgemein durch alle Klassen des Volkes geht und so rein und einfach auf das gemeine Beste mit Hintansetzung des Privatvorteils wirkt.“ Auch die weitere Entwicklung der Revolution im nächsten Jahr fand seinen Beifall. Als Goethe im August 1792 durch Mainz kam, verbrachte er mit dem Ehepaar Forster, Huber und einigen anderen Freunden „zwei muntere Abende“, aber die Gegensätze in der Beurteilung der Ereignisse waren unverkennbar. „Von politischen Dingen war die Rede nicht“, schreibt er in der „Kampagne in Frankreich“ von diesem Besuch, „man fühlte, dass man sich wechselseitig zu schonen habe; denn wenn sie republikanische Gesinnungen nicht ganz verleugneten, so eilte ich offenbar, mit einer Armee zu ziehen, die eben diesen Gesinnungen und ihrer Wirkung ein entschiedenes Ende machen sollte.“

Im Oktober rückte eine Revolutionsarmee unter General Custine in Mainz ein. Der Kurfürst, viele Beamte und Bürger flohen über den Rhein. Auch Huber zog sich auf Anweisung seiner Regierung nach Frankfurt zurück. Forster entschloss sich, in Mainz zu bleiben. Er mochte sich nicht von seinem Haus und Besitztum trennen und fürchtete als überzeugter Anhänger der Revolution für sich und die Seinen keine Gefahr. Auch hoffte er, durch sein Bleiben die Interessen der Universität bei den Franzosen vertreten zu können. Sein Schwiegervater Heyne billigte diesen Entschluss, gab ihm aber den dringenden Rat, sich nicht in eine zu enge Zusammenarbeit mit der Besatzungsmacht einzulassen. Forster befolgte diesen Rat nicht. Am 10. November trat er in den Mainzer Jakobinerklub ein. Auch Therese scheint ihn zu diesem Entschluss gedrängt zu haben, durch den sie von Forster frei zu kommen hoffte, um sich mit Huber vereinigen zu können. Fünf Tage später hielt er im Klub eine große Rede „über das Verhältnis der Mainzer gegen die Franken“, worin er die These vertrat, Mainz müsse für alle Zeiten bei der französischen Republik bleiben und der Rhein sollte in Zukunft die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich werden. Forster hatte sich entschieden, und er war sich klar darüber, was das für ihn zur Folge haben musste. „Ich habe mich für eine Sache entschieden, der ich meine Privatruhe, meine Studien, mein häusliches Glück, vielleicht meine Gesundheit, mein ganzes Vermögen, vielleicht mein Leben aufopfern muss. Ich lasse aber ruhig über mich ergehen, was kommt, weil es als Folge einmal angenommener und noch bewährter Grundsätze unvermeidlich ist.“

Forsters Annahme, dass sich die verbündeten Mächte dem Ansturm der revolutionären Kräfte am Rhein militärisch nicht gewachsen zeigen würden, erwies sich als falsch. Anfang Dezember rückten preußische Truppen in Frankfurt ein, und Mainz war bedroht. Therese, die sich mit ihren Kindern nicht den Gefahren eines erneuten Kampfes aussetzen wollte, reiste am 7. Dezember ab, um zunächst in Straßburg die weitere Entwicklung abzuwarten.

Finale in Paris

Forster empfand den Umbruch dieser Jahre als eine der ganz großen Wendezeiten der Geschichte. „Es ist eine der entscheidenden Weltepochen, in welcher wir leben. Seit der

Erscheinung des Christentums hat die Geschichte nichts Ähnliches aufzuweisen.“ Kurz nach der Hinrichtung des Königs ging er als Deputierter der Mainzer nach Paris und verlas dort am 30. März 1793 im Konvent eine von ihm selbst verfasste Adresse, worin er namens des „rheinisch-deutschen Volkes“ den Anschluss der von den Franzosen besetzten Rheingebiete an Frankreich forderte. Unter dem Eindruck dieser Kundgebung beschloss der Konvent daraufhin „par acclamation“ ein Dekret, das diesem Wunsche entsprach. „Ich bin immer noch mit der Revolution zufrieden“, schrieb er am folgenden Tage, „ob sie gleich etwas ganz anderes ist, als die meisten Menschen darunter denken.“

Aus innerster Überzeugung hatte sich Forster in Mainz zu den Gedanken der Revolution bekannt. Hier in Paris, wo er die Dinge und die handelnden Personen aus nächster Nähe kennenlernte, brachen alle seine Hoffnung und Ideale in wenigen Wochen zusammen. Am 8. April schreibt er: „Aus der Ferne sieht alles anders aus, als man's in der nähern Besichtigung findet. Ich hänge noch fest an meinen Grundsätzen, allein ich finde die wenigsten Menschen ihnen getreu. Alles ist blinde, leidenschaftliche Wut, rasender Parteigeist und schnelles Aufbrausen, das nie zu vernünftigen, ruhigen Resultaten gelangt.“ Acht Tage später kommt er zu der Überzeugung: „Je mehr man in die Geheimnisse der hiesigen Intrigue eingeweiht oder besser: je näher man mit dem ekelhaften Labyrinth bekannt wird, worin sich hier alles windet und dreht, desto mehr kalte Philosophie bedarf man, um nicht an allem, was Tugend heißt, zu verzweifeln und nun ruhig von der Gerechtigkeit des Himmels einen guten Ausgang zu erwarten. Es fehlte noch nach allem, was ich die letzte Zeit gelitten habe, dass mir die Überzeugung käme, einem Unding meine letzten Kräfte geopfert und mit redlichem Eifer für eine Sache gearbeitet zu haben, mit der es sonst niemand redlich meint und die ein Deckmantel der rasendsten Leidenschaften ist.“

Hat die Revolution den Franzosen das Glück gebracht, das sich die meisten davon erträumt haben? Ob sie glücklicher im gewöhnlichen Sinn des Wortes dadurch geworden sind, meint Forster, können nur diejenigen fragen, die über menschliche Angelegenheiten nie nachgedacht und keine Erfahrungen gesammelt haben. „Die Natur oder das Schicksal fragt nicht nach dieser besonderen Art von Glück. Ihre Sache ist es, dass die Menschen wirken und leiden und in beidem bald Freude genießen, bald Schmerz empfinden.“

Im Sommer erhielt er den Auftrag, mit den Engländern über den Austausch von Gefangenen zu verhandeln. Er begab sich zu diesem Zweck vorübergehend nach Arras, aber die Angelegenheit kam nicht vorwärts. Sein Leben in Paris, wo er gar keinen Anschluss an gleichgesinnte Freunde fand, wurde immer einsamer. „Ich bin jetzt da, wo Menschen in meiner Lage sich immer glücklich schätzen können hinzugelangen: im Hafen der Resignation. Aber der Name selbst lehrt schon, dass es die letzte, öde Zuflucht des von Stürmen umhergetriebenen Herzens ist. Ich bin ruhig, aber ich bin ausgebrannt.“ Alle diese Bekenntnisse sind an Therese gerichtet, denn sie ist jetzt der einzige Mensch, dem er sich noch offenbaren mag. Am 16. April schreibt er an sie: „Du wünschst, dass ich die Geschichte dieser greuelvollen Zeit schreiben möchte? Ich kann es nicht. Oh, seit ich weiß, dass keine Tugend in der Revolution ist, ekelt es mich an. Ich konnte, fern von allen idealischen Träumereien, mit unvollkommenen Menschen zum Ziel gehen, unterwegs fallen und wieder aufstehen und weitergehen, aber mit Teufeln und herzlosen Teufeln, wie sie hier sind, ist es mir eine Sünde an der Menschheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Licht der Sonne.“

Für einen Forster, der zu solchen Erkenntnissen gekommen war, hatte die Revolution keine Verwendung. Mehr und mehr wurde ihm bewusst, dass seine Rolle ausgespielt war. „Es ist schlechterdings unmöglich, dass ein Mann von meiner Denkungsart, von meinen Grundsätzen, von meinem Charakter sich in einem öffentlichen Posten erhalten und folglich dem Staat nützen könne.“ Noch glaubt er, dass sich ihm der Rückweg zu einer stillen Gelehrtenexistenz oder zu

einem Forschungsauftrag ins Ausland öffnen könnte. Er bewirbt sich um eine Sendung nach St. Domingo, dann wieder denkt er an eine Reise nach Italien, wo er mit einer Reisebibliothek, seinem Malkasten und schönem Zeichenpapier ein stilles Forscherglück zu finden hofft. Wenn er nur vierhundert bis fünfhundert Pfund Sterling aufreiben könnte, möchte er auch noch Persisch und Arabisch lernen und über Land eine Forschungsreise nach Indien machen. In einem Brief an Therese malt er sich dieses Zukunftsbild aus. „Ich könnte vier bis sechs Jahre ausbleiben oder noch länger, ohne zu alt zum Genuss des Überrestes meines Lebens in die Arme meiner Kinder zurückzukehren, und indem ich sie glücklich wiederfände, für die Erfüllung Deiner mütterlichen Pflicht auch Dir einen dankbaren Freund wieder zuzuführen.“

Noch lange hatte Forster auf eine Wiedervereinigung mit seiner Frau gehofft. Aber Therese war von Straßburg nach Neuenburg in der Schweiz übergesiedelt, wohin Forster nicht reisen konnte, und Huber war ihr dahin gefolgt, nachdem er den diplomatischen Dienst aufgegeben hatte. Zu einer Rückkehr zu Forster war sie nicht zu bewegen. Nur einmal noch, im November 1793, sah Forster seine Frau und die Kinder bei einer kurzen Begegnung an der Schweizer Grenze.

Auf der Rückkehr von dieser Reise zog er sich eine rheumatische Erkrankung zu, und in Paris musste er sich mit einer Brustfellentzündung zu Bett legen. An den langen Abenden, die er einsam und traurig verbrachte, kamen ihm Todesgedanken. „Wenn es nicht die so dunkle und nun so oft getäuschte Hoffnung wäre“, schreibt er kurz vor Weihnachten an Therese, „Euch noch etwas nützen zu können, so hätt' ich doch nun nichts mehr hier zu suchen und wäre wohl berechtigt, meinen Abschied zu fordern. Hundertmal hab ich nun schon erfahren, dass es größer ist zu leben als zu sterben. Jeder elende Hund kann sterben. Aber wenn hernach der Teufel, oder wer ist der schadenfrohe, zähnefletschende Geist in uns, der so einzusprechen pflegt, wenn der mit einem höllischen Spötteln fragt: Was ist dir nun die Größe? Bist du nicht ein eitler Narr, dich für besser als alle anderen zu halten, damit du dich über wirkliches Übel, über unverbesserliche Ungerechtigkeit der Natur täuschen kannst? - Was hat man diesem Adrammelech zu antworten? O mein Gott! da versink ich in meinen Staub, nehme meine Bürde auf mich und gehe weiter und denke nichts mehr als: du mußt, bis du nicht mehr kannst, dann hat's von selbst ein Ende.“

Krankheitserscheinungen, wie er sie auf der Südseereise bei Skorbutanfällen erlebt hatte, schwächten seinen Körper immer mehr. Die Einsamkeit um ihn war jetzt vollkommen. Ein anderer Mainzer Flüchtling, der Schriftsteller Haupt, war der einzige Mensch, der sich in seiner letzten Krankheitszeit noch um ihn kümmerte. Ein Schlaganfall brachte schließlich das Ende. In Deutschland als Vaterlandsverräter geächtet, von Frau und Freunden verlassen, arm und einsam starb Georg Forster am 10. Januar 1794 noch nicht vierzigjährig in der Fremde.

Georg Forsters Bild hat im Wandel der Zeiten eine sehr verschiedenartige Beurteilung erfahren. Der Ruhm, den er sich in jungen Jahren durch die Teilnahme an einer der großen Entdeckungstaten seines Jahrhunderts und durch das Weltreisewerk erwarb, blieb auch über die für Forster unfruchtbare Zeit in Kassel und Wilna lebendig. Er erneuerte und vertiefte ihn durch die „Ansichten vom Niederrhein“, brachte sich aber gleich nach deren Erscheinen durch seine politische Laufbahn um jede Wirkung. Sein Tod gab Anlass zu vielen gehässigen Angriffen. Schiller, dem Forster in seinen ästhetischen und kulturphilosophischen Anschauungen besonders nahestand, widmete ihm drei höhnische Xenien. Goethe urteilte weniger hart: „So hat der arme Forster denn auch seinen Irrtum mit dem Leben büßen müssen, wenn er schon einem gewaltsamen Tode entging. Ich habe ihn herzlich bedauert.“

Im Bewusstsein der Öffentlichkeit blieb sein Bild lange Zeit getrübt; der politische Irrweg der letzten Jahre überschattete seine Leistungen als Schriftsteller und Künstler. Einer hielt ihm die Treue, sein Schüler und Reisegefährte Alexander von Humboldt. Er hat ihm nicht nur fünfzig Jahre später in

seinem Alterswerk, dem „Kosmos“, voll tiefen Verständnisses ein literarisches Denkmal gesetzt, sondern er hat in seiner ganzen Lebensarbeit Forsters Anschauungen entwickelt und auf weiten Gebieten der Forschung und der Darstellung fruchtbar gemacht. Humboldt sieht in Forsters Werk „den Keim zu vielem Großen, das die spätere Zeit zur Reife gebracht hat“, den Beginn einer neuen Epoche naturwissenschaftlicher Erdbetrachtung, deren Ziel die vergleichende Völker- und Länderkunde ist.

Die moderne Erdkunde hat diese Anschauungen in wissenschaftlicher Spezialisierung unendlich bereichert und vertieft, an Klarheit und Wärme der Darstellungskunst aber selten erreicht und nicht übertroffen. Die geistigen und seelischen Kräfte, in denen diese Kunst wurzelt, hat Forster in einem Aufsatz „Die Kunst und das Zeitalter“ angedeutet: „Schön ist der Lenz des Lebens, wenn die Empfindung uns beglückt und die freie Phantasie in ewigen Träumen schwärmt. Uns selbst vergessend im Anschauen des gefühlerweckenden Gegenstandes fassen wir seine ganze Fülle und werden eins mit ihm. Nicht bloß die Liebe spricht: gebt alles hin, um alles zu empfangen. Bei jeder Art des Genusses ist diese unbefangene Hingebung der Kaufpreis des vollkommenen Besitzes. Aber auch nur was so innig empfangen, uns selbst so innig angeeignet ward, kann wieder ebenso vollkommen von uns ausströmen und als neue Schöpfung hervorgehen.“

Johann Gottfried Seume: Spaziergang nach Syrakus

Im Juni 1781 verschwand aus Leipzig der achtzehnjährige Student der Theologie Johann Gottfried Seume. Er hatte sich weder von seiner Mutter verabschiedet, die als Witwe in dem nahen Dorfe Knautkleeberg lebte, noch seinen Bekannten in Leipzig irgendeine Nachricht hinterlassen. Aber er hatte noch kurz vorher alle seine kleinen Schulden bezahlt, und gerade dieser Umstand ließ seine Freunde das Schlimmste befürchten. Im Juli erschien in der „Leipziger Zeitung“ ein Aufruf mit genauer Personalbeschreibung, doch alle Nachforschungen blieben ohne Erfolg.

Seume hatte Leipzig verlassen, um nach Paris zu wandern. Was er dort wollte, wusste er selbst nicht recht. Das Studium der Theologie, das er nach einer gründlichen humanistischen Ausbildung an der Leipziger Nikolaischule soeben begonnen hatte, befriedigte ihn nicht und brachte ihn in Zweifel und innere Schwierigkeiten. All das glaubte er, weder seiner Mutter noch dem Grafen von Hohenthal-Knauthain, der ihm das Studium ermöglichte, erklären zu können. So beschloss er, heimlich aus Leipzig zu verschwinden und zunächst einmal nach Paris zu gehen, um von dort aus später vielleicht in die Artillerieschule in Metz eintreten zu können. Dieser Aufbruch war mehr als ein Jungenstreich, er war der Ausdruck einer inneren Unrast, die ihn sein Leben lang nicht verlassen sollte.

Soldat wider Willen

Mit neun Talern und dem Tacitus in der Tasche verließ er Leipzig. Die erste Nacht schlief er in einem Dorf an der Unstrut, die zweite bei Erfurt, in der dritten packte ihn sein Schicksal. In dem Dorfe Vacha fiel er hessischen Werbemännern in die Hände. Als Arrestant wurde er in die Festung Ziegenhain gebracht und mit Hunderten von Schicksalsgefährten vom Landgrafen von Hessen-Kassel als Söldner für den nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg an England verkauft. „Ich ergab mich in mein Schicksal“, schreibt er später in seiner Selbstbiographie, „und suchte das Beste daraus zu machen, so schlecht es auch war. Wir lagen lange in Ziegenhain, ehe die gehörige Anzahl der Rekruten vom Pfluge und dem Heerwege und aus den Werbestedten zusammengebracht wurde. Die Geschichte und Periode ist bekannt genug: Niemand war damals vor den Handlangern des Seelenverkäufers sicher; Überredung, List, Betrug, Gewalt, alles galt. Man fragte nicht nach den Mitteln zu dem verdammlichen Zwecke. Fremde aller Art wurden angehalten, eingesteckt, fortgeschickt. Mir zerriss man meine akademische Inskription, als das einzige Instrument meiner Legitimierung. Am Ende ärgerte ich mich weiter nicht; leben muss man überall: Wo so viele durchkommen, wirst du auch; über den Ozean schwimmen war für einen jungen Kerl einladend genug, und zu sehen gab es jenseits auch etwas.“

Ein Jahr nach Seumes Abmarsch aus Leipzig trat der Truppentransport von Bremerhaven aus die Überfahrt nach Amerika an. „In den englischen Transportschiffen wurden wir gedrückt, geschichtet und gepökelt wie die Heringe. Den Platz zu sparen, hatte man keine Hängematten, sondern Verschläge in der Tabulatur des Verdecks, das schon niedrig genug war; und nun lagen noch zwei Schichten übereinander. Im Verdeck konnte ein ausgewachsener Mann nicht gerade stehen, und im Bettverschlage nicht gerade sitzen. Die Bettkasten waren für sechs und sechs Mann. Wenn viere darin lagen, waren sie voll, und die beiden letzten mussten hineingezwängt werden. Das war bei warmem Wetter nicht kalt; es war für einen einzelnen gänzlich unmöglich, sich umzuwenden, und ebenso unmöglich, auf dem Rücken zu liegen. Die geradeste Richtung mit der schärfsten Kante war nötig. Wenn wir so auf einer Seite gehörig geschwitzt und gebraten hatten, rief der rechte Flügelmann: Umgewendet! - und es wurde umgeschichtet.“

Zweiundzwanzig Wochen nach der Ausfahrt aus der Weser landeten die Transportschiffe in Halifax in Neuschottland. Der Unabhängigkeitskampf der nordamerikanischen Kolonien war jedoch damals schon so gut wie entschieden. Die Söldner wurden darum in einem Lager bei Halifax zusammengehalten und verbrachten ihre Zeit mit ewigem Exerzieren.

Einige Kameraden Seumes fassten den Plan, aus dem Lager zu fliehen und zu den republikanischen Truppen überzulaufen. Seume, der zum Sergeanten aufgerückt war, schloss sich ihnen jedoch nicht an, denn er hatte in einem deutschen Offizier, dem Freiherrn Heino von Münchhausen, einen gleich ihm der Poesie aufgeschlossenen Freund gefunden, mit dem er jede freie Stunde verbrachte.

Vom Lande selbst bekam er freilich nicht viel zu sehen. Trotzdem machte die in Neu-Schottland verbrachte Zeit, seine „huronische Epoche“, einen tiefen Eindruck auf ihn. Davon zeugt besonders das berühmt gewordene, von Rousseau'scher Kulturfeindschaft diktierte Gedicht von dem „Kanadier, der noch Europens - übertünchte Höflichkeit nicht kannte, - Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben, - Von Kultur noch frei im Busen fühlte“ mit dem für Seume charakteristischen lehrhaften Schluss: „Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute, - Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen! - Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.“

Nach dem Waffenstillstand wurde Seumes Truppenteil nach Europa zurückgebracht. Im September 1783 kam er wieder in Bremen an. Seumes erster Gedanke in der Heimat war Flucht aus dem verhassten Militärdienst. Am hellen Tage entwich er aus Bremen und entkam glücklich auf oldenburgisches Gebiet. Von dort aus wollte er den Heimweg nach Sachsen antreten. Er war aber so unvorsichtig, noch immer seinen hessischen Uniformrock zu tragen. Daher griffen ihn sogleich nach überschreiten der oldenburgischen Grenze preußische Werber auf und brachten ihn als hessischen Deserteur nach Emden in Ostfriesland zum preußischen Militärdienst.

Auch in Emden unternahm Seume zwei weitere Fluchtversuche, wurde aber gleich wieder aufgegriffen. Beim ersten Male rettete ihn nur ein Disput mit dem Kriegsgerichtsrat über den Bau eines Virgilischen Hexameters, den er an die Tür seines Arrestlokals geschrieben hatte, vor ernster Bestrafung. Nach dem zweiten missglückten Versuch wurde er zu zwölfmaligem Speißrutenlaufen verurteilt, unmittelbar vor der Vollstreckung aber zu sechs Wochen Arrest bei Wasser und Brot begnadigt. Fast vier Jahre musste er die preußische Uniform tragen. Schließlich verhalf ihm ein Emdener Bürger zur Freiheit, indem er ihm achtzig Taler als Kautions für einen Heimaturlaub nach Sachsen vorstreckte, aus dem Seume nicht zurückkehrte.

Mit vierundzwanzig Jahren langte er endlich wieder in Leipzig an. Er beendete sein akademisches Studium und erhielt nach der Doktorpromotion das Recht, an der Universität Vorlesungen zu halten. Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich durch Privatstunden. Aus dem Honorar für die Übersetzung eines englischen Romans, der bei Göschen in Leipzig erschien, zahlte er seinem Wohltäter in Emden den Vorschuss zurück, der ihm zur Freiheit verholfen hatte. Eine stille Gelehrtenlaufbahn lag aber nicht in seinem Sinn. Schon als Student war er Erzieher eines jungen baltischen Adligen gewesen, der an der Leipziger Universität studierte. Dessen Onkel, ein General von Igelström, war nach der zweiten Teilung Polens Generalgouverneur der an Russland gefallenen polnischen Provinzen geworden und berief Seume als seinen Sekretär. In dieser Eigenschaft erlebte er 1794 in Warschau den Freiheitskampf der Polen unter Kosciuszko. Er geriet dabei in mancherlei Gefahren. Auf den Trümmern Warschaus soll er während der Straßenkämpfe im Feuer gesessen und den Homer gelesen haben. Schließlich kam er in polnische Gefangenschaft und entging nur mit knapper Not dem Tode. Erst nach der Rückeroberung Warschaus durch die Truppen Suworows wurde er befreit und kehrte nach Leipzig zurück.

Auch jetzt mag er sich nicht zu einem seiner Vorbildung entsprechenden Amt oder überhaupt zu einem festen bürgerlichen Beruf entschließen. Er hat ein Liebeserlebnis mit einer Leipziger Bürgerstochter, aber der Vater will sein Kind nicht einem berufslosen Poeten geben. Auch das Mädchen zieht sich zurück, und Seume, seiner ganzen Natur nach kein Mann für Frauen, resigniert. Einige Liebesgedichte bleiben ihm als Reminiszenz an die Geliebte, dazu ein Medaillon, das er noch lange Zeit bei sich trägt.

Im Jahre 1797 bot ihm der Leipziger Verlagsbuchhändler Göschen eine Stelle als Korrektor in seiner Druckerei in Grimma an, und nach einigem Zögern sagte er zu. Viel zeitgenössische Poesie ging bei dieser Tätigkeit durch seine Hände. Es war eine beschwerliche Arbeit, die ihm selten Freude und wenig Dank einbrachte. Besonders Klopstock, dessen Oden und ‚Messias‘ er im Neudruck überwachte, stellte durch seine Nörgelei und ungerechte Kritik Seumes Verehrung zu ihm auf eine harte Probe. Aber in anderer Weise wurde die Grimmaer Zeit für ihn fruchtbar. Schon vorher hatte er einen Band seiner eigenen Gedichte herausgebracht, und jetzt entstanden zahlreiche neue Dichtungen und Abhandlungen. Durch diese Arbeiten wie durch seine merkwürdigen Lebensschicksale wurde er in den literarischen Kreisen Deutschlands rasch bekannt; sein Name erschien schon im Konversationslexikon. Besonders interessierte sich für ihn der Dichter Ludwig Gleim in Halberstadt, damals schon ein Achtzigjähriger, der bis zu seinem Tode Seume ein väterlicher Freund blieb. Eine enge Freundschaft verband ihn mit dem Leipziger Maler Veit Schnorr von Carolsfeld, dem Vater des bekannten Historienmalers.

Spaziergang nach Syrakus

In keiner ausgeglichenen Lebenslage hielt Seume es länger als bestenfalls einige Jahre aus. Als er bei Göschen eintrat, sagte er: „Zwei Jahre will ich bei Ihnen sitzen, dann muss ich mich aber wieder ein wenig auslaufen.“ Die zwei Jahre waren noch nicht herum, da richtete er an Gleim den Stoßseufzer: „Wenn ich so fort korrigiere, fürchte ich nur, mein ganzes Leben wird ein Druckfehler werden.“ So war auch jetzt in seinem Leben wieder eine Veränderung fällig. Diese Veränderungen entspringen bei ihm keinem vorgefassten Lebensplan, sie dienen keinem bestimmten Ziel, erscheinen willkürlich und zufällig, und doch fügen sie sich in seinem Leben zu einem schicksalhaften Ganzen.

Seume beschloss, nach Italien zu reisen, und sein Freund Schnorr wollte ihn begleiten. Auch für diese Reise vermag er keinen anderen Zweck anzugeben als den, er möchte sich wieder ein wenig auslaufen und den Theokrit in dessen Heimst in der Ursprache lesen. Alle seine Freunde rieten ihm von dem Plane ab, der Weg sei jetzt zu gefährlich. Auch Gleim warnte ihn mit dem nachdenklichen Wort: „Wie viele Reisende meiner Bekanntschaft kamen unweiser, als sie abreisten, aus Italien und Griechenland zurück“, schickte ihm dann aber doch zweihundert Taler in Gold als Zuschuss für die Reisekosten.

Reisen bedeutete für Seume zu Fuß marschieren, „tornistern“, wie sein Lieblingsausdruck lautet. „Wer geht“, schreibt er später in der Schilderung seiner nordischen Reise, „sieht im Durchschnitt anthropologisch und kosmisch mehr, als wer fährt, überfeine und unfeine Leute mögen ihre Glossen darüber machen; es ist mir ziemlich gleichgültig. Ich halte den Gang für das Ehrenvollste und Selbständigste in dem Manne und bin der Meinung, dass alles besser gehen würde, wenn man mehr ginge. Fahren zeigt Ohnmacht, Gehen Kraft. Schon deswegen wünschte ich nur selten zu fahren, und weil ich aus dem Wagen keinem Armen so bequem und freundlich einen Groschen geben kann. Wenn ich nicht zuweilen einem Armen einen Groschen geben kann, so lasse mich das Schicksal nicht lange mehr leben.“

Seume war damals achtunddreißig Jahre alt, ebenso alt wie Goethe zu Beginn seiner italienischen Reise. Ein Freund beschreibt ihn als einen kleinen mageren Mann in bescheidenem Überrock, mit buschigem Backenbart, schlichtem braunem Haar und einem Blick, dessen Bestimmtheit zu der hellen Bläue seiner Augen nicht recht zu passen schien. Manche Leute stieß er vor den Kopf durch barsches, soldatisches Auftreten, hinter dem er die zarten und sensiblen Seiten seines Wesens zu verbergen suchte. Seumes äußere Lebenshaltung war spartanisch einfach bis zur Primitivität. „Mir ist es einerlei, ob ich mit einem Tambour eine Brotrinde von der Trommel oder sechzehn Gerichte von Silber esse; ich habe beides getan und mich bei beiden gleich wohl gefühlt.“ Er verschmähte für seine Person auch den bescheidensten Luxus und war stolz darauf, dass er bei solcher Lebensart niemals Mangel leiden konnte.

Seine Reiseausrüstung war denkbar einfach. Ein Tornister aus Seehundsfell mit einem Dachsgesicht auf dem Rücken bildete sein einziges Gepäckstück. Als Inhalt einschließlich all dessen, was er auf dem Leib hatte, zählt er in einem Brief an Göschen auf: Einen blauen Frack, zwei Westen, zwei Hosen und Unterhosen, ein Paar wollene und ein Paar baumwollene Strümpfe, vier Halstücher, zwei Schnupftücher, ein Paar Schuhe und ein Paar Pantoffeln. Die Zahl der Hemden vergaß er anzugeben. Das Rasierzeug für beide trug Schnorr. So sehr er aber auch bei der Ausrüstung an Gewicht sparte, eine Reisebibliothek wollte er nicht entbehren. Sie bestand aus zwölf Büchern und enthielt von Homer bis Tacitus alle die klassischen Autoren, die er unterwegs immer zur Hand haben wollte.

Seume hatte den Wunsch, vor der Reise nach Italien noch einen Besuch in Weimar zu machen, um Goethe, Herder, Wieland und Schiller aufzusuchen. Schnorr und ein junger Engländer, Henry Crabb Robinson, der sich zum Studium in Deutschland aufhielt, begleiteten ihn. über den Besuch bei Goethe schreibt Robinson in seinen Aufzeichnungen: „Bei unserm Eintritt erhob er sich und deutete etwas kalt und zurückhaltend an, uns zu setzen. Da er sein strahlendes Auge auf Seume richtete, der das Wort führte, so hatte ich sein Profil vor mir, und so blieb es die zwanzig Minuten lang, die wir verweilten. — Meine Begleiter sprachen von sich, Seume von seiner unglücklichen Jugend und seinen Abenteuern. Goethe lächelte, wie es mir schien, gütig und herablassend.“

Am 6. Dezember 1801, einem Sonntag, verließen die beiden Wanderer Grimma. Die Sonne schien warm wie im Frühling. Vom Ufer der Mulde überblickte Seume noch einmal die heimatliche Landschaft und sprach sein Reisegebet: „Dass der Himmel mir geben möchte billige, freundliche Wirte und höfliche Torschreiber von Leipzig bis nach Syrakus; dass er mich behüten möchte vor den Händen der monarchischen und demagogischen Völkerbeglucker, die mit gleicher Despotie uns schlichten Menschen ihr System in die Nase heften wie der Samojede seinen Tieren den Ring.“

Nach zwei Tagen kamen sie in Dresden an. Seume war kein Freund von fürstlichen Residenzen. Schon in deren Nähe glaubte er, eine kalte und unfreundliche Luft zu spüren. Auch bei der Hauptstadt Sachsens erging es ihm so, und sogar die Physiognomie der Dresdener missfiel ihm. Die berühmten Sehenswürdigkeiten, die sonst der Reisende bestaunt, vermögen ihn nicht zu locken. „Du kennst meine Saumseligkeit und Sorglosigkeit in gelehrten Dingen und Sachen der Kunst Was soll ich Laie in einem Heiligtum? Die Galerie sah ich nicht, weil ich dazu noch einmal hätte Schuhe anziehen müssen; den Antikensaal sah ich nicht, weil ich den Inspektor das erste Mal nicht traf; und das übrige nicht, weil ich zu indolent war. Du verlierst nichts; ein anderer wird dir alles besser erzählen und beschreiben.“ Dagegen vermerkt er ausführlich und mit lebhaftem Missfallen, dass man in Dresden die Straßen und Gassen an den Ecken noch immer nicht mit Schildern bezeichnet hat. Einen solchen Polizeiarikel, schreibt er, gibt es schon seit zehn Jahren in kleinen Provinzialstädten, sogar in Polen.

über das verschneite Erzgebirge wandern sie nach Böhmen. Die Gegend wird flüchtig geschildert, ausführlicher die Wirtshäuser, ihre Speisezetteln, sogar die Betten. Einmal muss er für einen bescheidenen Eierkuchen fünfzig Kreuzer bezahlen, „welches ich für einen Eierkuchen in Böhmen eine stattliche Handvoll Geld finde.“ Immer wieder kehrt er bei solchen Betrachtungen auf den Wert der Bedürfnislosigkeit zurück, „übrigens lasse ich die Qualität der Wirtshäuser mich wenig anfechten. Das beste ist mir nicht zu gut, und mit dem schlechtesten weiß ich noch fertig zu werden. Ich denke, es ist noch lange nicht so schlimm als auf einem englischen Truppentransportschiffe, wo man uns wie die schwedischen Heringe einpökelte.“

Die Strecke von Budin nach Prag, sieben deutsche Meilen, legten sie in zehn Stunden zurück, und Tagesleistungen wie diese waren häufig. Seumes Art zu „tornistern“ ist kein romantisches Wandern, nicht dem Tempo nach und nicht nach der Art des Sehens und Empfindens. Er betrachtet die Landschaft mit praktischen Augen; sie reißt ihn höchst selten zu Gefühlsüberschwang hin, oft dagegen zu moralisierenden Betrachtungen. „Der Boden mit den großen weitläufigen Weinfeldern“, schreibt er in Mähren, „könnte, da er überall sehr gut zu sein scheint, doch wohl besser angewendet werden als zu Weinbau. Die Armen müssen billig eher Brot haben als die Reichen Wein, und Abte können in diesem Punkte weder Sinn noch Stimme haben.“

Am zweiten Weihnachtsfeiertag trafen die Freunde in Wien ein. Beim Torschreiber, auf der Post und bei der Polizei wurden sie ungewöhnlich höflich abgefertigt, was für Seume ein wichtiges Kriterium bei der Beurteilung einer fremden Stadt ist. Er besucht den Maler Füger, dessen Zeichnungen zu Klopstocks ‚Messias‘ ihn begeistern. Das Wiener Nationaltheater auf der Burg und das Theater am Kärntnertor machten ihm keinen besonderen Eindruck, mehr interessiert ihn Schikaneders Vorstadtheater an der Wien. Die Freundlichkeit, mit der er als Fremder überall behandelt wird, empfindet er für eine Residenzstadt als erstaunlich. Aber das Großstadtgetriebe missfällt ihm in höchstem Grade. An den Lärm der großen Städte hat er sich weder in Warschau noch in Berlin gewöhnen können. Hier findet er ihn mehr als anderswo. Das Gerassel der Wagen dauert überall vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, und besonders abends in der Gegend der Burg ist man oft in Gefahr, unter die Räder zu kommen. „Ich pflege also auf allen Fall beständig meinen tüchtigen, schwerbezwungenen Knotenstock zu tragen, um zur Not, wenn periculum in mora ist, meinen eigenen Polizeiknecht zu machen; denn ich begreife nicht die Verbindlichkeit, mich von dem Maschinenwerke des Reichtums radbrechen zu lassen, und sollte ich der vorgespanten Bestie oder dem Kutscher das Nasenbein zerschlagen, oder auch wohl der dicken Excellenz nach Rechtschaffenheit der Umstände durchs Wagenfenster einen Cirkumflex über den Magen geben, der durch Dunst und Krampf so viel Unheil anrichtet. Das würde ich nicht nur für mich, sondern für jeden anderen Leidenden tun; und Sie werden begreifen, dass dies nicht Sansculottisen sind, sondern wahrer Eifer für Humanität ist. Wer bei gewissen Dingen nicht seine Vernunft verliert, muss wenig haben, sagt Lessing.“

Freunde in Prag und Wien hatten Schnorr, der verheiratet und Vater von fünf Kindern war, wegen der Unsicherheit des Weges dringend von der weiteren Fußreise nach Italien abgeraten. Seume konnte sich diesen Warnungen nicht verschließen. „Was ich als einzelnes isoliertes Menschenkind ganz ruhig wagen konnte, wäre für einen Familienvater Tollkühnheit gewesen. Komme ich um, so ist die Rechnung geschlossen; aber bei ihm wäre die Sache nicht so leicht abgetan.“ So begleitet ihn Schnorr nach vierzehntägigem Aufenthalt in Wien an einem schönen kalten Morgen noch eine Stunde weit hinaus vor die Stadt und lässt ihn allein nach Italien ziehen, über den tief verschneiten Semmering und Graz wandert er nach Süden und ist schon nach weniger als zwei Wochen in Triest. Hier wohnt er im gleichen Gasthause, in dem Winckelmann ein Menschenalter vor ihm ermordet wurde. Er sucht sein Grab, aber niemand vermag es ihm zu zeigen.

Nichts von den feierlich schicksalhaften Gefühlen, die Goethe beim ersten Blick auf Venedig empfand, bewegt Seume. Er nimmt einen Lohndiener, eine Ausgabe, die der sonst so Sparsame sich in fremden Städten öfters erlaubt, wenn auch nur zu dem Zweck, um so am schnellsten Anschluss an das Volk zu finden. Schon am ersten Morgen sah er mehr als zwanzig Kirchen, und damit waren sie für ihn erledigt. Wichtiger als alle Bauwerke sind ihm die menschlichen Dinge: „Das Traurigste ist in Venedig die Armut und Bettelei. Man kann nicht zehn Schritte gehen, ohne in den schneidendsten Ausdrücken um Mitleid angefleht zu werden, und der Anblick des Elends unterstützt das Notgeschrei des Jammers. Um alles in der Welt möchte ich jetzt nicht Beherrscher von Venedig sein, ich würde unter der Last meiner Gefühle erliegen. Wenn ich länger in Venedig bliebe, müsste ich notwendig mit meiner Börse oder mit meinem Empfinden bankrott machen.“

Die alte Kunst Venedigs bleibt ihm fremd. Wie es oft Laien in Kunstdingen ergeht, wird er dagegen hier von einem zeitgenössischen Kunstwerk aufs tiefste erschüttert, das im Urteil der zünftigen Kunstkenner keinen sonderlichen Rang einnimmt. Es ist Canovas Marmorstatue der Hebe, die er im Hause Alberici sieht. „Ich will, ich darf keine Beschreibung wagen; aber ich weissage, dass sie die Angebetete der Künstler und ihre Wallfahrt werden wird. Diese einzige Viertelstunde hat mir meine Reise bezahlt. Es ist die reinste Schönheit, die ich in der Natur und in der Kunst gesehen habe.“

Schon nach neun Tagen verließ er Venedig. Das Wetter wurde schlecht, und zwischen Ferrara und Bologna warnten ihn Einheimische vor einem gefährlichen Sumpfgebiet. So beschloss er, zum ersten Male auf kurze Strecke in einem Wagen zu fahren, dessen Kutscher sich ihm aufdrängte. Aber wenn Seume schon einmal einen Wagen benutzte, konnte es nicht gut gehen. Immer wieder fiel bald das eine, dann das andere Pferd, und schließlich wälzten sich beide im tiefsten Morast. Nur mit Mühe konnte er sich und seine beiden Reisegefährten, eine italienische Dame und einen cisalpinischen Kriegskommissar, in Sicherheit bringen. Reumütig kehrt er nach solchen Erfahrungen wieder zum Fußmarsch als der einzigen des Menschen würdigen Art des Reisens zurück.

Je mehr er sich Rom nähert, um so deutlicher wird ihm bewusst, dass er sich jetzt wirklich auf klassischem Boden befindet. „Wer nur ein Kerl wäre, der etwas Ordentliches gelernt hätte! Hier komme ich nun schon in das Land, wo kein Stein ohne Namen ist.“

Anfang März, knapp drei Monate nach seiner Abreise von Grimma, kam Seume in Rom an. Goethe, mit Wagen und auf kürzerer Strecke reisend, brauchte von Karlsbad bis Rom 56 Tage. Er besucht den preußischen Ministerresidenten Uhden, den Kunstschriftsteller Fernow und Kardinal Borgia, an die er Einführungsschreiben hatte, auch suchte er den Bildhauer Canova in dessen Atelier auf. Alle empfingen ihn herzlich und wollen ihm bei seinem Romaufenthalt behilflich sein. Aber weder diese Freunde noch die klassischen und neueren Kunstschatze der Ewigen Stadt vermögen ihn zu halten. Schon nach dreitägigem Aufenthalt verlässt er Rom wieder, um noch vor Beginn der heißen Jahreszeit nach Sizilien zu kommen. Seume hat wenig Sinn für die Reize der reinen Naturlandschaft. Trotz aller Kulturkritik, die in jeder seiner Schriften zutage tritt, geht ihm das Herz in der Heimat wie in der Fremde nur auf in einer Landschaft, wo die Natur und die menschliche Tätigkeit sich zu einer höheren Harmonie vereinigen. Eine solche Kulturlandschaft mit den Zeugnissen menschlichen Wirkens aus mehr als zwei Jahrtausenden findet er auf seiner ganzen Reise nirgends vollkommener als in Kampanien, der Landschaft im Umkreis von Neapel: „Dieses ist also das schöne, reiche, selige Kampanien, das man, seitdem es so bekannt ist, zum Paradies erhoben hat, für das die römischen Soldaten ihr Kapitol vergessen wollten! Es ist wahr, das sogenannte Kampanertal ist von allem, was ich in der Alten und Neuen Welt bis jetzt noch gesehen habe, der schönste Platz, wo die Natur alle ihre Gaben bis zur höchsten Verschwendung ausgegossen hat. Jeder Fußtritt trieft von Segen. Du pflanzest einen Baum, und er wächst in

kurzer Zeit schwelgerisch breit und hoch empor. Du hängst einen Weinstock daran, und er wird stark wie ein Stamm, und seine Reben laufen weit ausgreifend durch die Krone der Ulme; der Ölbaum steht mit bescheidener Schönheit an dem Abhang der schützenden Berge; die Feige schwillt üppig unter dem großen Blatt am gesegneten Ast; gegenüber glüht im sonnigen Tal die Orange, und unter dem Obstwalde wallt der Weizen, nickt die Bohne in reicher, lieblicher Mischung. Der Arbeiter erntet dreifach auf dem nämlichen Boden in Fülle Obst und Weizen und Wein; und alles ist üppige, ewig jugendliche Kraft.“

Von Neapel und seiner Umgebung sah Seume zunächst nur wenig. Erst auf der Rückreise blieb er hier etwas länger, besuchte Salerno, Paestum, Pompeji und bestieg den Vesuv bis zum Kraterrand. Diese Ausflüge musste er meist ohne Führer machen, denn unter den Fremdenführern Neapels hatte es sich rasch herumgesprochen, dass er fast nie einen Wagen nahm, sondern für neapolitanische Begriffe unglaublich weit zu Fuß marschierte.

Sizilien

Zur überfahrt nach Sizilien benutzte Seume ein Kauffahrteischiff, weil er auf das Paketboot nicht warten wollte. Er hatte mit einer langen Seereise gerechnet und sich darum auf acht Tage mit Proviant versehen, da der Kapitän wegen der Fastenzeit sich nicht mit seiner Verpflegung befassen wollte. Aber schon nach sechsunddreißig Stunden landeten sie in Palermo. Hier hatte Goethe fünfzehn Jahre vor ihm zwei glückliche und fruchtbare Wochen verbracht; hier hatte er im öffentlichen Garten der Stadt den Plan zur Nausikaa entworfen und die Idee der Urpflanze entwickelt. Seumes Interessen waren nicht so hochfliegend. Sein erster Weg führte ihn zur königlichen Bibliothek, wo ihn die Fülle wertvoller Klassikerausgaben und ein kostbarer chinesischer Konfuzius mit lateinischer Übersetzung entzückten. Er ging im Hafen spazieren und bestieg den Monte Pelegrino. Oben auf dem Berg zog er das Medaillon mit dem Bild seiner einstigen Geliebten aus Leipzig hervor, das er als Amulett am Halse trug. Dabei zerbrach es, und er warf die Stücke in den Abgrund. „Ehemals wäre ich dem Bildchen nachgesprungen; auch jetzt noch dem Original. Aber ich stieg nun ruhiger den Schneckengang nach der Königstadt hinab; die rötlichen Wölkchen vom Aetna her flockten lieblich mir vor den Augen. Ich vergaß das Gemälde; möge es dem Original wohlgehen!“

Damit war Palermo für ihn erledigt. Um sich auf die Reise durch Sizilien zu rüsten, ließ er seine Stiefel - zum zweiten Male auf der Reise - neu besohlen. „Da ich barfuss nicht wohl ausgehen kann und doch etwas anderes zu schreiben eben nicht aufgelegt bin, habe ich mich hingesezt und in Sizilien einen Sizilier, nämlich den Theokritos, gelesen.“

Nur von einem Maultiertreiber begleitet, durchquert er die Insel von Palermo nach Girgenti. Der Verfall der Landwirtschaft, den er überall beobachtet, empört ihn tief. In einer Herberge muss er noch seinen Wirtsleuten von dem Brot abgeben, das er vorsorglich aus Palermo mitgenommen hat. „Die Leutchen im Hause, unter denen ein Kranker war, segneten die fremde Hilfe; denn das wenige Brot, das sie selbst hatten, war sehr schlecht. Ist das nicht eine Blasphemie in Sizilien, das ehemals eine Brotkammer für die Stadt Rom war? Ich konnte meinen Unwillen kaum bergen. Die Insel sieht im Innern furchtbar aus. Hier und da sind einige Stellen bebaut; aber das Ganze ist eine Wüste, die ich in Amerika kaum so schrecklich gesehen habe. Zu Mittag war im Wirtshause durchaus kein Stückchen Brot zu haben. Ich blickte fluchend rund um mich her über den reichen Boden und hätte in diesem Augenblick alle sizilianischen Barone und Abte mit den Ministern an ihrer Spitze ohne Barmherzigkeit vor die Kartätsche stellen können. Es ist heillos.“

Zwischen Girgenti und Syrakus hat er endlich die schon längst prophezeite Begegnung mit Straßenräubern. Drei bewaffnete Männer halten ihn an, einer packt ihn am Kragen und zerrt ihn so

heftig, dass der Rock entzweigeht. Seume hatte den größten Teil seines bescheidenen Gepäcks in Palermo zurückgelassen, denn man hatte ihn dort gewarnt, er könnte unterwegs allein schon seines prächtigen Tornisters wegen totgeschlagen werden. Seine Uhr hatte er tief im Anzug versteckt und sein Reisegeld - 27 Unzen in Gold - in einer besonderen Tasche unter dem linken Ärmel aufbewahrt, so dass beides nicht entdeckt wurde. Die Räuber durchsuchten nun seinen Reisesack, fanden darin aber nur ein Hemd, ein Stück hartes Brot und ein Stückchen Käse. Vor solcher Armseligkeit waren selbst sie erschüttert und behandelten ihn nun wie einen Kollegen. Sie gaben ihm von ihrem Wein zu trinken und versuchten wenigstens noch herauszubekommen, ob er etwas vom Lottospiel verstünde. Als Fremder und gescheiter Kerl, meinten sie, müsse er sich doch irgendwie ausrechnen oder auszaubern können, welche Nummer gewinnt. Als er auch darin versagte, wünschten sie ihm gute Reise und ritten davon.

Am 30. März kam er in Syrakus an. Hier fand er eine gleichgestimmte Seele, den gelehrten Ritter Landolina, der in der wissenschaftlichen Welt durch seine Versuche zur Wiedererfindung des altägyptischen Papiers aus der sizilianischen Papyruspflanze Aufsehen erregt hatte und ihn mit der Liebe des Lokalhistorikers fürs Detail überall umherführte. Von der alten Festung aus überblickten sie die Fläche der ungeheuren Ruinenstadt. Seume hatte sein Leben lang die antiken Autoren, voran die Historiker, geliebt und immer wieder von neuem studiert. Aber erst hier in dieser geschichtsgesättigten Landschaft gewinnen Ereignisse und Gestalten der antiken Geschichte für ihn ein unheimliches Leben: „Dort unten rechts an der alten Mauer, welche die Herren von Athen umsonst angriffen, stand das Haus des Timoleon, wo man bei der kleinen Mühle noch die Trümmer zeigt. Links hier unten brach Marcellus herein, drang dort hervor bis in die Gegend des kleinen Hafens, wo der schöpferische Geist Archimeds mit dem Feuer des Himmels seine Schiffe verzehrte; dort stand er im Lager und wagte es lange nicht, weiter zu gehen, weil er sich hier vor der starken Besatzung der Außenwerke in Epipolä fürchtete. Dort weiter links hinunter auf der Ebene liegt der Acker, den der Verräter erhielt, welcher die Römer führte. Weiter hinab lag Thapsus und in der Ferne Augusta, jenseits eines andern Meerbusens. Hier hätte ich tagelang sitzen mögen, mit dem Thukydidies und Diodor in der Hand.“ Augenblicke wie diese sind es, die ihn für alle Mühen seiner Wanderung belohnen. „Ich halte dieses halbe Stündchen für eines der schönsten, die ich genossen habe, wenn ich nur die Melancholie herauswischen könnte, die für die Menschheit darin war.“

Heimweg

Seume ist jetzt am Ziel seiner Reise, jedenfalls an dem Punkt, den er sich selbst und den Freunden daheim als solches gesetzt hatte. War aber Syrakus für ihn wirklich das Ziel, um dessentwillen er alle Beschwerden der Wanderung auf sich genommen hatte? Wie für alle Reisenden aus Leidenschaft gilt auch für ihn das Wort: Es gibt kein Ziel, der Weg ist das Ziel. Nach seiner Besteigung des Ätna weiß er in Sizilien nichts Rechtes mehr anzufangen. „Dieses ist also das Ziel meines Spazierganges, und nun gehe ich mit einigen kleinen Umschweifen wieder nach Hause.“ Diese Umschweife führten ihn über Neapel und Rom nach Florenz und Mailand, an den Lago Maggiore und über den Gotthard. Die Rückreise vermehrt wohl die Fülle der Eindrücke und Erlebnisse, aber sie vertieft sie nicht wesentlich. Er benutzt jetzt öfter den Postwagen, denn nach der Umkehr in Sizilien hat ihn die Unrast des Heimkehrens gepackt. Aber je näher er der Heimat kommt, umso mehr fürchtet er wieder das eintönige bürgerliche Leben, das ihn zu Hause erwartet, und er entschließt sich noch zu einigen weiteren „Umschweifen“, zum Weg über die Schweiz nach Paris.

Vor den Toren von Basel fordern ihn Werber auf, in spanische Kriegsdienste zu treten. Aber er ist nicht mehr wie damals vor zwanzig Jahre ein Knabe, der auf jeden Trick hereinfällt. Er lehnt

energisch ab, fühlt sich aber doch sichtlich geschmeichelt, dass man ihn noch für kriegstauglich hält.

In Paris ist sein erster Weg zur Antikensammlung im Louvre, wo er vor dem Laokoon sogleich in gelehrte Betrachtungen über die richtige Restaurierung der Gruppe verfällt. Merkwürdigerweise wird sein sonst so empfindliches Gerechtigkeitsgefühl nicht sonderlich beeindruckt durch die Tatsache, dass die Franzosen mit den Kriegskontributionen auch große Mengen von Kunstschatzen aus Italien nach Paris gebracht haben. Es beruhigt ihn, dass nur öffentliche Sammlungen wie die vatikanische und die kapitolinische davon betroffen wurden, die Privatsammlungen dagegen nicht gelitten haben. Er ist rasch bei der Hand mit dem merkwürdigen Trost, dass man die eigentliche Wiege der italienischen Kunst, die Landschaft um Rom, nicht wegtragen könne. Ja er kommt zu dem Schluss: Die Schätze schlafen in Italien, und es ist vielleicht kein Unglück, dass sie etwas geweckt und zu wandern gezwungen worden sind.

„Gestern habe ich ihn auch endlich gesehen, den Korsen, der der großen Nation mit zehnfachem Wucher zurückgibt, was die große Nation seine kleine seit langer Zeit hat empfinden lassen.“ Die Begegnung mit Napoleon musste in einem Menschen wie Seume einen Sturm widerstreitender Gefühle wachrufen. Als Verehrer männlicher Größe in der Antike fand er vieles an ihm bewundernswert, seinen Mut, seinen Scharfblick, sein militärisches und politisches Genie. Aber als Fanatiker für Freiheit und Gerechtigkeit musste er seine spätere Entwicklung immer mehr ablehnen. „Ein Mann, der zehn Jahre lang fast grenzenlose Gewalt in den Händen gehabt hat, müsste ein Blödsinniger oder schon ein öffentlicher, verächtlicher Bösewicht sein, wenn er nicht Mittel finden sollte, sich wieder wählen zu lassen und sodann nicht Mittel, die Wahl zum Vorteil seiner Kreaturen zu beherrschen. - Das Schicksal hatte ihm die Macht in die Hände gelegt, der größte Mann der Weltgeschichte zu werden; er hatte aber dazu nicht Erhabenheit genug und setzte sich herab. Ich könnte weinen, es ist mir, als ob mir ein böser Geist meinen Himmel verdorben hätte. Ich wollte so gern einmal einen wahrhaft großen Mann rein verehren; das kann ich nun hier nicht.“

Für Paris als Stadt des Glanzes und des Lebensgenusses, für den Zauber des ganzen Stadtbildes hat Seume kein Organ. Auch bei dem Vergleich zwischen Paris und Rom, den er am Ende seines Aufenthaltes anstellt, fallen diese Dinge nicht entscheidend ins Gewicht. „Der Gelehrte gehe nach Paris; der Künstler wird zur Vollendung immer noch nach Rom gehen, wenn er gleich für sein Fach auch hier an der Seine jetzt zehnmal mehr findet als vorher. Sobald die Franzosen Raffaele und Buonarottis haben werden, sind sie die Koryphäen der Kunst, und man wird zu ihnen wallfahrten wie in den Vatikan.“ Es sind weniger die lebendigen Kräfte als die musealen Schätze und die Institutionen, die für sein Urteil maßgebend sind, wenn darin auch schon eine Vorahnung von dem anklingt, was Paris im Verlauf des Jahrhunderts für die europäische Kunst bedeuten sollte.

Nun ist er endgültig zur Rückkehr nach Deutschland bereit, über Straßburg und Frankfurt wandert er der Heimat entgegen. Wieder kommt er durch Vacha, wo ihn vor zwanzig Jahren der Landgraf aufgreifen und nach Amerika verkaufen ließ. „Jetzt sollen dergleichen Gewalttätigkeiten abgestellt sein. Doch möchte ich den fürstlichen Bekehrungen nicht zu viel trauen; sie sind nicht sicherer als die demagogischen.“ Erst im Thüringischen fühlt er sich richtig zu Hause. Er meint, auf seiner ganzen Reise keinen höheren Grad von Wohlstand angetroffen zu haben, und findet unter den Bewohnern „eine gewisse alte Bonhomie des Charakters“, so dass er den meisten ohne weitere Bekanntschaft seine Börse anvertrauen würde. Ganz ohne Kritik geht es aber auch da nicht ab. Wie ihn zu Beginn seiner Reise in Böhmen die Verwendung guten Ackerlandes für den Weinbau ärgerte, so hier die Tabakpflanzungen: „Dieses Giftkraut, das sicher zum Verderben der Menschheit gehört, beweist vielleicht mehr als irgendein anderes Beispiel, dass der Mensch ein

Tier der Gewohnheit ist. In Amerika, wo man noch auf fünfhundert Jahre Land genug hat, mag man die Pflanze auf Kosten der Nachbarn immer pflegen; aber bei uns ist es schlimm, wenn man durchaus die Ökonomie mehr merkantilisch als patriotisch berechnet.“ Zu etwas mehr Sinn für die Dinge des Lebensgenusses hat ihm auch der Spaziergang nach Syrakus nicht verholfen.

Ohne Anmeldung erschien er eines Tages bei seiner alten Mutter in dem Dorfe Poserna bei Weißenfels. Man hatte ihr von den Abenteuern ihres Sohnes mit italienischen Banditen erzählt, und sie schien zu fürchten, dass ihm etwas Ähnliches auch noch zwischen Weißenfels und Leipzig zustoßen könnte. Jedenfalls bestand sie beim Abschied darauf, dass er sorgsam in eine Kutsche verpackt wurde, und so musste der Spaziergänger seine letzte Tagereise im Wagen zurücklegen.

Am 24. August 1802 kam Seume in Leipzig an. In achteinhalb Monaten hatte er über 800 Meilen zu Fuß zurückgelegt, ungerechnet die Strecken, die er zur See oder im Wagen gefahren war. „Zum Lobe meines Schuhmachers, des mannhaften alten Heerdegen in Leipzig, muss ich Dir noch sagen, dass ich in den nämlichen Stiefeln ausgegangen und zurückgekommen bin, ohne neue Schuhe ansetzen zu lassen, und dass diese noch das Ansehen haben, in baulichem Wesen noch eine solche Wanderung mitzumachen.“

Wieder erwarteten Seumes Freunde, er würde sich nun endlich um eine gesicherte Lebensstellung bemühen, aber wieder enttäuschte er sie. Wohl fehlte es ihm nicht an Angeboten. Es wurden ihm günstige Stellungen als literarischer Mitarbeiter bei Zeitschriften in Wien und Berlin angetragen. Am ehesten interessierte ihn noch ein Ruf auf eine Bibliothekarstelle in Galizien aber schließlich zog er es doch vor, als Privatlehrer für Sprachen in Leipzig zu bleiben. Mit mimosenhafter Empfindlichkeit fürchtete er bei jeder festen beruflichen Bindung, sie könnte das entscheidende Ideal seiner Lebensführung, ein unabhängiger, freier Mann zu bleiben, gefährden, und seine unendliche Bedürfnislosigkeit gestattete es ihm, alle materiellen Rücksichten dabei außer acht zu lassen.

Nicht viel länger als zwei Jahre hielt er diesmal das geruhsame Leben aus. Mit fast fünfundvierzig Jahren verliebte er sich noch einmal heftig in ein kaum zwanzigjähriges Leipziger Bürgermädchen, die Tochter eines seiner Freunde, der er italienischen Sprachunterricht gab. Aber auch diesmal wurde seine Neigung nicht erwidert. Um über die Enttäuschung hinwegzukommen, beschloss er - es konnte bei Seume nicht anders sein - wiederum auf eine Reise zu gehen, diesmal nach Russland, wo er vom Zaren eine Pension für seine dem russischen Staat geleisteten Dienste zu erlangen hoffte.

Die Pension bekam er nicht; denn als er die Gelegenheit hatte, seine Wünsche persönlich vorzutragen, hielt er es für seiner nicht würdig, den Zaren in einer Zeit wichtiger politischer Geschäfte mit persönlichen Angelegenheiten zu behelligen. Die Reise führte ihn über Dorpat nach Petersburg und Moskau, weiter nach Finnland, Schweden und über Kopenhagen in die Heimat zurück. In Hamburg musste er seinen Pass vom dortigen französischen Konsul visieren lassen, denn die Franzosen hielten damals schon Braunschweig-Lüneburg und Hannover besetzt. Die Frucht dieser Reise war das Buch „Mein Sommer 1805“, das wegen seiner vielfachen Anspielungen auf politische Ereignisse der Zeit sogleich in Süddeutschland und auch in Russland verboten wurde.

Die letzten Lebensjahre Seumes wurden verdüstert durch seine Sorge um das Schicksal Deutschlands unter der Herrschaft Napoleons. 1808 erfasste ihn ein schmerzhaftes Nierenleiden, das seine robuste Lebenskraft in kurzer Zeit verzehrte. Seume, der bisher nie ernstlich krank gewesen war und für den ein Leben ohne Bewegung in freier Natur und unter Menschen nicht lebenswert war, blieb von da an ein gebrochener Mann. Auf Drängen seiner Freunde zwang er sich

noch zur Arbeit an seiner Selbstbiographie, „Mein Leben“, die unvollendet blieb. Er starb 1810 in Bad Teplitz, wo er Milderung seines Leidens suchte, wiederum auf einer Reise.

Das Zeitalter Goethes hat bedeutendere Dichter und tiefere Denker hervorgebracht, als Seume es war. Aber kaum einer von ihnen hat das reale Leben seiner Zeit, den Despotismus des Staates und der Fürsten unmittelbar und härter am eigenen Leibe gespürt und keiner in seinem Leben und in seinem Werk entschlossener für Freiheit und Gerechtigkeit, für praktische, das heißt tätige Humanität gekämpft als er. „Nicht das Predigen der Humanität, sondern das Tun hat Wert. Desto schlimmer, wenn man viel spricht und wenig tut.“ Seumes Dichtungen sind heute bis auf wenige vergessen. Lebendig geblieben sind seine autobiographischen Schriften, allen voran der „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802“. Das Werk erschien 1803 bei dem Verleger Hartknoch in Leipzig und machte ihn mit einem Schlage zum berühmten Manne.

Äußerlich gesehen ist das Buch eine Folge von Briefen, die gleichsam an den Leser gerichtet sind. Diese lockere Form ist ihm besonders gemäß, denn sie gestattet es, ungezwungen an irgendeine persönliche und zufällige Situation anzuknüpfen. Dabei kann er respektlos bis zur Ketzerei gegen alle anerkannten Werte und Urteile sein. Wann hätte je ein Italienfahrer jener Zeit in seinem Buche Worte wie diese gewagt: „Es ist ein großes, altes, dunkles, hässliches, jämmerliches Loch, das Spoleto; ich möchte lieber Küster Klimm zu Bergen in Norwegen sein als Erzbischof zu Spoleto. Die Leute hier, denen ich ins Auge guckte, sahen alle aus wie das böse Gewissen, und nur mein Wirt mit seiner Familie schien eine Ausnahme zu machen. Deswegen habe ich mich auch keinen Deut um ihre Altertümer bekümmert, deren hier noch eine ziemliche Menge sein sollen. Aber alles ist Trümmer, Trümmer überhaupt, und zumal in Spoleto, und überdies in so entsetzlichem Nebelwetter, geben eben keine schöne Unterhaltung.“ So wird das Werk alles andere als eines der üblichen Italienreisebücher. Seine Darstellung ist völlig frei von Pathos, ohne jede Phrase und ganz und gar unromantisch. Er kümmert sich wenig um die berühmten und oft beschriebenen Sehenswürdigkeiten, wenn sie ihm nicht aus irgendeiner persönlichen Beziehung wichtig werden. „Ich lief eine Stunde in Pompeji herum und sah, was die anderen auch gesehen hatten.“ Er kennt sehr wohl die Grenzen seines Talents, weiß, dass weder tiefsinnige historische Betrachtungen noch künstlerisches Nachempfinden seine Stärke sind. Also lässt er es bleiben, denn nichts ist ihm so verhasst wie innere Unwahrhaftigkeit. Es ist nicht auszudenken, was alles von der Reiseliteratur über Italien umgeschrieben geblieben wäre, wenn alle Autoren sich zu solcher Selbstbeschränkung verstanden hätten. Er weiß es selbst ganz genau: „Städte und Gegenden und Menschen und ihre Pracht anzustauen ist eben nicht meine Sache. Bis zur Bewunderung steigt meine Seele nur selten.“ Trotz seiner Liebe zu den klassischen Autoren bedeuten ihm die Reste der Antike im Grunde nur wenig, und für die Kunstschatze der Renaissance hat er vollends keinen Sinn.

Es geht ihm nicht um die Vergangenheit und ihre Ruinen, sondern um die lebendige Gegenwart. Ein Gespräch mit einem Landstreicher ist ihm dafür ebenso aufschlussreich wie das mit einem gelehrten Manne oder einem hohen Würdenträger. Immer beschäftigten ihn die Menschen, ihre soziale Lage und ihre politische Verfassung. So wird sein Werk zu einem politischen Reisebuch und damit in der Italienliteratur seiner Zeit zu einem unvergleichlichen kulturhistorischen Dokument. Aber auch das zu geben ist nicht eigentlich seine letzte Absicht, es geht ihm um mehr. Er will nicht nur schildern, sondern erziehen und bessern, denn im Grunde ist er ein Pädagoge und ein eifernder Moralist. Ein wohlangebauter Garten, ein wogendes Weizenfeld oder ein schöner Olivenhain sind ihm ein Heiligtum, und er möchte gleich jeden „vor die Kartätsche stellen“, der solche Werke des Friedens zerstört. In Rimini findet er ein Monument, das man einem Papst Paul errichtet hat für eine Wasserleitung, die er den Bürgern der Stadt bauen ließ. „Eine Wasserleitung halte ich überall für eins der wichtigsten Werke und für eine der größten Wohltaten, und hier in

Italien ist es doppelt so. Wenn ein Papst eine recht schöne, wohlthätige Wasserleitung baut, kann man ihm fast vergeben, dass er ein Papst ist.“

Der zweiten Ausgabe seiner Gedichte stellte er den Satz voran: „Ich habe nun einmal die Krankheit, dass mich alles, was Bedrückung, Ungerechtigkeit und Inhumanität ist, empört, und ich werde wohl schwerlich davon genesen.“ Mit idealistischer Philosophie allein ist noch nichts gewonnen. Sokrates brachte die Philosophie vom Himmel herab, sagt Seume, aber die neueren Philosophen arbeiten mit vereinten Kräften daran, sie wieder hinaufzutragen und nichts zurückzulassen. „Man ist mit seiner Seele so gern in höheren Sphären, weil man nicht den Mut hat, hier auf der Erde menschlich vernünftig zu sein.“ Für diesen Kampf steht ihm eine Fülle von Ausdrucksmitteln zur Verfügung: eine mehr bissige als liebenswürdige Ironie, stachliger Witz und immer zum Angriff bereite sarkastische Kritik. Er kämpft nicht gegen die Religion, aber gegen deren Missbrauch durch den Klerus, nicht gegen den Staat, aber gegen dessen Despotismus, nicht gegen die Fürsten, aber gegen deren unbeschränkte Willkür. Er ist auf keine bestimmte politische Verfassung eingeschworen, bekennt aber doch von sich, dass er „eine kleine Leidenschaft gegen die Republiken habe, wenn sie nur leidlich vernünftig sind.“

Ein Mann, der solche Ansichten nicht nur im stillen Studierzimmer aufs Papier brachte oder sich in allegorischen Dichtungen dazu bekannte, sondern jederzeit im praktischen Leben dafür eintrat, hatte wenig Aussicht auf Amt und Würden. Ja er tat gut daran, gar nicht erst danach zu streben. Nur durch diesen Verzicht konnte er sich die Unabhängigkeit sichern, sein selbstgewähltes Richteramt wahrzunehmen. So wird sein Bild lebendig bleiben als das eines aufrechten Mannes und unsteten Wanderers durch seine Zeit, der die äußeren Dinge des Lebens gering, die Würde des Menschen aber hoch achtete.

Alexander von Humboldt: Ansichten der Natur

„Ich ging nach Berlin,“ schrieb im Jahre 1856 der amerikanische Reisende Bayard Taylor, „nicht um seine Museen und Galerien, die schöne Lindenstraße, Opern und Theater zu sehen, noch um mich an dem munteren Leben seiner Strassen und Salons zu erfreuen, sondern um den größten jetzt lebenden Mann der Welt zu sprechen - Alexander von Humboldt.“

Ich drückte die Hand, welche die Friedrichs des Großen, Forsters, des Gefährten Cooks, Klopstocks und Schillers, Pitts, Napoleons, Josephinens, der Marschälle des Kaiserreichs, Jeffersons, Hamiltons, Wielands, Herders, Goethes, Cuviers, Laplaces, Gay-Lussacs, Beethovens, Walter Scotts - kurz aller großen Männer, die Europa in drei Vierteln eines Jahrhunderts erzeugt hat, berührt hatte. Ich blickte in das Auge, welches nicht allein die gegenwärtige Geschichte der Welt, Szene nach Szene, hatte vorüberziehen sehen, bis die Handelnden einer nach dem anderen verschwanden, um nicht wiederzukehren, sondern das auch die Katarakte von Aturas und die Wälder von Cassiquiare, den Chimborasso, den Amazon und Popocatepetl, die Altaischen Alpen von Sibirien, die Tatarensteppen und das Kaspische Meer betrachtet hatte. Ich habe nie ein so erhabenes Beispiel bejahrten Alters, gekrönt mit unvergänglichen Erfolgen, voll des reichsten Wissens, belebt und erwärmt durch die reichsten Attribute des Herzens, gesehen. Eine Ruine, wirklich? Nein, ein menschlicher Tempel, vollendet wie der Parthenon.“

Das Leben dieses Mannes umspannt einen für das Dasein eines einzelnen Menschen unvorstellbar langen Zeitraum. Er war siebzehn Jahre alt, als Friedrich der Große starb. Als er selbst zu Grabe getragen wurde, war Wilhelm II. schon geboren. In gefährlichen Situationen traf Humboldt wohl gelegentlich Bestimmungen für den Fall eines frühen gewaltsamen Todes. Im Grunde war er aber tief davon überzeugt, dass ihm ein langes Leben beschieden sein werde, um das vollenden zu können, was er als Mission in sich fühlte. Sein Leben ist geradezu darauf angelegt, nahezu ein Jahrhundert zu währen.

Humboldt war kein Träumer. Die Welt der Romantik blieb ihm fremd. Nie verlor er sich in ganz uferlose Wünsche und Pläne. Aber einen Traum hat er schon als Knabe geträumt und mit grenzenloser Zähigkeit verwirklicht: Die große Reise. Er verfolgte kein bestimmtes geographisches Ziel. Asien, Afrika, Amerika, die Südsee und der Südpol, sie alle werden in nüchternen Plänen erwogen. Der Zufall mehr als sein eigener Entschluss bringt schließlich die Entscheidung: Amerika. Die Reise machte Epoche, nicht nur im Leben Humboldts, sondern in der Geschichte der Wissenschaft. Die Reise des Kolumbus führte zur Entdeckung einer neuen Welt. Humboldts Reise, drei Jahrhunderte später, hatte zur Folge ein neues Weltbild.

Das erste Menschenalter

Alexander von Humboldt wurde am 14. September 1769 im gleichen Jahre wie Napoleon und Wellington - in Berlin in der Jägerstraße geboren. Sein Vater stammte aus einer erst nach 1700 geadelten märkischen Beamtenfamilie, die Mutter aus einem Hugenottengeschlecht. Im Winter lebte die Familie Humboldt in Berlin, im Sommer meist auf dem Schlösschen Tegel, das erst durch die Mutter in die Familie gekommen war. Schon als Zehnjähriger verlor Alexander den Vater; seitdem wurde seine und des zwei Jahre älteren Bruders Wilhelm Erziehung allein von der Mutter geleitet. Der Unterricht erfolgte nur durch Privatlehrer, die Naturkunde trat dabei ganz zurück. In fast allen Wissenschaften, denen Alexander später sein Leben widmete, war er Autodidakt. Eine öffentliche Schule hat er nie besucht, auch nie im Leben ein Examen abgelegt.

Wilhelm erwies sich in der Jugend als der weitaus Begabtere. Alexander war dauernd kränklich und konnte dem Unterricht nur mit Mühe folgen. Lange Zeit zweifelten seine Lehrer, ob sich jemals

auch nur gewöhnliche Geisteskräfte bei ihm entwickeln würden. Das Studium des Griechischen hat er erst als Student begonnen. Wirkliche Begabung offenbarte er nur im Zeichnen. Schon als Siebzehnjähriger stellte er in der ersten Kunstaussstellung der Berliner Akademie eine Kreidezeichnung aus. Im Radieren und Kupferstechen wurde Chodowiecki sein Lehrer. Für Musik hatten beide Brüder keinen Sinn. Wilhelm fand sie unerträglich, und Alexander empfand sie zeitlebens als eine „calamite sociale“.

Mehr noch als andere Knaben interessierten ihn Erzählungen von Abenteuern und Reisen in fremden Ländern. Vor allem erregte ihn das Betrachten geographischer Karten, die Umrisse der Länder, die Formen der asiatischen Binnenseen, auch die Abbildungen von Palmen und Libanon-Zedern in einer alten Bilderbibel und ein großer Drachenbaum im botanischen Garten in Berlin. Die ganze Atmosphäre in Humboldts Elternhaus war kühl und korrekt, das Verhältnis zur Mutter ohne jede Wärme des Gefühls. Von frohen Jugendeindrücken weiß Alexander nicht viel zu berichten. Briefe aus Tegel datiert er häufig „Schloss Langweil“.

Da Berlin keine Universität besaß, bezog Humboldt als Achtzehnjähriger mit dem Bruder die Universität Frankfurt an der Oder. Noch immer zeigte er keine deutliche Berufsneigung, sollte daher auf Wunsch der Mutter Kameralia studieren, um sich für den Staatsdienst vorzubereiten. Die Universität war klein und bot wenig Anregungen für Studium und studentisches Leben. Aber Humboldt war von zu Hause aus nicht verwöhnt. „Mit ein wenig Philosophie wird man bald gewahr, dass der Mensch für jeden Erdenstrich, also auch für die frostigen Ufer der Oder geboren ist.“ Wilhelm stürzte sich sogleich in ernste Studien. Von seinem Verhältnis zum Bruder sagt er: „Wir sind uns sehr gut, aber selten einig. Unser Charakter ist zu verschieden.“ Ihre Beziehungen sind schon jetzt so wie im ganzen späteren Leben: liebevoll, aber recht distanziert. Jeder spricht mit betonter Ächtung von den Leistungen des anderen, doch auf Seiten Wilhelms ist oft ein kleiner Vorbehalt, eine leise Kritik dabei, die aus der grundverschiedenen Veranlagung beider entspringen. Wilhelm ist der erste, der bei Alexander besondere Begabungen feststellt. Wenig später schreibt er: „überhaupt verkennen ihn die Leute, vorzüglich, wenn sie mich in Talent und Kenntnissen so weit über ihn setzen. Talent hat er weit mehr wie ich, und Kenntnisse - abgerechnet, dass er jünger ist - ebenso viel, nur in anderen Fächern.“

Das universale Interesse

Bald zeigte es sich, dass die Universität Frankfurt beiden Brüdern für ihre Studienrichtung nicht genug bieten konnte. Schon nach dem ersten Semester verließen sie die Stadt. Wilhelm ging nach Göttingen, Alexander blieb zunächst in Berlin. Er vertiefte sich in das Studium des Griechischen, und vor allem wurde er hier mit dem jungen Botaniker Willdenow bekannt, der soeben eine Flora von Berlin veröffentlichte und Humboldt für seine Wissenschaft begeisterte.

Endlich hat er ein Interesse gefunden, dem er sich mit Leidenschaft zuwenden kann. In einem Brief an den Frankfurter Freund Wegener schildert er einen Spaziergang durch den Berliner Tiergarten. Gerade für den, der sich gern in die Einsamkeit vergräbt, schreibt er, hat die Beschäftigung mit der Natur etwas ungemein Anziehendes, sie versetzt ihn in eine süße Schwermut. Aber von ästhetischen Empfindungen kommt der junge Kameralist rasch auf den praktischen Wert der Naturerkenntnis. „Je mehr die Menschenzahl und mit ihr der Preis der Lebensmittel steigen, je mehr die Völker die Last zerrütteter Finanzen fühlen müssen, desto mehr sollte man darauf sinnen, neue Nahrungsquellen gegen den von allen Seiten einreißenden Mangel zu eröffnen.“ Unübersehbar viele Kräfte sieht er ungenutzt in der Natur liegen, deren Entwicklung Tausenden von Menschen Nahrung und Beschäftigung geben kann. „Viele Produkte, die wir von fernen Weltteilen holen, treten wir in unserem Lande mit Füßen, bis nach vielen Jahrzehnten ein Zufall sie entdeckt. Welch ein schiefes Urteil zu meinen, dass die paar Pflanzen, welche wir bauen, (ich

sage, ein paar gegen die zwanzigtausend, welche unsern Erdball bedecken,) alle Kräfte enthalten, die die gütige Natur zur Befriedigung unserer Bedürfnisse in das Pflanzenreich legte.“ Es klingt wie ein Programm seiner künftigen Lebensarbeit. Kaum hat sich ihm dieses neue Interesse erschlossen, da denkt er schon an ein umfassendes Werk über die gesamte Pflanzenwelt, zu dem er wegen der Vielzahl der Gesichtspunkte, die sich ihm aufdrängen, gleich mehrere Spezialkenner als Mitarbeiter vereinigen will.

Im Frühjahr 1789 folgte Alexander dem Bruder an die Universität Göttingen, die damals auf der Höhe ihres Ruhmes stand. Nicht nur Philosophie, Weltgeschichte und klassische Philologie waren hier durch hervorragende Lehrer vertreten; Göttingen war auch die erste deutsche Universität, an der verschiedene Zweige der Naturkunde zum Range von Wissenschaften erhoben wurden. Für das erwachende universale Interesse Humboldts konnte kein Platz in Deutschland geeigneter sein. Auf einer Rheinreise sammelte er das Material für seine erste größere Arbeit, die „Mineralogischen Beobachtungen über einige Basalte am Rhein.“ Er folgt darin noch der herrschenden Ansicht über den neptunistischen Ursprung des Basalts, zeigt aber schon die wesentlichen Züge seiner späteren wissenschaftlichen Arbeiten: hervorragendes Beobachtungstalent und kritische Beherrschung der Literatur.

Das entscheidende Erlebnis dieser Zeit war für Humboldt die Begegnung mit dem Weltreisenden Georg Forster. Er begleitete ihn auf der Reise nach England, die später durch Forsters „Ansichten vom Niederrhein“ berühmt wurde. Der Umgang und die Reise mit Forster gaben Humboldts Interessen eine feste Richtung: Er beschloss, Naturforscher zu werden in dem umfassenden Sinn, den der universale Geist seiner Epoche ihm vorzeichnete. Eine große Reise in die Länder der Tropen sollten ihn zu diesem Ziel führen.

Noch aber war es nicht so weit, denn zunächst verfügte Humboldt noch nicht über eigenes Vermögen, und vor allem musste er sich erst noch viel tiefer in die Methoden der Forschung einarbeiten. Zehn Jahre dauerte diese Epoche der Vorbereitung. Er verbannt alles aus seinem Leben, was ihn ablenken kann. Nirgends wird er an einem Ort wirklich sesshaft, um nicht in Abhängigkeit zu geraten. Den gesellschaftlichen Verkehr, die Freundschaften beschränkt er allein auf das, was seinen Zielen dienen kann. Frauenliebe hat in seinem Leben jetzt wie auch später nie eine Rolle gespielt.

Die Mutter bestand weiterhin auf Fortsetzung der Studien zum Eintritt in den Staatsdienst. Auch das vermochte er seinen Zwecken nutzbar zu machen. Im Herbst 1790 ging er nach Hamburg an die Handelsakademie, doch schon ein halbes Jahr später siedelte er an die Bergakademie in Freiberg über, wo der hervorragende Geologe Werner tätig war, der Hauptvertreter der neptunistischen Schule. Mit Feuereifer warf er sich auf das Studium der Geologie und praktischer bergmännischer Fragen, immer geleitet von der glücklichen Gabe, an allem, was er anfasste, sogleich ein brennendes Interesse zu finden.

Mit dreiundzwanzig Jahren wird er von der preußischen Bergwerksverwaltung ohne jeden Studienabschluss zum Assessor ernannt. Er erhält den Auftrag, die Bergwerke in den beiden fränkischen Markgrafentümern geologisch und bergmännisch zu untersuchen. Der Minister war von seinem Bericht entzückt und übertrug ihm sogleich die gesamte Leitung der preußischen Bergämter in Franken.

Ein weites Arbeitsfeld tat sich auf, das seine wissenschaftlichen Neigungen und seinen Tätigkeitsdrang wohl einige Zeit hinreichend beschäftigen konnte. „Alle meine Wünsche“, schrieb er an den Freund Freiesleben in Freiberg, „sind nun erfüllt. Ich werde nun ganz dem praktischen Bergbau und der Mineralogie leben. Die hiesigen Lagerstätten sind unendlich interessant. Ich

taumele vor Freude. Vor einem Jahr fragte ich Sie, was ein Gesenk wäre, und jetzt bin ich Oberbergmeister.“ Weitere Dienstreisen zur Untersuchung von Steinsalzquellen und Siedevorrichtungen führten ihn nach Oberbayern, ins Salzkammergut, nach Oberschlesien und Galizien.

Trotzdem wollte er sich auch jetzt nicht allzu eng an den neuen Arbeitskreis binden, über aller emsigen Tätigkeit verlor er nie sein weiteres Ziel aus den Augen. Als ihm nach drei Jahren die Oberaufsicht über alle Bergwerks- und Hüttenbetriebe in Schlesien übertragen werden sollte, lehnte er entschieden ab. Nur die finanzielle Abhängigkeit von der damals schon kranken Mutter hielt ihn im Staatsdienst fest. Im Sommer 1796 nahm er sich fest vor, im folgenden Jahre seine Ämter aufzugeben und eine Studienreise nach Italien anzutreten, „meine Mutter mag tot oder lebendig sein.“

Der Tod der Mutter, Ende 1796, brachte schließlich die entscheidende Wendung für seine Pläne. „Du weißt,“ schreibt er an Freiesleben, „dass mein Herz von der Seite nicht empfindlich getroffen werden konnte, wir waren uns von jeher fremd.“ Humboldt erbt ein ansehnliches Vermögen, rund hunderttausend Taler, und war endlich frei in allen seinen Entschlüssen.

Durch seinen Bruder, der schon seit Jahren mit Schiller befreundet war, wurde Alexander während seiner fränkischen Tätigkeit in Jena und Weimar eingeführt. Es ist bezeichnend für das Wesen der beiden Brüder, dass Wilhelm sich mehr zu Schiller, Alexander von Anfang an zu Goethe hingezogen fühlte.

Schiller konnte für den jungen Gelehrten, der die Natur mit Maß und Zahl erforschen wollte, wenig Verständnis aufbringen. In einem Brief an Körner spricht er 1797 seine Ansicht über Humboldt mit schonungsloser Offenheit aus: „über Alexander habe ich kein rechtes Urteil; ich fürchte aber, trotz aller seiner Talente und seiner rastlosen Tätigkeit wird er in seiner Wissenschaft nie etwas Großes leisten. Eine zu kleine, unruhige Eitelkeit beseelt noch sein ganzes Wirken. Ich kann ihm keinen Funken eines reinen, objektiven Interesses abmerken, und wie sonderbar es auch klingen mag, so finde ich in ihm, bei allem ungeheuren Reichtum des Stoffes, eine Dürftigkeit des Sinnes, die bei dem Gegenstande, den er behandelt, das schlimmste Übel ist. Es ist der nackte, schneidende Verstand, der die Natur, die immer unfasslich und in allen ihren Punkten ehrwürdig und unergründlich ist, schamlos ausgemessen haben will und mit einer Freiheit, die ich nicht begreife, seine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe sind, zu ihrem Maßstabe macht. Kurz, mir scheint er für seinen Gegenstand ein viel zu grobes Organ, und dabei ein viel zu beschränkter Verstandesmensch zu sein. Er hat keine Einbildungskraft, und so fehlt ihm nach meinem Urteil das notwendigste Vermögen zu seiner Wissenschaft, denn die Natur muss angeschaut und empfunden werden in ihren einzelsten Erscheinungen wie in ihren höchsten Gesetzen. Alexander imponiert sehr vielen und gewinnt im Vergleich mit seinem Bruder meistens, weil er ein Maul hat und sich geltend machen kann. Aber ich kann sie dem absoluten Werte nach gar nicht miteinander vergleichen, so viel achtungswürdiger ist mir Wilhelm.“

Zu den vielen, denen Alexander dennoch imponierte, gehörte Goethe, dem er schon als Knabe einmal in Tegel begegnet war. Von 1794 an trafen beide oftmals in Jena oder Weimar zusammen. Goethe fühlte sich in seinen naturwissenschaftlichen Bestrebungen durch ihn mehr als durch andere belehrt und gefördert. „Alexander von Humboldt, längst erwartet, von Bayreuth ankommend, nötigte uns ins Allgemeinere der Naturwissenschaft,“ notiert er 1794 in den „Tages- und Jahresheften“. Drei Jahre später schreibt er nach einem Besuch Humboldts: „Alles der Natur Angehörige kam philosophisch und wissenschaftlich zur Sprache.“ Der Sinn für das Ganze der Natur, das Streben, die Mannigfaltigkeit ihrer Ordnungen als lebendige Einheit zu erfassen, das war es, was den Dichter und den jungen Naturforscher zusammenführte. Nach der Rückkehr von

seiner großen Reise bekannte Humboldt: „überall ward ich von dem Gefühl durchdrungen, wie mächtig jene Jenaer Verhältnisse auf mich eingewirkt, wie ich, durch Goethes Naturansichten gehoben, gleichsam mit neuen Organen ausgerüstet war!“

Nur in einem vermochte Goethe Humboldt nicht zu folgen, in dessen späteren Ansichten über die Natur der geologisch wirksamen Kräfte. Der Gedanke, dass die Erdrinde sich in urweltlichen Epochen langsam aus der „Lebensfeuchte“ gebildet habe, sagte seiner ganzen Anschauung weit mehr zu als die neue Lehre von vulkanischen Katastrophen, die Humboldt auf Grund der Erfahrungen seiner Amerikareise entwickelte. Im zweiten Teil des „Faust“ spottet Mephisto über die neue vulkanische Hebungstheorie, und 1828 eifert Goethe: „Wenn Alexander von Humboldt und die andern Plutonisten mir's zu toll machen, werde ich sie schändlich blamieren; schon zimmere ich Xenien genug im stillen gegen sie; die Nachwelt soll wissen, dass doch wenigstens ein gescheiter Mann in unserm Zeitalter gelebt hat, der jene Absurditäten durchschaute.“ Der Gedanke, mit Xenien gegen diese neue Anschauung zu Felde zu ziehen, schien ihn aber doch nicht ganz zu befriedigen. Noch bis an sein Ende lässt ihm die Sache keine Ruhe. Wenige Monate vor dem Tode schreibt er an Zelter: „Dass sich die Himalayagebirge auf fünfundzwanzigtausend Fuß aus dem Boden gehoben, und doch so starr und stolz, als wäre nichts geschehen, in den Himmel ragen, steht außer den Grenzen meines Kopfes, in den düsteren Regionen, wo die Transsubstantiation haust, und mein Cerebralsystem müsste ganz umorganisiert werden - was doch schade wäre - wenn sich Räume für diese Wunder finden sollten.“

Die Differenz der Anschauungen in diesem einen Punkte konnte aber Goethes Achtung vor Humboldts Persönlichkeit und Leistungen nicht beeinträchtigen. Mit Spannung verfolgt er die Amerikaexpedition und später die Veröffentlichung der Reisewerke. Am 11. Dezember 1826, schreibt Eckermann, trat ihm Goethe freudig erregt mit den Worten entgegen: „Alexander von Humboldt ist diesen Morgen einige Stunden bei mir gewesen. Was ist das für ein Mann! Ich kenne ihn so lange, und doch bin ich von neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seinesgleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt. Er wird einige Tage hier bleiben, und ich fühle schon, es wird mir sein, als hätte ich Jahre verlebt.“

Nach Regelung der Erbschaftsfragen konnte sich Humboldt endlich mit ganz konkreten Reiseplänen befassen. Die politische Weltlage war allerdings für überseeische Unternehmungen, wie sie ihm vorschwebten, denkbar ungünstig. Im Herbst 1797 machte ihm ein Engländer, Lord Bristol, den Vorschlag, ihn auf einer Reise nach Ägypten zu begleiten. Der schwerreiche Lord war trotz seiner hohen kirchlichen Würden - er war Bischof von Derby - als Freigeist und seltsames Original bekannt. Humboldt nennt ihn „halb toll, halb Genie.“ Es sollte eine Expedition in großem Stil werden mit eigenem Schiff und bewaffneten Leuten. Sogar zwei Damen wollten den Lord begleiten; die eine war die Gräfin Lichtenau, die ehemalige Geliebte Friedrich Wilhelms II. Aber alle großartigen Pläne waren vergeblich. Der Lord wurde in Mailand verhaftet, und Bonapartes Feldzug nach Ägypten machte die Reise schließlich ganz unmöglich.

Bald danach wurde Humboldt von der französischen Regierung aufgefordert, den Kapitän Baudin auf einer Forschungsreise um die Welt zu begleiten, die fünf Jahre dauern sollte. Schon waren die Vorbereitungen in vollem Gange, da wurden plötzlich wegen des Kriegsausbruchs die Geldmittel gestrichen und die Expedition auf unabsehbare Zeit vertagt. Humboldt, der schon in Paris war, um wissenschaftliche Instrumente zu kaufen, beschloss nun, mit einer eigenen Expedition der ägyptischen Armee zu folgen. Zusammen mit dem jungen französischen Botaniker Bonpland wollte

er über Algier nach Tripolis reisen und von dort mit einer Mekkakarawane zu Bonaparte stoßen. Die Reisenden warteten bereits zwei Monate lang in Marseille mit gepackten Koffern auf die Gelegenheit zur Überfahrt nach Afrika, da kam die Nachricht, dass das Schiff an der Küste von Portugal mitsamt der Mannschaft untergegangen war und der Bey von Algier die Karawane nach Mekka nicht abgehen lassen wollte, „damit sie nicht durch das von Christen verunreinigte Ägypten ziehe.“

Alle diese Fehlschläge konnten Humboldt nicht entmutigen. Von Spanien aus, meinte er, würde es bei der politischen Lage leichter sein, ein überseeisches Ziel zu erreichen. So machte er sich Ende 1798 mit Bonpland von Marseille aus auf den Weg. Nach einer sechswöchigen Fußwanderung kamen sie in Madrid an. Durch den sächsischen Gesandten von Forell wurde Humboldt am Hof in Aranjuez eingeführt und konnte selbst dem König den Plan einer großen Forschungsreise durch die spanischen Besitzungen in Amerika vortragen. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Sein diplomatisches Geschick und die Hilfe eines freisinnigen Ministers beseitigten auch die letzten Schwierigkeiten. Schon nach wenigen Wochen war er im Besitz eines Passes, der es ihm und seinem Gehilfen gestattete, ungehindert alle spanischen Kolonien in Amerika zu bereisen.

Misstrauisch hatte Spanien bisher diese Länder von aller Welt abgeschlossen. Seit der Entdeckung durften sie nur mit dem Mutterland Handel treiben. Nichtspaniern war der Zutritt verwehrt. So gehörten diese Gebiete, die sich ihm jetzt öffneten, tatsächlich zu den wissenschaftlich am wenigsten bekannten Regionen der Erdoberfläche. Er eilte mit Bonpland nach La Coruña, wo die Amerikaschiffe in See gingen. „Welch ein Glück ist mir eröffnet!“ schreibt er an Freiesleben. „Mir schwindelt der Kopf vor Freude. Welchen Schatz von Beobachtungen werde ich nun zu meinem Werk über die Konstruktion des Erdkörpers sammeln können! Der Mensch muss das Gute und das Große wollen! Das übrige hängt vom Schicksal ab.“

Das zweite Menschenalter

Humboldt war dreißig Jahre alt, als er Europa verließ. Nie vor ihm ging ein wissenschaftlicher Reisender besser gerüstet an seine Aufgabe. Von seinem zwanzigsten Jahre an hatte er nur der Vorbereitung auf dieses Ziel gelebt. Die Probleme der Mineralogie und Geologie waren ihm durch Studium und praktische Bergtätigkeit wohl vertraut. Er hatte sich jahrelang in der Handhabung der Instrumente zur astronomischen Ortsbestimmung und zu meteorologischen Beobachtungen geübt und das kurz zuvor erst entdeckte Verfahren der barometrischen Höhenmessung zu großer Vollkommenheit entwickelt. Die Botanik war seine Lieblingswissenschaft vor allen anderen. Er freut sich unbändig auf die Fülle der neuen Beobachtungen, die ihm in Amerika bevorstehen. „Das alles ist aber nicht Hauptzweck meiner Reise“, schreibt er in einem Abschiedsbrief aus La Coruña. „Auf das Zusammenwirken der Kräfte, den Einfluss der unbelebten Schöpfung auf die belebte Tier- und Pflanzenwelt, auf diese Harmonie sollen stets meine Augen gerichtet sein!“

Reise in die Äquinoktialgegenden

Am 5. Juni 1799 lichtete die Korvette „Pizarro“ in La Coruña die Anker. Die Furcht des Hafenkommendanten vor englischen Kaperschiffen erwies sich als sehr berechtigt. Schon nach kurzer Zeit wurde von den Masten ein feindlicher Konvoi gesichtet, dem der „Pizarro“ nur durch den Einbruch der Nacht entging. Bei günstigem Wind segelte das Schiff zehn Knoten in der Stunde. Am zwölften Tage sichtete man die Kanarischen Inseln. Kaum waren sie in Santa Cruz eingelaufen, da erschienen sechs englische Fregatten vor dem Hafen.

Der Kapitän hatte Befehl, so lange auf Teneriffa zu bleiben, bis Humboldt den Pik bestiegen hatte, aber wegen der feindlichen Blockade drängte er zur Eile. So blieb keine Zeit zu näherer Untersuchung des riesigen Vulkans. Humboldt ist berauscht von der Schönheit der südlichen Landschaft. „Fast mit Tränen reise ich ab,“ heißt es im ersten Brief an den Bruder. „Ich möchte mich hier ansiedeln und bin doch kaum vom europäischen Boden weg. Könntest Du diese Fluren sehen, diese tausendjährigen Wälder von Lorbeerbäumen, diese Trauben, diese Rosen! Mit Aprikosen mästet man hier die Schweine. Alle Straßen wimmeln von Kamelen.“ Sein für alle Reize der Natur empfänglicher Sinn lässt ihn viele Orte, die er auf seinen Reisen sieht, zu den schönsten der Erde zählen. Schon hier auf Teneriffa hat er dies Empfinden. „Kein Ort der Welt scheint mir geeigneter, die Schwermut zu bannen und einem schmerzlich ergriffenen Gemüt den Frieden wiederzugeben.“

Der Passat wehte so stetig, dass die Matrosen auf der weiteren Fahrt bis nach Amerika fast keine Hand an die Segel zu legen brauchten. „Man fährt in diesen Strichen, als ginge es auf einem Fluss hinunter, und es ist zu glauben, dass es kein gewagtes Unternehmen wäre, die Fahrt mit einer Schaluppe ohne Verdeck zu machen.“ Humboldt wird nicht müde, in jeder Nacht die Schönheit des südlichen Himmels zu bewundern. „Ein sonderbares, bis jetzt ganz unbekanntes Gefühl wird in einem rege, wenn man dem Äquator zu und namentlich beim Übergang aus der einen Halbkugel in die andere die Sterne, die man von Kindheit auf kennt, immer tiefer herabrücken und endlich verschwinden sieht. Nichts mahnt den Reisenden so auffallend an die ungeheure Entfernung seiner Heimat als der Anblick eines neuen Himmels.“

Nach zwanzig Tagen erreichte das Schiff die ersten Vorbeten des südamerikanischen Festlandes, die Inseln Trinidad und Tobago. Der „Pizarro“ hatte als Ziel Kuba und die mexikanische Küste; auch Humboldt wollte hier seine Arbeit beginnen. Schon mitten während der Reise war aber auf dem Schiff ein typhusartiges Fieber ausgebrochen. Alle Passagiere drängten darum, schon im ersten Hafen an Land zu gehen; das war Cumana in Terra Firma, dem heutigen Venezuela. Nach kurzem Zögern folgte ihnen Humboldt. In dem Bewusstsein, dass diese neue Welt, wo er sie auch anpackt, seinem Forschungsdrang eine Fülle von Objekten bieten wird, nimmt er diese Änderung seiner Pläne nicht tragisch. Nachträglich sieht er darin sogar eine freundliche Fügung des Schicksals. „Der Entschluss äußerte einen glücklichen Einfluss auf den Verfolg unserer Reisen. Statt einiger Wochen verweilten wir ein ganzes Jahr in Terra Firma; ohne die Seuche an Bord des „Pizarro“ wären wir nie an den Orinoko, an den Cassiquiare und an die Grenzen der portugiesischen Besitzungen am Rio Negro gekommen.“

Die Llanos von Venezuela

Venezuela ist tropisches Land. Durch Humboldts Schilderungen wurde es für die Europäer zum klassischen Tropenland überhaupt, das ihnen auf Jahrzehnte die bildhaften Vorstellungen, die Maßstäbe zur Beurteilung alles Lebens in diesen Breiten lieferte. Der erste Eindruck ist berauschend und verwirrend durch die Überfülle des Lichtes, die Symphonie der Farben, die Üppigkeit der Natur. „Welche Bäume! Kokospalmen, fünfzig bis sechzig Fuß hoch; Poinciana pulcherrima, mit fußhohem Strauße der prachtvollsten hochroten Blüten; Pisange und eine Schar von Bäumen mit Ungeheuern Blättern und handgroßen wohlriechenden Blüten, von denen wir nichts kennen. Und welche Farben der Vögel, der Fische, selbst der Krebse, himmelblau und gelb! Wie die Narren laufen wir jetzt umher; in den ersten drei Tagen können wir nichts bestimmen, da man immer einen Gegenstand wegwirft, um einen andern zu ergreifen. Bonpland versichert, dass er von Sinnen kommen werde, wenn die Wunder nicht bald aufhören. Aber schöner noch als diese Wunder im einzelnen ist der Eindruck, den das Ganze dieser kraftvollen, üppigen und doch dabei

so leichten, erheiternden, milden Pflanzennatur macht. Ich fühle es, dass ich hier sehr glücklich sein werde.“

Aber die Tropen sind nicht nur strotzende Üppigkeit der Natur. Jenseits des Küstengebirges kommt man in eine ganz andere Welt, die Llanos, ein riesiges Steppengebiet, eben wie der Spiegel des Meeres bei Windstille. Viele Tagereisen trifft man hier nicht einmal fußhohe Unebenheiten. Der einförmige Anblick dieser Steppen hat etwas Großartiges, sagt Humboldt, aber auch etwas Tauriges und Niederschlagendes. „Es ist, als ob die ganze Natur erstarrt wäre; kaum dass hin und wieder der Schatten einer kleinen Wolke, die durch den Zenit eilend die nahe Regenzeit verkündet, auf die Savanne fällt. Die Ebenen im Westen und Norden von Europa geben nur ein schwaches Bild von den unermesslichen Llanos in Südamerika. Sie sind in der Regenzeit schön begrünt, aber in der trockensten Jahreszeit bekommen sie das Ansehen von Wüsten. Das Kraut zerfällt zu Staub, der Boden berstet, das Krokodil und die großen Schlangen liegen begraben im ausgedörrten Schlamm, bis die großen Regengüsse im Frühjahr sie aus der langen Erstarrung wecken.“

Trotz aller Kargheit der Natur bieten die Llanos dem Forscher viele Merkwürdigkeiten. Eine der seltsamsten sind die Gymnoten, Zitteraale, die elektrische Schläge austeilen können und von den Indianern mit Pferden gejagt werden. In einer Schilderung, die später in Europa berühmt wurde, gibt Humboldt ein Bild dieser aufregenden Jagd.

Dreißig ungezähmte Pferde und Maultiere werden auf der Savanne zusammengetrieben und in eines der schlammigen Wasserbecken gejagt, wo die Zitteraale sich mit Vorliebe aufhalten. „Der ungewohnte Lärm vom Stampfen der Rosse treibt die Fische aus dem Schlamm hervor und reizt sie zum Angriff. Die schwärzlich und gelb gefärbten, großen Wasserschlangen gleichenden Aale schwimmen auf der Wasserfläche hin und drängen sich unter den Bauch der Pferde und Maultiere. Der Kampf zwischen so ganz verschiedenen organisierten Tieren gibt das malerischste Bild. Die Indianer mit Harpunen und langen dünnen Rohrstäben stellen sich in dichter Reihe um den Teich. Die Aale, betäubt vom Lärm, verteidigen sich durch wiederholte Schläge ihrer elektrischen Batterien. Lange scheint es, als solle ihnen der Sieg verbleiben. Mehrere Pferde erliegen den unsichtbaren Streichen, von denen die wesentlichsten Organe allerwärts getroffen werden; betäubt von den starken, unaufhörlichen Schlägen sinken sie unter. Andere, schnaubend, mit gesträubter Mähne, wilde Angst im starren Auge, rafften sich wieder auf und suchten dem um sie tobenden Ungewitter zu entkommen. Ehe fünf Minuten vergingen, waren zwei Pferde ertrunken.“

Auch die Gymnoten sind von dem ungleichen Kampf erschöpft und können nun leicht mit kleinen Harpunen gefangen werden.

Für Humboldt, der schon in Deutschland den physiologischen Wirkungen des Galvanismus nachgegangen war, bot das Studium dieser Zitteraale eine Quelle reinsten Forscher Glücks. Er experimentierte tagelang mit den gefangenen Tieren und stellte fest, dass sie auch dem Menschen gefährlich werden können. „Den ersten Schlägen eines sehr großen, stark gereizten Gymnotus würde man sich nicht ohne Gefahr aussetzen. Ich erinnere mich nicht, je durch die Entladung einer großen Leidner Flasche eine so furchtbare Erschütterung erlitten zu haben wie die, als ich unvorsichtigerweise beide Füße auf einen Gymnotus setzte, der eben aus dem Wasser gezogen war.“

Wie Tiere und Pflanzenwelt, so musste sich auch der Mensch den harten Lebensbedingungen der Llanos anpassen. Die Steppe kann nur ganz extensiv genutzt werden. Riesige Viehherden schweifen frei umher, nirgends gibt es Umzäunungen. Männer, bis zum Gürtel nackt und mit einer Lanze bewaffnet, streifen zu Pferde über die Savanne, um die Herden im Auge zu behalten. Wochenlang zieht Humboldt mit seinem Begleiter durch diese eigenartige Landschaft. Seine

Stützpunkte sind die wenigen verstreuten Stationen der katholischen Missionen, denn in weiten Gebieten sind sie fast die einzigen Vertreter des spanischen Kolonialeinflusses.

Orinoko

Wieder eine andere Welt sind die Riesenströme des südamerikanischen Urwaldes, die Humboldts nächstes Ziel waren. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, den Oberlauf des Orinoko zu erforschen und die vielumstrittene Frage zu lösen, ob tatsächlich zwischen dem Orinokosystem und dem Amazonas eine Flußverbindung besteht. Zu diesem Zweck fuhr er den Orinoko und dessen Nebenfluß Atabapo aufwärts bis zur Wasserscheide zum Amazonasgebiet. Er benutzte dazu eines der landesüblichen Fahrzeuge, eine Pirogue, das ist ein mit Feuer und Axt ausgehöhlter Baumstamm, dreizehn Meter lang, aber nur etwa einen Meter breit. Dreiundzwanzig Indianer schleppten das Schiff über die Wasserscheide zum Rio Negro, einem Nebenfluss des Amazonas. In einer Flussgabelung zweigt von ihm der Cassiquiare ab, und tatsächlich führte dieser Strom Humboldts Pirogue wieder zurück zum Orinoko. Damit war die Verbindung der beiden Stromsysteme endgültig bewiesen und durch astronomische Ortsbestimmungen und Kompaßaufnahmen festgelegt.

Das primitive Fahrzeug, in dem nicht drei Mann nebeneinander sitzen konnten, erschien den Reisenden zunächst wie ein enges Gefängnis. „Das niedrige Blätterdach war für vier Personen bestimmt, die auf dem Verdecke oder dem Gitter aus Baumzweigen lagen; aber die Beine reichen weit über das Gitter hinaus, und wenn es regnet, wird man zum halben Leibe durchnässt. Dabei liegt man auf Ochsenhäuten oder Tigerfellen, und die Baumzweige darunter drücken einen durch die dünne Decke gewaltig.“ Die Menschen müssen den knappen Raum auch noch mit zahlreichen Tieren teilen. Schon nach kurzer Zeit waren 14 Vögel und zwei Affen an Bord, und durch Humboldts Sammeleifer wurde diese schwimmende Menagerie fast mit jedem Tage vermehrt.

Weite Strecken des Urwaldes sind ganz menschenleer. Auf dem Orinoko begegnete man während einer Stromfahrt von achthundert Kilometer nur einem einzigen Fahrzeug. In der großartigen Waldlandschaft am Cassiquiare fühlt sich Humboldt in den Urzustand der Welt versetzt. „Die Üppigkeit des Pflanzenwuchses steigerte sich in einem Grade, von dem man sich keinen Begriff macht, selbst wenn man mit dem Anblick der tropischen Wälder vertraut ist. Ein Gelinde ist gar nicht mehr vorhanden; ein Pfahlwerk aus dichtbelaubten Bäumen bildet das Flusssufer. Man hat einen breiten Kanal vor sich, den zwei ungeheuere, mit Laub und Lianen bedeckte Wände einfassen.“

Humboldts wissenschaftliche Arbeiten wurden unter den Bedingungen dieses Urwaldlebens aufs äußerste erschwert. Er musste unzählige neue Pflanzen sammeln, trocknen und beschreiben, astronomische und klimatische Messungen machen und sie mit allen sonstigen Beobachtungen in seine Tagebücher eintragen. Der schlimmste Feind waren die Moskitos. Stets müssen bei der Arbeit Kopf und Hände verdeckt sein; man kann die Hände nicht ruhig halten, so wütend schmerzen die Stiche dieser Insekten. „Alle unsere Arbeit musste daher beim Feuer in einer indianischen Hütte vorgenommen werden, wo kein Sonnenstrahl eindringt und in welche man auf dem Bauche kriechen muss. Hier aber erstickt man wieder vor Rauch, wenn man auch weniger von den Moskitos leidet. In Maypures retteten wir uns mit den Indianern mitten in den Wasserfall, wo der Strom rasend tobt, wo aber der Schaum die Insekten vertreibt. In Higueroite gräbt man sich nachts in den Sand, so dass bloß der Kopf hervorragt und der ganze Leib mit drei bis vier Zoll Erde bedeckt bleibt. Man hält es für eine Fabel, wenn man es nicht sieht.“

Der Franzose Bonpland, den Humboldt eigentlich nur als bezahlten Gehilfen mit auf die Reise genommen hatte, wurde ihm auf diesen Urwaldfahrten zum treuen und opferbereiten Freund. „Nie

werde ich seine großmütige Anhänglichkeit an mich vergessen, die er mir in einem Sturme, der uns am 6. April 1800 mitten auf dem Orinoko überfiel, gegeben hat. Unsere Pirogue war schon zwei Drittel mit Wasser angefüllt, die Indianer sprangen bereits ins Wasser, um schwimmend das Ufer zu erreichen; nur mein großmütiger Freund blieb treu an meiner Seite und bat mich, ihrem Beispiel zu folgen und mich auf seinem Rücken von ihm schwimmend durch die Fluten tragen zu lassen.

Das Schicksal wollte es nicht, dass wir in dieser Wüste umkommen sollten, wo zehn Meilen im Umkreise kein Mensch weder unsern Untergang noch die geringste Spur von uns würde entdeckt haben. Unsere Lage war wahrhaft schrecklich; das Ufer war über eine halbe Meile von uns entfernt, und eine Menge Krokodile ließen sich mit halbem Körper über dem Wasser sehen. Selbst wenn wir der Wut der Wellen und der Gefräßigkeit der Krokodile entgangen und an das Land gekommen wären, würden wir daselbst vom Hunger oder von den Tigern verzehrt worden sein. Denn die Wälder sind an diesen Ufern so dicht, so mit Lianen durchschlungen, dass es schlechterdings unmöglich ist, darin fortzukommen. Der robusteste Mensch würde mit dem Beil in der Hand in zwanzig Tagen kaum eine französische Meile zurücklegen. Der Fluss selbst ist so wenig befahren, dass kaum in zwei Monaten ein indianisches Canot hier vorbeikommt. In diesem allergefährlichsten und bedenklichsten Augenblicke schwellte ein Windstoß das Segel unseres Schiffchens und rettete uns auf eine unbegreifliche Weise. Wir verloren nur einige Bücher und einige Lebensmittel.“

In der kleinen Reisebibliothek, die Humboldt auf seinen Fahrten mit sich führte, befand sich auch St. Pierres „Paul et Virginie“, das Bild freundlich-heiterer Naturkinder inmitten einer üppigen Tropenwelt. Die Wirklichkeit, der Humboldt bei den Eingeborenen Amerikas begegnete, entsprach freilich wenig dem Bild, womit der Dichter in seinem berühmten Roman alle Welt entzückt hatte. „Die Menschennatur tritt uns hier nicht im Gewande liebenswürdiger Einfalt entgegen. Der Wilde am Orinoko schien uns so widrig, abstoßend, wie der Wilde am Mississippi.“

Eine ziegelrote Körperbemalung ist nahezu die einzige Bekleidung der Indianer. Auch die Missionare haben diese Sitte nicht abschaffen können, ja mitunter handeln sie selbst mit dem kostbaren Farbstoff Chica, der bei den Eingeborenen besonders gesucht ist. „Um einen Begriff zu geben, welchen Luxus die nackten Indianer mit ihrem Putze treiben, bemerke ich hier, dass ein hochgewachsener Mann durch zweiwöchige Arbeit kaum genug verdient, um sich durch Tausch so viel Chica zu verschaffen, dass er sich rot bemalen kann. Wie man daher in gemäßigten Ländern von einem armen Menschen sagt, er habe nicht die Mittel, sich zu kleiden, so hört man die Indianer am Orinoko sagen: ‚Der Mensch ist so elend, dass er sich den Leib nicht einmal halb malen kann.‘“

Überall im Urwald stieß Humboldt auf die Sitte des Kannibalismus. Die Eingeborenen sprachen davon wie von einer alltäglichen Sache. Einer der Ruderer bemerkte einmal ganz unbefangen, Affenfleisch sei zwar schwärzer als Menschenfleisch, er meine aber doch, dass es ebenso gut schmecke; seine Stammesbrüder äßen vom Bären wie vom Menschen die Handflächen am liebsten. Nach Humboldts Ansicht sind Nahrungsmangel oder religiöse Vorstellungen, wie man es von den Südseeinseln hört, in Guayana kaum die Ursache der Menschenfresserei, er meint vielmehr, sie beruhe hier meist auf Rachsucht des Siegers oder auf einer „Verirrung des Appetits.“

Humboldt fand Beispiele von rührender Kindesliebe unter den Eingeborenen. Auch das Bewusstsein von Pflichten gegen Familie und Stammesverband ist ihnen nicht unbekannt, wohl aber jedes Gefühl für allgemeine Menschlichkeit. Keine Regung des Mitleids hält sie davon ab, auch Weiber und Kinder eines feindlichen Stammes abzuschlachten. „Denkt man über die Sitten dieser Indianer nach, so erschrickt man ordentlich über die Verschmelzung von Gefühlen, die sich auszuschließen scheinen, über die Unfähigkeit dieser Völker, sich anders als nur teilweise zu humanisieren, über diese Übermacht der Bräuche, Vorurteile und Überlieferungen über die natürlichen Regungen des Gemütes.“

Schon gleich, bei der Ankunft in Venezuela hatte Humboldt lebhaftere Eindrücke von der Sklaverei und dem Negerhandel bekommen. Im Vergleich zu anderen Kolonialgebieten war zwar in den spanischen Besitzungen die Sklavengesetzgebung verhältnismäßig milde. „Aber vereinzelt, auf kaum urbar gemachtem Boden, leben die Neger in Verhältnissen, dass die Gerechtigkeit, weit entfernt, sie im Leben schützen zu können, nicht einmal imstande ist, die Barbareien zu bestrafen, durch die sie ums Leben kommen.“ Vor allem der Hausklaverei gegenüber sind die Behörden völlig machtlos. Die Missionen, die an vielen Orten bürgerliche und geistige Obrigkeit in einer Person vereinen, haben an diesen Verhältnissen kaum etwas geändert, ja sie haben nach Humboldts Beobachtungen durch die Gewohnheit, mit Gewalt „Seelen zu erobern“, unter den Indianern oft ähnliche Zustände geschaffen wie bei den Negerklaven. „Der Geist, der die Gesetze macht, und der, der sie vollzieht, haben nichts miteinander gemein.“

Zwölf Monate nach der Landung in Cumana kam Humboldt wieder an die Küste. Alle Anstrengungen und Mühseligkeiten des Lebens fern der Zivilisation, alle Gefahren des Klimas hatte er auf sich genommen, um die „allverbreitete Fülle des Lebens“ im Bergland zu Venezuela, in den Llanos und im Orinoko-Urwald zu erforschen. Obgleich er von Natur nie robust und bis in sein drittes Jahrzehnt in Europa immer kränklich war, fühlte er sich jetzt so wohl wie noch nie. „Meine Gesundheit und Fröhlichkeit hat trotz des ewigen Wechsels von Nässe, Hitze und Gebirgskälte, seitdem ich Spanien verließ, sichtbar zugenommen. Die Tropenwelt ist mein Element.“

Anden

Der Zufall hat auf der großen Reise immer wieder entscheidend in Humboldts Pläne eingegriffen, aber immer waren es Zufälle, denen er schließlich doch eine glückliche Wendung geben konnte. Von Venezuela ging er nach Kuba und weiter nach Cartagena im heutigen Kolumbien, um von hier aus über den Isthmus von Panama nach Guayaquil an der Küste des Pazifischen Ozeans zu reisen, wo er die schließlich doch noch von Europa abgegangene Expedition des Kapitäns Baudin zu treffen hoffte. In Cartagena erfuhr er jedoch, dass die Jahreszeit für eine rasche Seereise an der Westküste Südamerikas ungünstig sei. So entschloss er sich, den viel beschwerlicheren Landweg den Magdalenaströmung aufwärts und über die Kordilleren von Bogota und Quito zu nehmen.

In einem Brief an den Bruder schildert er die neue Flussreise: „Die Gewalt des angeschwellenen, mächtig strömenden Wassers hielt uns fünfundfünfzig Tage auf dem Magdalenaflusse, während welcher Zeit wir uns immer zwischen wenig bewohnten Wäldern befanden. Ich sage Dir nichts mehr von der Gefahr der Katarakte, von den Moskitos, von den Stürmen und Gewittern, die hier fast ununterbrochen fort dauern und alle Nächte das ganze Himmelsgewölbe in Flammen setzen. Ich habe dies alles umständlich in einer Menge anderer Briefe beschrieben.“

Viele dieser Briefe haben ihr Ziel nie erreicht. Immer wieder klagt Humboldt über die traurigen Postverhältnisse. Von seinem Bruder erreichte ihn in zwei Jahren nur ein einziger Brief, von Willdenow gar in vier Jahren nur einer. Für einen Mann wie Humboldt war das ein ernster Kummer, eigentlich der einzige, unter dem er auf der Reise wirklich litt. Briefeschreiben war für ihn eine Leidenschaft, nicht nur um mit dem Bruder und den Freunden persönliche Nachrichten auszutauschen, sondern mehr noch um seine eigenen Ideen zu entwickeln, Anregungen zu empfangen und zu geben. Schon aus Venezuela schrieb er an Wilhelm: „Das Einzige, was man in dieser Einsamkeit bedauern könnte, ist, dass man mit den Fortschritten der Aufklärung und Wissenschaften in Europa unbekannt bleibt und der Vorteile beraubt ist, welche aus dem Ideenaustausch entspringen.“

Von der Mündung des Rio Magdalena bis nach Bogota nahm Humboldt ein exaktes barometrisches Nivellement des Reiseweges auf und zeichnete eine große Karte des Stromlaufs in

vier Blättern; eine Kopie davon übergab er später dem Vizekönig. Der Aufstieg aus dem Flusstal auf die Hochebene war höchst beschwerlich. Auf langen Strecken führte der Weg über ganz schmale, zwischen den Felsen eingehauene Treppen, auf denen die Maultiere sich nur mit Mühe durchzwängen konnten.

Die Empfehlungen, die Humboldt aus Madrid mitbekommen hatte, wirkten überall Wunder. „Meine Aufnahme in den spanischen Kolonien ist so schmeichelhaft, als der eitelste und aristokratischste Mensch sich nur wünschen kann. In Ländern, in denen kein Gemeinsinn herrscht und in denen alles nach Willkür gelenkt wird, entscheidet die Gunst des Hofes alles. Nie, nie hat ein Naturalist mit solcher Freiheit verfahren können.“ Seine Ankunft in Bogota wurde zu einem Triumphzug. Der Erzbischof hatte seinen Wagen entgegengeschickt, und die Vornehmsten der Stadt gaben ihm zwei Meilen vor dem Ort ein festliches Mahl. Der Vizekönig, der einer seltsamen Etikette zufolge in der Stadt mit Fremden nicht essen darf, lud ihn auf seinen Landsitz ein. Besonders interessierte Humboldt in Bogota der berühmte Botaniker Mutis, ein würdiger Geistlicher von 72 Jahren, der eine großartige Sammlung tropischer Pflanzen besaß und von Malern Tausende von botanischen Zeichnungen anfertigen ließ.

Da Bonpland an einem heftigen Fieber erkrankt war, verzögerte sich die Weiterreise nach Quito um zwei Monate. Humboldt selbst fühlte sich leistungsfähiger als je. „Ich bin äußerst glücklich; meine Gesundheit ist so gut, als sie vorher nie war, mein Mut ist unerschütterlich; meine Pläne gelingen mir.“

Der Weg über die Schneefelder des dreitausendfünfhundert Meter hohen Passes von Quindiu war der schwierigste Teil der ganzen Andenreise. Auch in der besten Jahreszeit kann man die Strecke nicht schneller als in zehn oder zwölf Tagen zurücklegen. Es gibt keine Unterkunft, keine Lebensmittel, und die Reisenden müssen sich immer auf einen ganzen Monat mit Vorräten versehen, weil sie oft durch das plötzliche Anschwellen der Gebirgsbäche nach keiner Richtung vorwärts kommen können. Jenseits des Passes führte der Weg durch sumpfiges, mit Bambusschilf bedecktes Land. „Die Stacheln der Wurzeln dieser gigantischen Grasart hatten unsere Fußbekleidung so sehr zerrissen, dass wir barfüßig und mit blutrünstigen Füßen zu Cartago ankamen, weil wir uns nicht von Menschen (Cargueros) auf dem Rücken tragen lassen wollten. In diesen Klimaten sind die Weißen so träge, dass jeder Bergwerksdirektor einen oder zwei Indianer im Dienste hat, welche seine Pferde (Cavallitos) heißen, weil sie sich alle Morgen satteln lassen und, auf einen kleinen Stock gestützt und mit vorgeworfenem Körper, ihren Herrn umhertragen. Unter den Cavallitos und Cargueros unterscheidet und empfiehlt man den Reisenden diejenigen, die sichere Füße und einen sanften gleichen Schritt haben; und da tut es einem recht weh, von den Eigenschaften eines Menschen in Ausdrücken reden zu hören, mit denen man den Gang der Pferde und Maultiere bezeichnet.“

Zu Anfang des Jahres 1802, acht Monate nach seiner Abreise von der Mündung des Magdalenaströmes, kam Humboldt in Quito an. Für die Dauer seines Aufenthaltes wurde ihm ein Haus zur Verfügung gestellt, „das nach so viel Beschwerden uns alle Gemütlichkeiten darbot, die man nur in Paris oder London verlangen könnte.“

Die Stadt Quito findet Humboldt schön, aber der Himmel war stets traurig und neblig. Die benachbarten Berge zeigten kein Grün, und die Kälte war beträchtlich. Vor fünf Jahren hatte ein gewaltiges Erdbeben die ganze Provinz erschüttert und in wenigen Augenblicken vierzigtausend Menschen getötet. Das Studium der Riesenvulkane um Quito beschäftigte Humboldt fast acht Monate lang. Das ganze Gebiet erschien ihm wie ein einziger Vulkan. In Bergen wie dem Cotopaxi und dem Pichincha sah er nur einzelne Spitzen, deren Krater verschiedene Schornsteine eines gemeinsamen großen Herdes bilden. Obgleich seit der Katastrophe von 1797 die Erdbeben nie aufgehört haben, findet er die Einwohner von Quito fröhlich und lebenslustig. „Ihre Stadt atmet nur

Wollust und Üppigkeit, und nirgends vielleicht gibt es einen entschiedeneren und allgemeineren Hang sich zu vergnügen. So kann sich der Mensch gewöhnen, ruhig am Rande eines jähren Verderbens zu schlafen.“

Humboldt bestieg den Cotopaxi, Antisana, Pichincha und andere große Vulkane bis zum Gipfel. Die größte Berühmtheit unter allen seinen Bergbesteigungen erlangte sein Versuch, mit Bonpland den Chimborasso zu bezwingen, der damals noch als höchster Berg der Erde galt. In fünfzehntausendsechshundert Fuß Höhe versagten alle Eingeborenen bis auf einen; sie erklärten, unter der dünnen Luft mehr als die Europäer zu leiden. Humboldt empfindet den Reiz des alpinistischen Abenteuers, aber die wissenschaftlichen Beobachtungen sind ihm noch wichtiger. Laufend prüft er die Höhe, misst die Temperatur und macht elektrische Untersuchungen. In achtzehntausendeinhundert Fuß Höhe verhindert ein unbezwingbarer Abgrund den letzten Anstieg. Nur eintausendzweihundert Fuß - die dreifache Höhe der Peterskirche in Rom, wie Humboldt bemerkt - trennten ihn noch vom Gipfel. Er sammelte einige Gesteinsproben, denn er sah voraus, dass man ihn in Europa oft um „ein kleines Stückchen vom Chimborasso“ anbetteln würde, dann wandte er sich zum Abstieg.

Bei der Besteigung des Chimborasso hatte Humboldt eine Höhe erreicht, die vor ihm noch kein Mensch bezwungen hatte. Als fünfundzwanzig Jahre später englische Reisende im Himalaya noch höhere Berggipfel feststellten und erstiegen, tröstet er sich darüber in dem Gedanken, dass sein Vorbild die Anregung dazu gab. „Ich habe mir mein Lebelang etwas darauf eingebildet“, schreibt er 1828 an den Berliner Geographen Berghaus, „unter den Sterblichen derjenige zu sein, der am höchsten in der Welt gestiegen ist - ich meine am Abhänge des Chimborasso - und bin stolz gewesen auf meine Ascension! Mit einem gewissen Gefühl von Neid habe ich darum auf die Enthüllungen geblickt, welche Webb und seine Consorten von den Bergen in Indien gegeben. Ich habe mich über die Reisen des Himalaya beruhigt, weil ich glaube annehmen zu dürfen, dass meine Arbeiten in Amerika den Engländern den ersten Impuls gegeben haben, sich etwas mehr um die Schneeberge zu bekümmern, als es von ihnen seit anderthalb Jahrhunderten geschehen.“

Die weitere Reise von Quito nach Peru führte Humboldt auf dem Hochland zwischen den Andenkette zu zahlreichen Ruinenstätten der alten Inka-Kultur. In dem Palast von Caxamarca sah er das Zimmer, in dem der Inkaherrscher Atahualpa von den Spaniern vor seiner Hinrichtung gefangen gehalten wurde. Man zeigte den Reisenden noch die Mauer, an der er das Zeichen machte, bis zu welcher Höhe er den Raum mit Gold anfüllen wollte, wenn man ihn freiließ. Er bestaunt die Reste der großen Inkastraße; sie ist schnurgerade, ganz aus behauenen Steinen aufgeführt und gleicht den schönsten Straßen der alten Römer, überall sammelt er historische Dokumente und Mythen, die ihm beweisen, dass Amerika einst eine weit höhere Kultur besaß, als die Spanier bei der Entdeckung vorfanden. Besonders interessiert ihn alles, was er über die astronomischen Kenntnisse der Inka in Erfahrung bringen kann. In Peru und am Hofe des Königs von Bogota verstanden die Priester, den Augenblick der Sonnenwende zu beobachten und das Mondjahr durch Einschaltungen in ein Sonnenjahr zu verwandeln. Humboldt erwarb selbst einen siebenneckigen Stein, der zur Berechnung dieser Schalttage diente.

Auch die lebenden Indianersprachen sind ihm ein Beweis für die früher höhere Kultur; sie sind keineswegs so primitiv und arm, wie ältere Reisende angaben. In der karibischen Sprache zum Beispiel findet Humboldt Reichtum, Anmut, Kraft und Zartheit. Sie hat zahlreiche Ausdrücke für abstrakte Begriffe, kann von Zukunft, Ewigkeit, Existenz und ähnlichem reden und es fehlt ihr nicht an Zahlwörtern, um alle möglichen Kombinationen unserer Zahlzeichen wiederzugeben. „Vorzüglich lege ich mich auf die Inkasprache; sie ist die gewöhnliche hier in der Gesellschaft und ist so reich an feinen und mannigfachen Wendungen, dass die jungen Herren, um den Damen

Süßigkeiten zu sagen, gemeiniglich Inka zu sprechen anfangen, wenn sie den ganzen Schatz des Castilischen erschöpft haben.“

Nachdem Humboldt zum vierten Male die Andenkette überstiegen hatte, gelangte er bei Truxillo endlich an die Küste des Stillen Ozeans. Alte Erinnerungen an seinen Lehrer Georg Forster werden wach. „Der Anblick der Südsee hatte etwas Feierliches für den, welcher einen Teil seiner Bildung und viele Richtungen seiner Wünsche dem Umgange mit einem Gefährten des Kapitän Cook verdankte. Durch Forsters anmutige Schilderungen von Otaheiti war besonders im nördlichen Europa für die Inseln des Stillen Meeres ein allgemeines, ich könnte sagen sehnsuchtsvolles Interesse erwacht.“

Mexiko

Schon in Quito hatte Humboldt erfahren, dass er auf ein Zusammentreffen mit Baudin nicht mehr rechnen konnte. Ursprünglich hatte er die Absicht gehabt, - sei es nun in Begleitung Baudins oder allein - auf der Rückreise nach Europa noch die Philippinen, das Rote Meer und Ägypten aufzusuchen und so sein Unternehmen mit einer wirklichen Weltumsegelung zu beschließen. In Peru entschloss er sich, diesen Plan aufzugeben. Auf der Andenreise hatte ein Teil seiner Instrumente Schaden erlitten, deren Ersatz in Amerika nicht möglich war. Entscheidend war schließlich wohl die schon erwähnte Befürchtung, durch zu lange Abwesenheit von Europa den Anschluss an die Fortschritte der Naturforschung zu verlieren, ein Gedanke, der ihn von Jahr zu Jahr immer mehr beunruhigte. So fasste er den Entschluss, jetzt nach Mexiko zu fahren und über Nordamerika die Heimreise anzutreten.

Trotz dieser Vorsätze dauerte der Aufenthalt in Mexiko noch ein volles Jahr. Niemals war Humboldt verlegen um Gründe, warum das Land, in dem er sich gerade befand, ganz besonderes Interesse und eingehendes Studium verdiente. Seine bisherigen Reisen hatten ihn den großen Wert des wissenschaftlichen Vergleichens verschiedenartiger Natur- und Kulturbereiche gelehrt; durch ihn wurde diese Methode des Vergleichens in der modernen Erdkunde zu einem der großen Gesichtspunkte für die Gewinnung vertiefter geographischer Anschauung. „Nichts war mir auffallender als der Kontrast zwischen der Zivilisation von Neuspanien und der geringen physischen und moralischen Kultur derjenigen Regionen, welche ich soeben durchstrichen hatte. Ich verglich sorgfältig, was ich an den Ufern des Orinoko und Rio Negro, in der Provinz Caracas in Neugranada, auf dem Gebirgsrücken von Quito und an den Küsten von Peru beobachtet hatte, mit der damaligen Lage des Königreichs Mexiko. Alles reizte mich an, den noch wenig entwickelten Ursachen nachzuforschen, welche in diesem die Fortschritte der Bevölkerung und der Nationalbetriebsamkeit so auffallend begünstigt haben.“

Sein Standquartier wurde die Stadt Mexiko. Von hier aus besuchte er die berühmten Bergwerke von Moran und Real del Monte und eine große Bewässerungsanlage im Fluss Montezuma. Am Pik von Orizaba, Iztaccihuatel und Popocatepetl machte er trigonometrische Vermessungen und untersuchte die große Pyramide von Cholula, einen von den Tolteken aus ungebrannten Ziegeln errichteten Stufenbau. Unendliche Mühe verwandte er auf die Beschaffung verlässlicher statistischer Unterlagen zur Beurteilung der Wirtschafts- und Bevölkerungsstruktur, die zu einer umfassenden Landeskunde von Mexiko dienen sollten.

Die botanischen Gärten der Hauptstädte Europas, die seine Pläne gefördert hatten, versorgt er schon von unterwegs mit tropischen Pflanzensamen. Gleich nach der Ankunft in Mexiko schreibt er an Willdenow: „Wir haben schon über zehn- oder zwölfmal große Sendungen frischer Sämereien von hier abgeschickt: an den botanischen Garten in Madrid; an den Garten in Paris; und über

Trinidad an Sir Josef Banks in London. Allein denke darum nicht, dass mein Reichtum erschöpft sei oder dass ich Berlin vergessen werde.“

Immer wieder schiebt er den Zeitpunkt der endgültigen Abreise hinaus. Jetzt müssen sogar die möglichen Gefahren der letzten Reiseetappe herhalten, um sein Zögern zu begründen. „Ich wünschte, gegen Ende dieses Jahres in Europa zu sein. Allein das schwarze Erbrechen, welches schon in Veracruz und in Havana herrschte, und die Furcht vor der Übeln Schifffahrt im Oktober müssen mich zurückhalten. Ich will nicht mit einer Tragödie endigen.“

Die Heimreise, zu der er sich schließlich doch bequemen musste, verlief ohne Zwischenfälle; zu allen Zeiten hat Humboldt ein erstaunliches Glück und Talent entwickelt, Katastrophen und tragischen Lebenssituationen aus dem Wege zu gehen. Er reiste zunächst noch einmal nach Kuba, um die dort vor vier Jahren zurückgelassenen Sammlungen zu holen. Nach sehr stürmischer Seefahrt durch den Bahama-Kanal ging er in Philadelphia an Land. Drei Wochen lang war er in Monticello Gast des Präsidenten der Vereinigten Staaten Jefferson. Die Fahrt über den Atlantik war so ruhig wie selten und dauerte siebenundzwanzig Tage. Am 3. August 1804, mehr als fünf Jahre nach der Abreise von La Coruña, landete er in Bordeaux.

Die Reisewerke

Humboldt war heimgekehrt, aber eine wirkliche Heimat, einen Ort, wo er sich zu Hause fühlte, besaß er nicht. Wohl hatte er zahlreiche Freunde, sie waren verstreut über viele Städte Europas, doch im Grunde waren das nur wissenschaftliche Freundschaften, keine starken persönlichen Bindungen. Auch das Verhältnis zu seinem Bruder blieb so, wie es schon in den Jugendjahren gewesen war, voll gegenseitiger brüderlicher Achtung, aber ohne Wärme. „Ich kann nicht sagen, dass ich eben glaube, in irgendeiner Art über ihm zu stehen“, schreibt Wilhelm kurz nach Alexanders Rückkehr an seine Frau. „Aber seit unserer Kindheit sind wir wie zwei entgegengesetzte Pole auseinandergeschieden, obgleich wir uns immer geliebt haben und sogar vertraut miteinander gewesen sind. Er hat von früh an nach außen gestrebt; und ich habe mir ganz früh schon nur ein inneres Leben erwählt.“

Die Wahl des Ortes, wo er sich nun niederlassen wollte, wurde ihm darum nicht leicht. Am meisten lockte ihn Paris. Keine Stadt der Welt bot für seine Zwecke bessere Hilfsmittel. Eine Zeit lang dachte er auch an Genf, die beschauliche Ruhe des Sees und den Umgang mit dem Freunde Pictet, dem großen Schweizer Naturforscher. Für Berlin sprach die Gunst des Königs, die von jetzt an seine Arbeit begleitet. Die Preußische Akademie der Wissenschaften wählte ihn zum Mitglied; aus ihren Fonds erhielt er ein Jahresgehalt von 2500 Talern. Der König ernannte ihn zum Kammerherrn.

Zunächst blieb er in Paris. Als Republik hatte er Frankreich verlassen, als Kaiserreich fand er es wieder. Der Trubel der Krönung wenige Wochen nach der Landung in Bordeaux übertönte zunächst noch etwas die Sensation seiner Rückkehr. Um bei den Festlichkeiten angemessen auftreten zu können, musste Humboldt sich von Grund aus neu ausstaffieren. Besorgt berichtet seine Schwägerin Karoline, die damals gerade in Paris war, an ihren Mann: „Er gibt sehr viel Geld für seine Garderobe aus. Kleider bis jetzt - nicht etwa Wäsche - für 1200 Francs; und heute kauft er einen gestickten Samtrock, der wenigstens 800 Francs kosten muss. Zur Krönung ist es beinahe nicht zu evitieren.“ Aber der Empfang beim Kaiser war äußerst kühl. Bei der einzigen Begegnung richtete Napoleon an den ruhmreichen Weltfahrer die denkwürdigen Worte: „Sie beschäftigen sich mit Botanik? Das tut meine Frau auch.“

Doch solch schnöder Nichtachtung begegnete Humboldt nur bei Napoleon. Die Öffentlichkeit und die gelehrte Welt, der er im Institut National die ersten Ergebnisse seiner Forschungen vortrug,

feierte ihn mit Begeisterung als den erfolgreichsten Weltreisenden seiner Zeit. Humboldt sonnt sich in diesem Ruhm, der ihm sichtlich wohl tut, und er gibt das auch unumwunden zu. In einem Brief an Wilhelm schreibt er: „Alle Mitglieder des Instituts haben meine Manuskript-Zeichnungen und Sammlungen durchgesehen; und es ist e i n e Stimme darüber gewesen, dass jeder Teil so gründlich behandelt worden ist, als wenn ich mich mit diesem allein abgegeben hätte. Gerade Berthollet und Laplace, die sonst meine Gegner waren, sind jetzt die Enthusiastischsten. Berthollet rief neulich aus: ‚Cet homme réunit toute une Académie en lui.‘ Das Bureau des Longitudes berechnet meine astronomischen Beobachtungen und findet sie sehr, sehr genau.“

Man hat Humboldt oft starkes Geltungsbedürfnis vorgeworfen. Seine Briefe und die Zeugnisse von Zeitgenossen enthalten viele Züge kleiner persönlicher Eitelkeit, die bei einem Manne überraschen, der nie in seinem Leben um Anerkennung ringen musste, auf den die ganze Welt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in kaum mehr möglicher Steigerung alle erdenklichen Ehrungen gehäuft hat. Doch nie hat er auf Verdienste Anspruch gemacht, die ihm nicht zukamen, oder Würden angestrebt, die außerhalb seiner Sphäre lagen. Als man ihm die Entdeckung der kalten Meeresströmung an der Westküste Südamerikas zuschrieb, protestierte er laut und erklärte, dass dieser Strom schon im sechzehnten Jahrhundert jedem Schiffsjungen bekannt gewesen sei. So geschickt und gern er kleine diplomatische Aufträge ausführte, in die hohe Diplomatie hat er sich trotz mancher Angebote nie gedrängt, und als man ihm als eben erst Vierzigjährigen die Leitung des Preußischen Kultusministeriums antrug, lehnte er entschieden ab. Sein Geltungsbedürfnis, das sich durchaus mit hingebendem Dienst an anderen Menschen vertrug, ist begrenzt auf die Welt der Wissenschaft, und auch hier soll es nicht so sehr seine eigene Person als vielmehr die Bedeutung der Dinge ins rechte Licht setzen, deren Förderung er als die Aufgabe seines Lebens betrachtete.

Nach einem Aufenthalt in Italien, wo sein Bruder preußischer Ministerresident am Vatikan war, reiste Humboldt im Herbst 1805 nach Berlin. Er war nun doch entschlossen, hier zu bleiben, um seine Reisewerke auszuarbeiten. An der Akademie hielt er Vorlesungen, widmete sich aber auch schon wieder neuen experimentellen Arbeiten über den Erdmagnetismus. Im Garten des reichen Branntweinbrenners George, bei dem auch der Historiker Johannes von Müller wohnte, hatte er sich ein eisenfreies „magnetisches Häuschen“ gebaut. Varnhagen berichtet, dass Humboldt einmal sieben Tage und Nächte lang, fast ohne zu schlafen, jede halbe Stunde die Instrumente abgelesen habe. Der alte George rühmte sich gern seiner Beziehungen zu den Größen der Wissenschaft: „Hier habe ich den berühmten Müller, hier den Humboldt, hier auch den Fichte, der aber nur ein Philosoph sein soll.“

Das bedeutendste Ergebnis dieser Berliner Zeit war die Veröffentlichung der „Ansichten der Natur“. Es ist eine Sammlung von Essays, die er in der zweiten Auflage noch erweiterte. Ihre Themen sind die großen Landschaftserlebnisse der amerikanischen Reise: über Steppen und Wüsten - über die Wasserfälle des Orinoko - Das nächtliche Tierleben im Urwalde - Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse - über den Bau und die Wirkungsart der Vulkane - Erster Anblick der Südsee. In der Vorrede zur ersten Auflage schreibt er: „Schüchtern übergebe ich dem Publikum eine Reihe von Arbeiten, die im Angesicht großer Naturgegenstände, auf dem Ozean, in den Wäldern des Orinoko, in den Steppen von Venezuela, in der Einöde peruanischer und mexikanischer Gebirge entstanden sind. Einzelne Fragmente wurden an Ort und Stelle niedergeschrieben und nachmals nur in ein Ganzes zusammengeschmolzen. Überblick der Natur im großen, Beweis von dem Zusammenwirken der Kräfte, Erneuerung des Genusses, welchen die unmittelbare Ansicht der Tropenländer dem fühlenden Menschen gewährt, sind die Zwecke, nach denen ich strebe.“

Während Humboldt seine großen wissenschaftlichen Reisewerke französisch schrieb, wählte er für die „Ansichten“ die deutsche Sprache. Er nannte es später sein Lieblingswerk, „ein rein auf deutsche Gefühlsweise berechnetes Buch“. Neben dem „Kosmos“ wurden die „Ansichten der

Natur“ Humboldts berühmtestes Werk, das zusammen mit Forsters Landschaftsschilderungen im ganzen neunzehnten Jahrhundert das klassische Vorbild für eine ästhetisch-wissenschaftliche Betrachtungsweise der Natur bildete.

Die Gunst des Hofes konnte Humboldt nicht mit dem Leben in Berlin aussöhnen. Seine Briefe sind voll von Klagen. „Ich lebe fremd und isoliert in diesem mir fremd gewordenen Lande“, schreibt er im Frühjahr 1806 an einen Freund. „Diese menschenleere Wüste“ nennt er bald danach Berlin in einem Brief an Karoline von Wolzogen. „Ich habe niemand hier, mit dem mir wohl wäre.“ Die politischen Ereignisse im Gefolge der Schlacht von Jena, die Flucht des Königs und der Einzug Napoleons in Berlin raubten ihm vollends die Stimmung zu ungestörter wissenschaftlicher Arbeit.

Im Jahre 1808 wurde Prinz Wilhelm von Preußen nach Paris gesandt in der Hoffnung, man könnte dadurch eine Milderung der Bedingungen des Tilsiter Friedens erreichen. Da Friedrich Wilhelm III. annahm, dass Humboldt durch seine Persönlichkeit und die Kenntnis der entscheidenden Männer dabei von Nutzen sein würde, bestimmte er ihn zur Hegleitung des Prinzen. Die Mission führte nicht zu dem gewünschten Erfolg. Als aber der Prinz im folgenden Jahre nach Berlin zurückkehrte, erbat Humboldt vom König die Erlaubnis, in Paris bleiben zu dürfen, da er zu der Überzeugung gelangt war, dass bei den jetzt in Deutschland herrschenden Zuständen eine Fortführung seiner Arbeiten dort nicht möglich sei. Auch während der Freiheitskriege hat er die französische Hauptstadt nicht verlassen. Dass ihn trotzdem die Ereignisse dieser Jahre nicht unberührt ließen, deutet er an in der Vorrede zu den „Ansichten der Natur“, die kurz nach seiner Abreise von Berlin erschienen: „Bedrängten Gemütern sind diese Blätter vorzugsweise gewidmet. Wer sich herausgerettet aus der stürmischen Lebenswille, folgt mir gern in das Dickicht der Wälder, durch die unabsehbare Steppe und auf den hohen Rücken der Andenkette. Zu ihm spricht der weltrichtende Chor:

Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.“

Paris

Was Paris damals im Gegensatz zu dem Leben in Deutschland zu bieten hatte, hat Goethe etwas später - im Mai 1827 - in einer Bemerkung zu Eckermann ausgesprochen: „Wir führen doch im Grunde alle ein isoliertes armseliges Leben! Aus dem eigentlichen Volke kommt uns sehr wenig Kultur entgegen, und unsere sämtlichen Talente und guten Köpfe sind über ganz Deutschland ausgesät. Da sitzt einer in Wien, ein anderer in Berlin, ein anderer in Königsberg, ein anderer in Bonn oder Düsseldorf, alle durch fünfzig bis hundert Meilen voneinander getrennt, so dass persönliche Bemühungen und ein persönlicher Austausch von Gedanken zu den Seltenheiten gehört. Was dies aber wäre, empfinde ich, wenn Männer wie Alexander von Humboldt hier durchkommen und mich in dem, was ich suche und mir zu wissen nötig, in einem einzigen Tage weiter bringen, als ich sonst auf meinem einsamen Wege in Jahren nicht erreicht hätte.

Nun aber denken Sie sich eine Stadt wie Paris, wo die vorzüglichsten Köpfe eines großen Reichs auf einem einzigen Fleck beisammen sind und in täglichem Verkehr, Kampf und Wetteifer sich gegenseitig belehren und steigern, wo das Beste aus allen Reichen der Natur und Kunst des ganzen Erdbodens der täglichen Anschauung offen steht; diese Weltstadt denken Sie sich, wo jeder Gang über eine Brücke oder einen Platz an eine große Vergangenheit erinnert, und wo an jeder Straßenecke ein Stück Geschichte sich entwickelt hat! Und zu diesem allen denken Sie sich

nicht das Paris einer dumpfen, geistlosen Zeit, sondern das Paris des neunzehnten Jahrhunderts, in welchem seit drei Menschenaltern durch Männer wie Moliere, Voltaire, Diderot und ihresgleichen eine solche Fülle von Geist in Kurs gesetzt ist, wie sie sich auf der ganzen Erde auf einem einzigen Fleck nicht zum zweiten Male findet.“

In diesem Paris fand Humboldt die geistige Atmosphäre, die er in Berlin so sehr entbehrt hatte; hier allein glaubte er, sein großes Werk vollenden zu können. Er fand eine Menge von Mitarbeitern und Gelehrten, die er bei allen Spezialfragen zu Rate ziehen konnte: die Astronomen und Physiker Laplace, Lalande, Delambre und Arago, die Chemiker Gay-Lussac und Berthollet, den Zoologen Lamarck, ferner Botaniker, Mineralogen und die Vertreter der verschiedenen Geisteswissenschaften. Hier konnte er sich seiner immer stärker hervortretenden Neigung, die Forschung durch Gemeinschaftsarbeit gleichstrebender Gelehrter zu fördern, nach Herzenslust hingeben.

Sein Leben in Paris ist zunächst ganz auf die wissenschaftliche Arbeit eingestellt. Um ungestört zu sein, hat er lange Zeit zwei Wohnungen, eine zum Schlafen und für offizielle Besuche, die andere als Arbeitsstätte. Er meidet aber keineswegs die Geselligkeit, doch wünscht er sich seinen Umgang selbst auszusuchen. Ein Besucher, Karl Vogt, schildert Humboldts Lebensgewohnheiten in den späteren Pariser Jahren folgendermaßen: „Morgens von 8-11 Uhr sind seine Dachstubenstunden, da kriecht er in allen Winkeln von Paris herum, klettert in alle Dachstuben des Quartier Latin, wo etwa ein junger Forscher oder einer jener verkommenen Gelehrten haust, die sich mit einer Spezialität beschäftigen. Morgens um 11 Uhr frühstückt er im Cafe Procope in der Nähe des Odeon, links in der Ecke am Fenster, es drängt sich da immer ein Schwärm von Menschen um ihn herum. Des Nachmittags ist er im Cabinet von Mignet in der Bibliotheque Richelieu. Er speist täglich wo anders, immer bei Freunden, niemals in einem Hotel oder Restaurant. Unter uns gesagt, er plaudert gern. Da er geistreich, witzig und schön erzählt, so hört man ihm gern zu. Kein Franzose hat mehr Esprit als er. Er besucht jeden Abend wenigstens fünf Salons und erzählt dieselbe Geschichte mit Varianten. Hat er eine halbe Stunde gesprochen, so steht er auf, macht eine Verbeugung, zieht allenfalls noch einen oder den andern in eine Fensterbrüstung, um ihm etwas ins Ohr zu plauschen, und huscht dann geräuschlos aus der Tür. Unten erwartet ihn sein Wagen. Nach Mitternacht fährt er nach Hause.“

Sein Ruhm als erfolgreicher Weltreisender und seine Beziehungen zu vielen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens brachten ihn öfter in Versuchung, zu politischen Fragen Stellung zu nehmen. Alle Ansinnen solcher Art lehnte er ab. Er wollte in Paris nur ein wohlgelittener Gast sein. Selbst den nach seiner Ansicht exponierten Posten eines Vizepräsidenten der Pariser Geographischen Gesellschaft, den man ihm als besondere Ehrung zugehört hatte, schlug er aus. Durch diese Zurückhaltung gewann er in den schwierigen Jahren nach dem Kriege seine einzigartige Stellung als der entscheidende Vertreter des geistigen Deutschland in Frankreich. Diese private, allein auf seiner Person beruhende zwischenstaatliche Funktion war ihm wichtiger als das Amt des offiziellen preußischen Gesandten, das man ihm nach dem zweiten Pariser Frieden anbot.

Bei der Rückkehr aus Amerika hatte Humboldt gedacht, sein Reisewerk in zwei bis drei Jahren vollenden zu können. Aber die Arbeit wuchs ihm unter den Händen, und schließlich war er auch nach zwanzig Jahren noch nicht damit fertig. Allein die botanischen Teile beschäftigten ihn jahrelang. Seine Sammlung amerikanischer Pflanzen enthielt 6.000 Arten, davon waren mehr als die Hälfte damals noch unbekannt. Die Bereicherung für die Wissenschaft kann man daran ermessen, dass um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt erst etwa 8.000 Arten bekannt waren. So nützlich sich Bonpland beim Sammeln der Pflanzen erwiesen hatte, der wissenschaftlichen Bearbeitung war er nicht gewachsen, so dass sich Humboldt nach anderen Mitarbeitern umsehen musste.

Das Riesenwerk, das unter dem Gesamttitel „Voyage aux Regions Equinoxiales du Nouveau Continent“ in Paris herauskam, wurde schließlich in seinen spezielleren Teilen eine internationale Gemeinschaftsarbeit, an der neben Humboldt noch fünf Deutsche, sechs Franzosen und ein Engländer beteiligt waren. In Paris beschäftigte er ein ganzes Verlegerkonsortium, in Deutschland meist Cotta. Die französische Originalausgabe in Folio und Quart umfasst 30 Bände mit über 1400 gestochenen, zum größten Teil farbigen Abbildungen.

Auch die technische Seite der Drucklegung machte enorme Schwierigkeiten. Humboldt war als Autor sehr schwer zufrieden zu stellen. Er verlangte die besten Zeichner, Kupferstecher und Drucker. Immer wieder verwarf er bereits fertig gestellte Teile, nicht nur einzelne Tafeln und Testbogen, sondern sogar zwei schon fast ausgedruckte Bände. Um das große Werk in vollkommener Weise herauszubringen, zögerte er nicht, sich an den hohen Kosten auch mit seinen eigenen Mitteln zu beteiligen. Die Expedition selbst hatte ihn ungefähr 40 000 Taler gekostet, für das Reisewerk opferte er den ganzen Rest seines Vermögens.

Als Preis für ein vollständiges Exemplar der französischen Ausgabe ergab sich schließlich der Betrag von 2753 Talern oder rund 10.000 Francs. Selbst große Bibliotheken waren kaum imstande, das ganze Werk zu erwerben. Der preußische Finanzminister, der Humboldt bei einem Aufenthalt in Paris einen Vorschuss von 24.000 Francs gegeben hatte, erklärte sich später damit einverstanden, dass der Betrag durch Lieferung von vier Prachtexemplaren an die Universitäten Berlin, Breslau, Halle und Bonn als ausgeglichen gelten sollte. Zu spät erst erkannte Humboldt, dass er selbst durch seine Anforderungen an kostbare Ausstattung die Verbreitung des Werkes aufs schwerste behindert hatte. Im Jahre 1830 schreibt er: „Leider, leider! meine Bücher stiften nicht den Nutzen, der mir vorgeschwebt hat, als ich an ihre Bearbeitung und Herausgabe ging: sie sind zu teuer! Außer dem einzigen Exemplar, welches ich zu meinem Handgebrauch besitze, gibt es in Berlin nur noch zwei Exemplare von meinem amerikanischen Reisewerke. Eins davon ist in der königlichen Bibliothek, das zweite hat der König in seiner Privatbibliothek, aber unvollständig, weil auch dem Könige die Fortsetzungen zu hoch gekommen sind.“ Erst für Friedrich Wilhelm IV. wurde später ein vollständiges Exemplar besorgt.

Berechtigt waren diese beweglichen Klagen Humboldts nur bei der Pariser Originalausgabe, besonders den kostbaren Tafelbänden. Von allen wichtigeren Textteilen erschienen zahlreiche Sonderausgaben und Übersetzungen, die weite Verbreitung fanden. Allerdings zog sich deren Erscheinen fast über ein halbes Jahrhundert hin. Von der deutschen Ausgabe kamen als erstes Werk im Jahre 1807 die „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen nebst einem Naturgemälde der Tropenländer“ heraus, die Goethe gewidmet waren. Der „Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien“ erschien 1809-14 in 5 Bänden. Der langatmige Untertitel enthält von der physischen Beschaffenheit bis zum Gedanken einer Kanalverbindung zwischen atlantischem und pazifischem Ozean das ganze Programm einer modernen politisch-geographischen Landeskunde, wie Humboldt sie aufgefasst wissen wollte. Am Beispiel Mexikos entwickelt er hier eine ganz neue Methode, aus den natürlichen Bedingungen eines Landes alle Lebensäußerungen abzuleiten.

Den eigentlichen Reisebericht bringt die „Reise in die Äquinoktialgegenden des Neuen Kontinents“, 1815-32. Obgleich sechs Bände umfassend, enthält er ebenso wie das entsprechende französische Werk nur etwa ein Drittel des Gesamtverlaufs der Reise. In Erinnerung an seinen Lehrer Forster hatte Humboldt die Übersetzung dessen ehemaliger Frau Therese Huber geb. Heyne anvertrauen lassen, war aber von deren Leistung sehr wenig befriedigt, so dass später im gleichen Verlag eine neue Bearbeitung herauskam. Die „Kritischen Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt“, 3 Bände 1835-51,

enthalten ein besonderes Lieblingsgebiet Humboldtscher Forschung, die Erweiterung des allgemeinen Weltbildes durch das Zeitalter der Entdeckungen.

Über dieses Werk schrieb Humboldts Freund Arago: „Humboldt, tu ne sais pas comment se compose un livre; tu écris sans fin; mais ce n'est pas là un livre, c'est un portrait sans cadre.“ Nicht nur für französisches Formgefühl sind die meisten Werke Humboldts weitschweifig und ohne rechte Gliederung. Die kurzen Essays in den „Ansichten der Natur“ fesselten den Leser auch durch ihre literarische Gestaltung. Aber schon hier kämpft er mit den Schwierigkeiten der Darstellung, die sich ihm aus der Verbindung künstlerischer und wissenschaftlicher Anschauung ergeben. „Diese ästhetische Behandlung naturhistorischer Gegenstände hat, trotz der herrlichen Kraft und der Biegsamkeit unserer vaterländischen Sprache, große Schwierigkeiten der Komposition. Reichtum der Natur veranlasst Anhäufung einzelner Bilder, und Anhäufung stört die Ruhe und den Totaleindruck des Gemäldes. Das Gefühl und die Phantasie ansprechend, artet der Stil leicht in eine dichterische Prosa aus.“ In den wissenschaftlichen Werken tritt dieses Streben nach poetischer Darstellung zurück. Der berühmte Aufsatz „über einen Versuch, den Gipfel des Chimborasso zu ersteigen“ schließt mit den Worten: „Wo die Natur so mächtig und groß und unser Bestreben rein wissenschaftlich ist, kann die Darstellung jedes Schmuckes der Rede entbehren.“ Aber im Verfolgen zahlloser Gedankenverbindungen wird der Satzbau unbeholfen, unendlich verschachtelt und muss mühsam mit Partizipien wieder eingerenkt werden. Auch auf seine Briefe färbt dieser Stil ab, am Rande verspottet er sich einmal selbst mit der Bemerkung: „Eine Phrase wie ein Warschauer Schlafrock mit 40 Taschen als Parenthesen.“ Aber trotz dieser Mängel der sprachlichen Form, die in einer übersprudelnden Menge von Einfällen begründet sind, wirkt seine Darstellung nicht langweilig. Nie häuft er totes Wissen auf, und niemals erstickt er in der Überfülle des Materials, über das gleiche Werk, von dem Arago gesagt hatte, es sei überhaupt kein Buch, urteilt Schelling: „Nachdem ich die ersten Seiten von Band drei gelesen, konnte ich nicht wieder aufhören und war so gefesselt, dass ich die nächsten zwei Tage alles beiseite legte, um der unwiderstehlichen Untersuchung zu folgen.“ Alles, was Humboldt anpackt, auch die entlegenste Einzelheit, wird irgendwie interessant und bekommt eine Beziehung zum Ganzen. Am stärksten freilich offenbarte sich das bei der mündlichen Unterhaltung, in der Humboldt von Einfällen, Witzen und Anspielungen sprühte. Niemand, der ihm im Leben begegnete, konnte sich dem Reiz dieses virtuosen Feuerwerks entziehen. „Humboldt ist der Einzige“, sagt Dove, „der mir davon eine Ahnung gegeben, dass *causer* auch im Deutschen möglich sei.“ In den „Wahlverwandtschaften“ schreibt Goethe in Ottiliens Tagebuch: „Nur der Naturforscher ist verehrungswert, der uns das Fremdeste, Seltsamste mit seiner Lokalität, mit aller Nachbarschaft, jedesmal in dem eigensten Elemente zu schildern und darzustellen weiß. Wie gern möchte ich nur einmal Humboldten erzählen hören.“ Die amerikanische Reise hatte Humboldt die allverbreitete Fülle des Lebens im ganzen Bereich der Natur offenbart; die Ausdeutung ihrer Ergebnisse lehrte ihn „die Kunst, die größte Menge von Tatsachen zu sammeln, zu ordnen und sich auf dem Wege der Induktion zu allgemeinen Ideen zu erheben.“ Alle seine wesentlichen Erkenntnisse gehen zurück auf das Zusammenwirken von sinnlicher Anschauung und wissenschaftlicher Abstraktion. „Die Natur muss gefühlt werden“, schreibt er 1810 an Goethe; „wer nur sieht und abstrahiert, kann ein Menschenalter im Lebensgedränge der glühenden Tropenwelt Pflanzen und Tiere zergliedern, er wird die Natur zu beschreiben glauben, ihr selbst aber ewig fremd bleiben.“ Wenn Schiller ihm vorgeworfen hatte, er wolle die Natur „schamlos ausmessen“, so stellte er damit freilich die Grundlage jeder wissenschaftlichen Naturerkenntnis in Frage. Humboldt will nur messen, was messenswert ist. Seine Begeisterung für statistische Methoden von der kritischen Berechnung der Mittelwerte des Klimaverlaufs bis zu der Bevölkerungsstatistik Mexikos und den Untersuchungen über die Gold- und Silberausfuhr der Kolonialländer dient nur dem Zweck, Dinge, Vorgänge und Zustände in ihrer Größenordnung zu erkennen und damit vergleichbar zu machen. Nie geht es ihm um abstrakte Zahlen, sondern um die Erfassung der lebendigen Gestalt der Natur.

Die Ergebnisse wurden von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung der modernen Erdkunde. Erst durch Humboldt gewinnt sie den Rang einer wirklichen Wissenschaft. Er entwickelte einen neuen Stil des wissenschaftlichen Reisens, an die Stelle der Entdeckungsfahrt trat die Forschungsreise, die dem Studium im voraus gesehener oder auch nur geahnter Probleme dient. Die exakte Beobachtung wird zur Grundvoraussetzung aller geographischen Arbeit. Humboldt hat als erster zahllose barometrische Höhenmessungen vorgenommen und die Resultate in Höhengschnitten ganzer Länder zeichnerisch dargestellt. Das führte ihn auf grundlegende geographische Probleme, die vor ihm noch kein Reisender mit solcher Klarheit gesehen hatte. Erst seine Unterscheidung von Kamm-, Gipfel- und Passhöhe führte zu einer deutlichen Vorstellung vom Bau der Gebirge. Er erkannte die Bedeutung der Schneegrenze, überhaupt aller Höhengrenzen, der Höhengschichtung des organischen Lebens, der Zusammenhänge zwischen Klima und Verbreitung von Pflanzen, Tieren und menschlichen Siedlungen. Der geographische Raum, in den Anschauungen seiner Zeit im Grunde nur ein zweidimensionales Gebilde, gewinnt damit eine neue Dimension. Goethe erkannte sofort den Wert dieser neuen Betrachtungsweise und entwarf selbst nach Humboldts „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen“ eine symbolische Landschaft, eine vergleichende Zeichnung der europäischen und amerikanischen Gebirge mit Schneegrenzen und Vegetationshöhen.

Die Botanik weitete sich Humboldt durch diese Erkenntnisse zur Pflanzengeographie, deren eigentlicher Begründer er ist. Seine meteorologischen Beobachtungen führten ihn zur Klimakunde, die erst durch ihn ein geographisches Gesicht bekam. Er erkannte das Gesetzmäßige im Verlauf der tropischen Witterungserscheinungen und spürte den Ursachen der Passatwinde und den Abwandlungen der täglichen und jährlichen Wärmeschwankungen mit der Höhe nach. Er zeichnete die erste Isothermenkarte und erkannte, dass diese Linien gleicher Wärme nicht mit den Breitengraden der Erde zusammenfallen. Das führte ihn auf die Bedeutung der Meeresströmungen und weiter zur Charakterisierung des wichtigen Gegensatzes von maritimem und ozeanischem Klima. In der Geologie trug er entscheidend zum Umschwung der Anschauungen vom Neptunismus zum Vulkanismus bei. Er wies auf die Zusammenhänge von Erdbeben und vulkanischen Erscheinungen hin und zeigte, dass die Vulkane der Erde nicht regellos auftreten, sondern auf weitgespannten Linien angeordnet sind, die er als Spalten der Erdkruste deutete.

Alle diese Erkenntnisse sind nicht entlegene Spezialfragen der Forschung; es sind die Grundbegriffe geographischer Anschauung, die heute niemand entbehren kann, der eine klare Vorstellung vom Aufbau der Erde und der Vielfalt ihrer Erscheinungen gewinnen will.

Das dritte Menschenalter

Seit seiner Übersiedelung nach Paris war Humboldt fünfzehn Jahre lang nicht in Berlin gewesen. Seinen Dienst als Kammerherr am preußischen Hofe hatte er nie angetreten. Von Friedrich Wilhelm III. wurde er mehrmals zur Rückkehr gemahnt, aber stets wich er aus. Allmählich wurde der König immer dringender, und 1822 musste ihn Humboldt zum Kongress nach Verona und über Rom und Neapel bis nach Berlin begleiten. Noch einmal gelang es ihm, einen Aufschub zu gewinnen, aber 1827 musste er sich endgültig damit abfinden, seinen Wohnsitz in Berlin zu nehmen. Es blieb ihm keine andere Wahl, denn nachdem er für die Herstellung der Reisewerke den Rest seines Vermögens verbraucht hatte, war er jetzt auf sein Einkommen aus Berlin angewiesen. Die äußeren Bedingungen seiner neuen Lage waren nicht schlecht. Der König bewilligte ihm ein Jahresgehalt von 5.000 Talern, allerdings unter Einschluss der Akademiebezüge, und gestand ihm in jedem Jahr vier Monate Paris zu.

Berlin war größer und betriebsamer geworden in den Jahren nach den Freiheitskriegen. Es hatte durch Schinkel die Anfänge einer großstädtischen Architektur bekommen und besaß seit siebzehn

Jahren eine Universität mit vielen bedeutenden Gelehrten. Aber im Vergleich zu Paris erschien Humboldt das Leben hier auch jetzt noch eng und bedrückend. In Paris war er eine stadtbekanntere Persönlichkeit gewesen, von dessen Ruhm selbst die Droschkenkutscher wussten. Wenn man ihnen nur seine Adresse nannte, erzählt Holtei, wussten sie gleich Bescheid und sagten anerkennend: „Ah, chez Monsieur de Humboldt.“ „In Berlin“, bemerkt Holtei 1844, „ist mir kein Droschkenkutscher vorgekommen, dem Humboldts Wohnung bekannt gewesen wäre.“ Noch viele Jahre nach seiner Rückkehr nennt Humboldt Berlin eine „Sandwüste, geziert durch Akaziensträucher und blühende Kartoffelfelder.“ Allerdings darf man solche Äußerungen bei ihm nicht allzu tragisch nehmen. Wenn er ärgerlich war, liebte er dramatische Ausdrücke. Schon in Paris hatte Arago von ihm gesagt: „Mein Freund Humboldt ist das beste Herz auf der Welt, aber auch das größte Schandmaul, das ich kenne.“

Humboldt wagte es aus Loyalität für den König nicht zu laut auszusprechen, aber aus zahlreichen Äußerungen wird es deutlich: der eigentliche Grund seines Missvergnügens an der Situation in Berlin sind die Pflichten am Hofe. Die letzten drei Jahrzehnte seines Lebens wurde er für zwei preußische Könige, Friedrich Wilhelm III. und IV., zum Berater in allen wissenschaftlichen und überhaupt kulturellen Dingen, mehr noch Unterhalter, Vorleser und Zeitvertreiber. Alle Wanderungen des Hofes nach Charlottenburg, Sanssouci und Paretz musste er mitmachen. Der Bau der Eisenbahn von Berlin nach Potsdam brachte ihm keineswegs Erleichterung. Wie er im Jahre 1839 klagt, wurde dadurch die Unruhe seines „oft sehr unliterarischen, fledermausartigen Lebens noch vermehrt, die Pendelschwingungen zwischen beiden sogenannten Residenzen häufiger.“ Besonders Friedrich Wilhelm IV. plagte ihn unentwegt durch die absonderlichsten Fragen und betrachtete ihn als lebendiges Konversationslexikon. Wenn die beiden in Potsdam im Stadtschloss wohnten, besuchte der König meist noch spät in der Nacht Humboldt auf seinem Zimmer, und oft wurden die Gespräche auch auf der Wendeltreppe des Schlosses endlos fortgesponnen. Für die wissenschaftliche Arbeit blieben ihm nur die tiefen Nachtstunden. „Dass in der Zerstretheit meiner Stellung ich meine literarischen Zwecke noch ernst verfolge, wird möglich dadurch, dass der periodische Schlaf in der Humboldtschen Familie für ein verjährtes Vorurteil gilt. Ich gehe um halb drei ins Bett und stehe um sieben Uhr auf, im Sommer um sechs Uhr.“

Humboldt besaß nicht den Ehrgeiz, seinen Einfluss am Hofe politisch auszunutzen. Lange Zeit hatte er beinahe die Stellung eines inoffiziellen Kultusministers neben dem amtlichen. An dem Posten selbst, den er schon 1810 ausgeschlagen hatte, lag ihm nichts. Er warf aber bedenkenlos das Gewicht seines Namens in die Waagschale, wenn es galt, Mittel für allgemeine Zwecke der Wissenschaft bereitzustellen oder einzelnen Forschern zu helfen. Als 1846 der Berliner Astronom Galle nach den Berechnungen des Franzosen Leverrier den Planeten Neptun entdeckte, machte Humboldt daraus „den möglichsten Spektakel, um Königen und Ministern die Größe der Wissenschaft einzureden.“ Hunderte von jungen Gelehrten hat er auf diese Weise gefördert und neue Erholungsstätten geschaffen. So ist er der Begründer der Berliner Sternwarte und des Preußischen Meteorologischen Institutes. Auf seine Anregung entstand nicht nur in Europa, sondern in den Kolonien des Britischen Reiches und im asiatischen Russland ein Netz von Beobachtungsstationen für Erdmagnetismus und Meteorologie, das sich von Helsingfors bis Kapstadt und von Kanada bis Sibirien erstreckte.

In allen Fragen der großen Politik, auch bei den Ereignissen des Jahres 1848, war der Mann, „der die Ideen von 1789 im Herzen und den Kammerherrnschlüssel auf dem Rücken trug“, zurückhaltend, fast uninteressiert. Die Welt der politischen Geschichte lag ihm fern. Als Naturforscher ist er der Überzeugung: „Jahrhunderte sind Sekunden in dem großen Entwicklungsprozess der Menschheit.“ Wohl sieht er in der Weltgeschichte eine aufsteigende Linie, kommt jedoch zu der Einsicht: „Die ansteigende Kurve hat aber kleine Einbiegungen, und es ist gar unbequem, sich in solchem Teile des Niederganges zu befinden.“

Asiatische Reise

Kurz nach seiner Übersiedelung nach Berlin wurde Humboldt von dem russischen Finanzminister Graf Cancrin um ein Gutachten über die Frage gebeten, ob die Ausgabe von Münzen aus Platinmetall, von dem damals reiche Lager im Ural entdeckt worden waren, zweckmäßig sei. Humboldt rät ab, hauptsächlich aus währungstechnischen Gründen, wie er es in der gleichen Frage schon in Mexiko getan hatte. Cancrin hatte in seinem Schreiben bemerkt, „der Ural wäre wohl des Besuches eines großen Naturkundigen wert.“ Dadurch bekamen die alten Pläne Humboldts für eine große asiatische Reise neuen Auftrieb. Eigenhändig fügte er dem Gutachten in einer Nachschrift den Satz hinzu: „Der Ural und der nun bald russische Ararat, ja selbst der Baikalsee schweben mir als liebliche Bilder vor.“ Sogleich kam auf Veranlassung des Zaren eine offizielle Einladung, und im April 1829 fuhr er mit zwei Reisewagen nach Petersburg ab.

Humboldts asiatische Reise unterscheidet sich wesentlich von der Amerikaexpedition. Er war jetzt der Preußische Wirkliche Geheime Rat mit dem Titel Exzellenz, ein Mann von Weltruf, für den der ganze Staatsapparat aufgeboten wurde, um alle Reiseschwierigkeiten zu beheben. Humboldt freut sich dieser Fürsorge, aber bald wird ihm „die große und allzu gütige Sorgfalt der Regierung für unsere Sicherheit“ lästig. Auch in Amerika hatte er Förderung durch die Behörden gefunden, konnte aber doch als Privatmann ganz nach eigenem Belieben und dem Fortgang seiner Forschungen frei umherreisen. Hier in Russland war das anders. „Ein ewiges Begrüßen, Vorreiten und Vorsorgen von Polizeileuten, Administratoren, Kosacken, Ehrenwachen. Leider aber auch fast kein Augenblick des Alleinseins; kein Schritt, ohne dass man wie Kranke unter der Achsel geführt wird.“ In Barnaul am Ob erscheint plötzlich der kommandierende General von Tomsk, um ihn 1.500 Werst längs der Grenzbefestigungslinie zu begleiten.

Der Geologe Helmersen, der im Dienst der russischen Regierung tätig war, gibt ein Bild von Humboldts äußerer Erscheinung während der Reise: „Humboldt ging damals noch ziemlich gerade einher, den Kopf ein wenig nach vorn geneigt. Wir haben ihn selbst auf der Reise, im Wagen, nie anders als in dunkelbraunem oder schwarzem Frack, mit weißer Halsbinde und rundem Hute gesehen, über den Frack zog er einen langen, ebenfalls dunkelfarbenen Überrock. Sein Gang war gemessen, langsam, vorsichtig, aber sicher. Er ritt auf Exkursionen nie; wo man im Fuhrwerk nicht weiter konnte, stieg er aus und ging zu Fuß weiter, ohne sichtbare Ermüdung hohe Berge ersteigend oder über Steinmeere kletternd. Man sah es diesen Bewegungen an, dass sie auf bösem Terrain erlernt worden waren.“

Die Reise führte über Petersburg und Moskau zunächst zum Ural, dann durch das sibirische Tiefland zum Altaigebirge und zur Grenze der chinesischen Dsungarei. Auf dem Rückweg durchquerte Humboldt die asiatische Kirgisensteppe bis zur unteren Wolga, wo er auf den Spuren des jungen Forster den Eltonsee und die deutschen Kolonien bei Saratow besuchte. Das alles wird in unglaublich raschem Tempo erledigt. In Astrachan gönnt er sich eine kurze Ruhepause. „Wir haben nun unsere 12.000 Werste seit Petersburg vollendet; und die damit verknüpften achtundvierzigtausend Stöße (ich rechne bescheiden nur vier gewaltsame Brückenauffahrten auf eine Werst) haben meinem Unterleib sehr wohlgetan. Ich bilde mir ein, etwas weniger vom Magen zu leiden, ohnerachtet die langen sibirischen Saucen und die Fruchtinfusionen (Wein genannt) wohl als Gift angesprochen werden können. Fast in keinem Teile meines unruhigen Lebens habe ich in kurzer Zeit (sechs Monaten) - aber freilich auf einem ungeheuer ausgedehnten Räume - eine so große Masse von Beobachtungen und Ideen sammeln können.“

Mit solchen Superlativen nahm es Humboldt nicht sehr genau, das Nächstliegende war ihm meist das Wichtigste. Wohl hatte er in kurzer Zeit unendlich viel gesehen, aber die Ergebnisse der asiatischen Reise kamen nicht entfernt an die der amerikanischen heran. Daran war nicht allein

das Tempo schuld. Der Sechzigjährige hatte nicht mehr die Frische und Aufnahmefähigkeit wie der erlebnishungrige junge Forscher vor einem Menschenalter. Die Ansätze zu allen entscheidenden Ideen, die sein geographisches Weltbild geformt haben, gehen auf die fünf amerikanischen Jahre zurück. Doch gaben ihm die asiatischen Eindrücke die Möglichkeit zum Vergleichen und überprüfen früherer Anschauungen. In der Vorrede zum „Kosmos“ sagt er: „Es ist mir ein Glück geworden, das wenige wissenschaftliche Reisende in gleichem Maße mit mir geteilt haben: das Glück, nicht bloß Küstenländer, wie auf den Erdumseglungen, sondern das Innere zweier Kontinente in weiten Räumen, und zwar da zu sehen, wo diese Räume die auffallendsten Kontraste der alpinischen Tropenlandschaft von Südamerika mit der öden Steppennatur des nördlichen Asiens darbieten.“

Kosmos

Alle wissenschaftlichen Spezialforschungen waren für Humboldt nur Bausteine zur Erkenntnis des Ganzen der Natur. Sein Ziel war es, schließlich zu einer umfassenden Darstellung von Erde und Weltall zu gelangen. Schon als Siebenundzwanzigjähriger, im Jahre 1796, schrieb er an Pictet: „Je concus l'idée d'une physique du monde“, fügt aber gleich hinzu, dass das Material für ein so umfassendes Gebäude noch allzu spärlich sei. „Man schadet der Erweiterung der Wissenschaft, wenn man sich zu allgemeinen Ideen erheben und doch die einzelnen Tatsachen nicht kennenlernen will.“ So mussten erst dreißig Jahre vergehen, die der Reise und der Verarbeitung ihrer Ergebnisse gewidmet waren, ehe er sich an diese Aufgabe machen konnte, die ihm als das eigentliche Werk seines Lebens vor Augen stand.

Nach einem skizzenhaften Entwurf in Paris geschah das zum ersten Male in einer Reihe von Vorlesungen, die er bald nach seiner Ankunft in Berlin hielt. Als Mitglied der Akademie war er berechtigt, an der Universität Vorgesungen zu halten. So kündigte er für das Wintersemester 1827 ein öffentliches Kolleg über das Gesamtgebiet der physischen Geographie an. Zweimal wöchentlich, gegen Semesterende fast täglich, breitete er vor den Hörern in einundsechzig Vorlesungen einen umfassenden Überblick über das Ganze des Erdkörpers, seinen geologischen Aufbau, die Klimazonen, die Verbreitung von Pflanzen, Tieren und Menschenrassen aus. Der Zudrang war so groß, dass er in der Neuen Singakademie, wo vor ihm August Wilhelm Schlegel über Theorie und Geschichte der bildenden Künste gesprochen hatte, einen zweiten, für einen breiteren Hörerkreis bestimmten Zyklus begann. Der Erfolg dieser Vorgesungen war gewaltig. Beide Kurse wurden zusammen von eintausenddreihundert bis eintausendvierhundert Hörern besucht, einem „gemischten Publikum“, das vom König bis zum Maurermeister alle Stände und Berufe umfasste.

Über den Eindruck der Vorlesungen in der Singakademie schrieb Holtei im Dezember 1827 an Goethe: „Alexander von Humboldt hat den allgemeinen Bitten nachgegeben und außer seinem Universitätskursus noch einen zweiten - ebenfalls über physikalische Geographie - im großen Saale der Singakademie eröffnet. Ein solches Publikum ist - glaube ich - in Deutschland noch nicht vor dem Katheder eines Gelehrten versammelt gewesen. Der König, der ganze Hof, die höchsten Staatsbeamten und Militärpersonen nebst ihren Damen, alle Gelehrte, Künstler pp von Bedeutung, die ganze schöne Welt - alle sind versammelt, um Belehrung und Freude in den Worten zu finden, die der große Mann aus dem Schatze seiner Erfahrungen und Kenntnisse spendet. Achthundert Menschen atmen kaum, um den Einen zu hören. Es gibt keinen großartigeren Eindruck, als die irdische Macht zu sehen, wie sie dem Geiste huldigt; und schon deshalb gehört Humboldts jetziges Wirken in Berlin zu den erhebensten Erscheinungen der Zeit.“

Es gab auch eine kleine Zahl von Missvergnügten. Zu ihnen gehörte Hegel, der sich bei Varnhagen bitter über einen Ausfall Humboldts gegen die Naturphilosophie beschwerte, ferner einige

Konservative, die befürchteten, dass durch Humboldts Ansichten die Religion Schaden leiden könnte. Für die gelehrte Welt und die Gebildeten waren die Vorlesungen die Sensation des Winters. Selbst Damen nahmen lebhaften Anteil daran, wenn auch mit unterschiedlichem Verständnis. Zelter schreibt an Goethe: „Eine Dame, welche Humboldts Vorlesungen besucht, bestellt sich ein Kleid und verlangt, die Oberärmel zwei Siriusweiten geräumig zu machen.“

Die Kunde von dem Erfolg der Vorlesungen drang rasch zu dem geschäftstüchtigen Freiherrn von Cotta, dem Stuttgarter Verleger, den Humboldt „ein sonderbares Gemisch edelmütiger Großartigkeit und engen Geizes, vielseitiger Tätigkeit und lästiger Geschäftsverwirrung“ nennt. Er machte sogleich ein Verlagsangebot, worüber Humboldt berichtet: „Herr von Cotta hat mir den Vorschlag gemacht, das gesprochene Wort durch einen geübten Schnellschreiber ans Papier zu heften, dessen Aufzeichnungen ihm nach Stuttgart zu schicken, damit er es gleich in die Druckerei geben und bogenweise versenden könne. Er verspricht sich von dieser Manipulation mit ganz frischer Ware einen großartigen Erfolg und hat mir in dieser Hinsicht glänzende Propositionen gemacht.“

Cotta schätzte den Umfang des Werkes auf fünfundvierzig Bogen und war bereit, dafür fünftausend Taler zu zahlen. Aber Humboldt lehnte ab. „Ich habe ihm geantwortet: Nicht alles, was man auf dem Katheder spreche, könne so ohne weiteres gedruckt werden; was für die Presse und durch diese für eine längere Zukunft bestimmt sei, müsse wohl und reiflich überlegt, dann niedergeschrieben, überarbeitet, geläutert und gesichtet und mit Beweisstücken der Schriftsteller in Noten und Zitaten beglaubigt werden, in dieser Richtung kenne er ja meine Manier zu schreiben; ich würde aber auf Grundlage der Notizen, welche ich für meine freien Vorträge benutze, ein Buch über physische Geographie abfassen.“

In den nächsten Jahren kam er aber noch nicht dazu, sich ernsthaft mit dieser Arbeit zu befassen. Zunächst beschäftigte ihn die sibirische Reise, von der er nach der Bemerkung Zelters „voll wie ein siedender Topf“ zurückkam. Die Ergebnisse dieser Reise veröffentlichte er in zwei Werken, den „Fragmenten einer Geologie und Klimatologie Asiens“ 1832, und „Zentralasien. Untersuchungen über die Gebirgsketten und die vergleichende Klimatologie“, zwei Bände 1843-44. Vor allem war er der Überzeugung, dass ein so umfassendes Werk, wie es ihm vorschwebte, nur in Jahrzehnten wachsen und ganz langsam ausreifen konnte. Wie die Arbeit am Faust Goethe durch alle Epochen seines Daseins begleitete, so ging es Humboldt mit diesem Werk, das die Summe seiner ganzen Lebensarbeit, ja aller bisherigen Naturforschung überhaupt ziehen sollte.

Im Jahre 1834 legte er Varnhagen mit einem ausführlichen Plan des Ganzen das Manuskript zu den einleitenden Betrachtungen vor und bat ihn um kritische Durchsicht. Den ersten Entwurf in Paris hatte er „Essai sur la Physique du Monde“ genannt; später wollte er es „Buch von der Natur“ nennen. Schließlich entschloss er sich, um schon im Namen des Werkes auf seine Auffassung der Natur als ein harmonisch geordnetes Ganzes hinzuweisen, zu dem endgültigen Titel: „Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung.“

In dem Brief an Varnhagen skizziert er kurz den Inhalt: „Ich habe den tollen Einfall, die ganze materielle Welt, alles, was wir heute von den Erscheinungen der Himmelsräume und des Erdenlebens, von den Nebelsternen bis zur Geographie der Moose auf den Granitfelsen wissen, alles in einem Werke darzustellen, und in einem Werke, das zugleich in lebendiger Sprache anregt und das Gemüt ergötzt. Jede große und wichtige Idee, die irgendwo aufglimmt, muss neben den Tatsachen hier verzeichnet sein. Es muss eine Epoche der geistigen Entwicklung der Menschheit - in ihrem Wissen von der Natur - darstellen. Das Ganze ist nicht, was man gemeinhin „physikalische Erdbeschreibung“ nennt: es begreift Himmel und Erde, alles Geschaffene.“

Bis zur Vollendung war noch ein weiter Weg. Humboldts ursprüngliche Absicht, das gewaltige Thema in einem einzigen Bande zur Darstellung zu bringen, da es „in dieser Kürze den

großartigsten Eindruck hinterlassen haben würde“, erwies sich als undurchführbar. Während der Arbeit wuchs es ihm zu einem fünfbandigen Werk. Die ersten vier Bände erschienen in den Jahren 1845 bis 1858, der letzte blieb unvollendet und kam erst nach seinem Tode heraus. Allein das Register der fünf Bände umfasst mehr als tausend Seiten.

In der Einleitung „über die Verschiedenartigkeit des Naturgenusses und die wissenschaftliche Ergründung der Weltgesetze“ wendet sich Humboldt gegen das Vorurteil, „dass die Natur bei dem Forschen in das innere Wesen der Kräfte von ihrem geheimnisvollen Zauber verliert, dass der Naturgenuss durch das Naturwissen notwendig geschwächt werde.“ Die ersten beiden Bände sind universeller Natur; ihnen gehört Humboldts besondere Liebe, sie enthalten die eigentliche Kosmosidee. Der erste Band gibt in der Form eines „Naturgemäldes“ ein allgemeines physisches Weltbild. Der zweite bringt zunächst eine Geschichte des Naturgefühls aller Zeiten und Völker, handelt von den Anregungsmitteln zum Naturstudium, - wozu Humboldt auch die dichterische Naturbeschreibung, die Landschaftsmalerei und die Kultur exotischer Gewächse rechnet, - und entwickelt in einer Geschichte der physischen Weltanschauung die Hauptmomente der allmählichen Entfaltung und Erweiterung des Begriffs vom Kosmos als einem Naturganzen. Auf diese allgemeinen Teile folgen die speziellen: Die „Gebiete kosmischer Erscheinungen“, eine Physik des Weltalls, und die „Gebiete tellurischer Erscheinungen“, eine physische Geographie im engeren Sinne.

Die Ausarbeitung des Werkes beschäftigte ihn fast ein Menschenalter lang. Immer neue Korrekturen und Nachprüfung einzelner Fragen verzögerten die Arbeit unendlich. Der erste Band erschien erst zehn Jahre nach dem etwas voreiligen Beginn des Druckes. Da das Werk „den Zustand des Wissens und der herrschenden oder besonderer Aufmerksamkeit würdigen Ansichten über Naturgegenstände in der Mitte des 19. Jahrhunderts, ja numerische Angaben aller Art mit der größten bis dahin erlangten Genauigkeit darlegen sollte“, wollte sich Humboldt nicht allein auf sein eigenes umfassendes Wissen und Gedächtnis verlassen, sondern bat die hervorragendsten Vertreter der verschiedenen Wissenschaften um ihre Ansicht zu einzelnen Punkten, ja selbst um Prüfung der fertigen Druckbogen. Der Mathematiker Gauß, die Astronomen Bessel und Encke, der Geologe Leopold von Buch, der Geograph Berghaus und viele andere wurden so zu Mitarbeitern. Wenn sie auch nur winzige Bausteine lieferten, so versäumte Humboldt doch nie, ihre Verdienste oft in überschwänglicher Weise herauszustellen. „Wissbegierde hat gemacht, dass wohl wenige Menschen, zweiundsechzig Jahre lang, so viel aus dem Umgange berühmter Zeitgenossen geschöpft haben als ich! Fleiß, Wahrhaftigkeit und freundlichste Anerkennung des Verdienstes derer, die mir gegeben, werden im Text und zahllosen Noten wohl nicht verkannt werden.“

„Ich übergebe am späten Abend eines vielbewegten Lebens dem deutschen Publikum ein Werk, dessen Bild in unbestimmten Umrissen mir fast ein halbes Jahrhundert lang vor der Seele schwebte. In manchen Stimmungen habe ich dieses Werk für unausführbar gehalten: und bin, wenn ich es aufgegeben, wieder, vielleicht unvorsichtig, zu demselben zurückgekehrt.“ Als es endlich zu erscheinen begann, war alle Welt darüber einig, dass nur Humboldt unter allen Lebenden eine solche Aufgabe lösen konnte. Bessel erklärte: „Die Gedanken und die Schönheit ihres Ausdrucks machten den „Kosmos“ klassisch.“ Friedrich Wilhelm IV., dem das Werk gewidmet war und der durch seine grenzenlosen Ansprüche an Humboldts Zeit so viel zur Verzögerung beigetragen hatte, zitierte beim Empfang des ersten Bandes aus Goethes Tasso: „So halt' ich's endlich denn in meinen Händen und nenn' es in gewissem Sinne mein.“

Der buchhändlerische Erfolg war enorm. Der erste Band war in zwei Monaten vergriffen, beim Erscheinen des zweiten wurde die Nachfrage noch größer. Die Spekulation des inzwischen verstorbenen Freiherrn von Cotta erwies sich als richtig. In einem Brief an Humboldt schrieb

dessen Sohn Georg, dass der „Kosmos“ „in der Geschichte des Buchhandels wirklich Epoche macht.“ Seit den besten Erscheinungen von Schiller und Goethe sei ein solcher Erfolg nicht mehr dagewesen. „Der Commissionär der J. G. Cotta'schen Buchhandlung kann nicht Worte finden, den Sturm zu schildern, den sein Haus zu bestehen hatte, als dieser zweite Band bei ihm ankam. Er musste sich recht eigentlich gegen das Andrängen der Nachfragenden und Abholenden in Verteidigungszustand setzen, um nicht beraubt zu werden und die Abgabe der Pakete in Ordnung zu vollbringen; und so geschah es, dass Pakete, die nach Petersburg bestimmt waren, geradezu geplündert wurden (ohne dass man es hindern konnte), um sie nach Wien oder Hamburg zu schicken - oder umgekehrt.“ Schon 1851 gab Humboldt die Zahl der bis dahin erschienenen Kosmosbände mit achtzigtausend an. Noch zu seinen Lebzeiten erschienen Übersetzungen in zehn europäischen Sprachen. Im Vorwort zu der Jubiläumsausgabe von 1869 meinte Cotta sogar, der „Kosmos“ sei nach der Bibel das verbreitetste Buch.

Humboldt war sich klar darüber, dass der „Kosmos“, in dem er das gesamte Wissen seiner Zeit von der Natur zusammenfassend dargestellt hatte, in manchen Teilen rasch veralten musste. Als wahrer Forscher ließ er sich dadurch nicht schrecken. „Wer von der echten Liebe zum Naturstudium und von der erhabenen Würde desselben beseelt ist, kann durch nichts entmutigt werden, was an eine künftige Vervollkommnung des menschlichen Wissens erinnert. Viele und wichtige Teile dieses Wissens, in den Erscheinungen der Himmelsräume wie in den tellurischen Verhältnissen, haben bereits eine feste, schwer zu erschütternde Grundlage erlangt. In anderen Teilen werden allgemeine Gesetze an die Stelle der particulären treten, neue Kräfte ergründet, für einfach gehaltene Stoffe vermehrt oder zergliedert werden. Ein Versuch, die Natur lebendig und in ihrer erhabenen Größe zu schildern, in dem wellenartigen wiederkehrenden Wechsel physischer Veränderlichkeit das Beharrliche aufzuspüren, wird daher auch in späteren Zeiten nicht ganz unbeachtet bleiben.“

Humboldt war sechzig Jahre alt zur Zeit der sibirischen Reise, sechsundsiebzig beim Erscheinen des ersten Kosmosbandes. Auch neben diesem Werk entwickelte er in den letzten drei Jahrzehnten seines Lebens eine emsige literarische Tätigkeit. Es erschienen die beiden Untersuchungen über Gebirgsbau und Klima von Asien, die letzten Teile des großen Amerika-Werkes und viele Sonderarbeiten als Nachlese früherer Forschungen. Allein schon die schriftstellerische Leistung dieses Lebenswerkes ist imponierend. Die Gesamtbibliographie seiner Veröffentlichungen umfasst über sechshundert Titel, darunter zahlreiche mehrbändige Werke.

Auch jetzt kann er nur durch systematische Nacharbeit, „wenn die störenden Potenzen der Feinde schlummerten“, diese enorme Arbeitslast bewältigen. Wohl klagt er immer wieder über die Bürde des Hoflebens, aber er tut nichts, um diesen Zustand zu ändern. In einem Brief an Gauß schreibt er: „Mein Leben ist ein mühselig zerrissenes, arbeitsames Leben, in dem fast nur nächtliche Stunden zu literarischen Arbeiten übrig bleiben. Sie werden fragen, warum ich aber - sechsundsiebzig Jahre alt - mir nicht eine andere Lage verschaffe? Das Problem des menschlichen Lebens ist ein verwickeltes Problem. Man wird durch Gemütlichkeit, ältere Pflichten, törichte Hoffnungen gehindert.“ Schließlich hat er sich so sehr an dieses Doppelgesicht seines Lebens gewöhnt, dass er es selbst nicht mehr entbehren kann. Im hohen Greisenalter war er nicht mehr wie früher aktiver Führer der Forschung, sondern ihr Repräsentant und Förderer, und die Stellung am Hofe gibt ihm die Plattform, von der aus er wirken kann.

über den „gekrönten Monarchen der Wissenschaft“ ergießt sich eine Flut von Ehrungen. Viele davon sind nur äußere Embleme des Ruhms: der Exzellenztitel, die Mitgliedschaft im Staatsrat und die Würde als lebenslänglicher Kanzler des Ordens „Pour le Merite“, dazu zahllose Orden der verschiedensten Länder, die Ehrenmitgliedschaft in nahezu allen Akademien und

wissenschaftlichen Gesellschaften. Sein Name ging ein in die Landkarten mehrerer Erdteile: Der Westküstenstrom Südamerikas, Meeresbuchten in Neuguinea, Bergketten in Kalifornien und Zentralasien, dazu noch ein Fluss in Nordamerika und eine Stadt in Argentinien wurden nach ihm genannt. Seine Empfehlungsschreiben für andere Forschungsreisende waren die wirkungsvollsten Geleitbriefe, „dergleichen kein Papst und kein Kaiser auszustellen vermochte“ (Dove).

Mit der wachsenden Berühmtheit schwoll seine Korrespondenz ins Ungemessene an. Um sie bewältigen zu können, antwortete er möglichst noch in der laufenden Nacht, immer eigenhändig. Seine Handschrift war schlecht, in den letzten Jahren oft schwer zu entziffern. Schließlich häuften sich die Zuschriften auch von völlig Unbekannten so, dass er nicht mehr damit fertig werden konnte. Seine Ausgaben für Postgeld betrugen fünf- bis sechshundert Taler im Jahr. Wenige Wochen vor seinem Tode ließ er einen Notschrei in die „Vossische Zeitung“ einrücken: „Leidend unter dem Drucke einer immer noch zunehmenden Korrespondenz, fast im Jahresmittel sechzehnhundert bis zweitausend Nummern (Briefe, Druckschriften über mir ganz fremde Gegenstände, Manuskripte, deren Beurteilung gefordert wird, Auswanderungs- und Kolonialprojekte, Einsendung von Modellen, Maschinen und Naturalien, Anfragen über Luftschiffahrt, Vermehrung autographischer Sammlungen, Anerbietungen, mich häuslich zu pflegen, zu zerstreuen und zu erheitern u. s. w.), versuche ich einmal wieder die Personen, welche mir ihr Wohlwollen schenken, öffentlich aufzufordern, dahin zu wirken, dass man sich weniger mit meiner Person in beiden Kontinenten beschäftige und mein Haus nicht als ein Adreß-Comptoir benutze, damit bei ohnedies abnehmenden physischen und geistigen Kräften mir einige Ruhe und Muße zu eigener Arbeit verbleibe. Möge dieser Ruf um Hilfe, zu dem ich mich ungern und spät entschlossen habe, nicht lieblos gemissdeutet werden!“

Seit dem Tode seines Bruders im Jahre 1835 fühlte er sich als Greis, spricht von seiner „Versteinerung“, nennt sich „antediluvianisch“ oder den „Urmenschen“. Von 1842 an wohnte er im ersten Stock eines kleinen Hauses in der Oranienburger Straße, betreut von seinem Kammerdiener Seifert. Humboldt, der allezeit Frauen aus seinem Leben fernhielt, geriet am Ende in eine seltsame Abhängigkeit von diesem Bedienten, dem er schließlich sogar noch bei Lebzeiten seinen gesamten Besitz übereignete. In der Wohnung musste stets eine tropische Wärme von zwanzig Grad Reaumur herrschen. Seine Bücherei war nicht groß, sogar die eigenen Werke besaß er nicht vollständig. Ein Naturalienkabinett, ein Empfangssalon, die Bibliothek und ein kleines Arbeitszimmer waren die Welt, wo seine letzten Werke entstanden und wenige auserwählte Besucher in von Seifert wohlabgemessenen Audienzen empfangen wurden.

Bis zum Tode blieb seine Gesundheit unerschüttert. Ein leichter Schlaganfall im Jahre 1857 ging ohne ernsthafte Folgen vorüber. Im Frühjahr 1859 wurden seine Kräfte schwächer. Ende April konnte er das Bett nicht mehr verlassen. Am Nachmittag des 6. Mai fand sanft und schmerzlos mit 90 Jahren dies vielbewegte Leben sein Ende.

„Wir werden vielleicht mit noch Wenigen die Letzten sein einer Epoche, die so bald nicht wiederkehrt“, hatte Goethe 1825 an Zelter geschrieben. Einer der Wenigen, der Letzte dieser Epoche, war Alexander von Humboldt.

Das Humanitätszeitalter hatte den Blick auf die Welt alles Menschlichen gerichtet; Humboldt lenkte ihn auf das Ganze der Natur. Alle seine Arbeiten dienten dem einen Zweck: zu zeigen, „dass ein gemeinsames, gesetzliches und darum ewiges Band die ganze lebendige Natur umschlingt.“ Das Buch vom Kosmos, das Werk seines Lebens, hat eine mächtige Wirkung in die Breite gefunden. Eine eigentliche Nachfolge, die dem großen Vorbild gerecht geworden wäre, fand es nicht.

Die Naturwissenschaften waren zu Anfang des 19. Jahrhunderts noch keineswegs ein Gegenstand der allgemeinen Bildung. Erst durch Humboldt wurden sie in glänzender Form dem breiteren Kreis der Gebildeten nahegebracht. Der „Kosmos“ blieb durch Jahrzehnte das meistgelesene naturkundliche Werk und gab den Anstoß für viele Bestrebungen zur Popularisierung der Naturwissenschaften. Dies Resultat war durchaus im Sinne Humboldts. „Mit dem Wissen“, schreibt er einmal, „kommt das Denken, und mit dem Denken der Ernst und die Kraft in die Menge.“ Aber Humboldt wollte ja weit mehr geben als nur ein populärwissenschaftliches Weltbild. Der „Kosmos“ sollte ein großer Versuch sein, die Vielfalt der Erscheinungsformen in der Natur als notwendige Einheit zu erfassen, „der erhabenen Bestimmung des Menschen eingedenk, den Geist der Natur zu ergreifen, welcher unter der Decke der Erscheinungen verhüllt liegt.“

Der spanische Philosoph Ortega y Gasset hat in seinem Buch „Der Aufstand der Massen“ mit eindringlichen Worten den Verfall geschildert, in den der universale Charakter der wissenschaftlichen, vor allem der naturwissenschaftlichen Arbeit im Laufe der letzten 150 Jahre geraten ist. Von einer Generation zur anderen hat sich der Wissenschaftler auf ein immer engeres geistiges Betätigungsfeld festgelegt und damit die Fühlung mit den übrigen Gebieten, mit einer deutenden Durchdringung des ganzen Universums, verloren. Ortega nennt das die Barbarei des Spezialistentums. Die Spezialisten, das sind Leute, „die von allem, was man wissen muss, um ein verständiger Mensch zu sein, nur eine bestimmte Wissenschaft und auch von dieser nur den kleinen Teil gut kennen, in dem sie selbst gearbeitet haben. Sie proklamieren ihre Unberührtheit von allem, was außerhalb dieses schmalen, von ihnen speziell bestellten Feldes liegt, als Tugend und nennen das Interesse für die Gesamtheit des Wissens Dilettantismus.“ Dieses Spezialistentum, auf dem ein Jahrhundert lang der Fortschritt der Naturwissenschaften beruhte, hat zur Folge, dass es heute mehr „Gelehrte“ gibt als je, aber weit weniger „Gebildete“ als etwa um 1800.

Es liegt eine tragische Ironie der geistesgeschichtlichen Entwicklung in der Tatsache, dass gerade Humboldt es war, der unbewusst das Aufkommen dieses Spezialistentums wesentlich gefördert hat. Zahlreiche Sonderdisziplinen, die sich später zu selbständigen Bereichen der Wissenschaft ausgebildet haben, sehen in ihm mit Recht den Begründer oder haben entscheidende Anregungen von ihm empfangen. Als bald nach seinem Tode das Verlangen nach einer umfassenden Biographie Humboldts immer dringender wurde, fand man keinen Mann, der sich imstande glaubte, als einzelner Leben und Werk dieses umfassenden Geistes in seiner ganzen Spannweite darzustellen. Die Biographie wurde geschrieben, - sie erschien 1872 in drei Bänden, - aber als Gemeinschaftsarbeit von elf Fachgelehrten, die sich in die Aufgabe teilten. Im Hinblick auf diese Tragik des Spezialistentums ist der „Kosmos“ tatsächlich das Ende einer Epoche.

Es hat von Humboldts Tod bis zur Gegenwart nicht an Versuchen gefehlt, die ungeheuer angewachsene Masse der Erkenntnisse von Erde und Weltall zu einem Gesamtbild zu vereinigen. Aber alle diese Unternehmungen blieben im Enzyklopädischen stecken; sie zogen wohl die Summe, doch das lebendige Ganze blieb ihnen verborgen. Den Rang von Humboldts großartigem Versuch, den Geist der Natur zu ergreifen, haben sie nicht erreicht. Trotzdem sind diese Bemühungen ein Beweis dafür, dass auch auf der gegenwärtigen Stufe der Welterkenntnis der Menscheng Geist nicht darauf verzichten kann, immer von neuem den Wurf nach dem großen Ziel zu versuchen, dem Humboldt in seinem Werk Gestalt gegeben hat.

Die Vergänglichkeit aller Werke des Menschen, die Vergänglichkeit auch aller geprägten Formen des menschlichen Geistes ist ein Gedanke, der Humboldt tief vertraut war. In den „Ansichten der Natur“, bei der Betrachtung der Wasserfälle des Orinoko und im Nachsinnen über die Bildung von Steppen und Wüsten gibt er ihm Ausdruck: „So sterben dahin die Geschlechter der Menschen. Es

verhallt die rühmliche Kunde der Völker. Doch wenn jede Blüte des Geistes welkt, wenn im Sturm der Zeiten die Werke schaffender Kunst zerstreuen, so entspringt ewig neues Leben aus dem Schoße der Erde. Rastlos entfaltet ihre Knospen die zeugende Natur: unbekümmert, ob der frevelnde Mensch - ein nie versöhntes Geschlecht - die reife Frucht zertritt.“

In den Stürmen des Schicksals, unter allen Wandlungen des Lebens bleibt dem Menschen nur Eines, was Bestand hat, die Natur. „Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder, hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden der Menschen Brust durchglüht, blickt er ahnungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklang die alte, ewige Bahn vollenden.“

Fürst Pückler: Abenteuerliche Lebensreise

Markgraf Rüdiger von Bechelaren, der Held des Nibelungenliedes, soll nach einer alten Familientradition der Ahnherr der Grafen von Pückler gewesen sein. Hermann von Pückler lächelte später über diesen romantischen Ahnennachweis, aber die Skepsis, die er zur Schau trug, war nicht ganz echt. Noch im Alter forschte er auf einer Reise an der Donau nach den Spuren des Markgrafen, und im Park von Muskau wollte er ihm ein Standbild errichten. Jedenfalls war er stolz auf das Alter seines Geschlechts. Als einmal der spätere König Friedrich Wilhelm IV als Kronprinz bei ihm zu Gast war und fragte: „Seit wann führen die Pücklers einen Adler im Wappen“, antwortete er: „Etwa solange wie die Hohenzollern.“

Hermann von Pückler wurde im Jahre 1785 im Schloss Muskau in der Lausitz geboren. Von seiner Mutter hatte er französisches Blut in den Adern. Sie war eine junge, lebenslustige Frau, die mit vierzehn Jahren den mehr als doppelt so alten Grafen geheiratet hatte, einen mürrischen und geizigen Mann, von dem sie sich später trennte. Der Knabe wurde zunächst in die Herrnhutische Erziehungsanstalt in Uhyst, dann auf das berühmte Pädagogium in Halle geschickt, empfing aber in beiden Schulen nur eine lebenslange Abneigung gegen jede Form der pietistischen Lebensauffassung. Mit sechzehn Jahren bezog er die Universität Leipzig, um Jura zu studieren. Schon ein Jahr später gab er das Studium auf und trat als Leutnant in ein feudales Regiment in Dresden ein. Maßlose Schulden, Liebschaften und Duelle verschafften ihm bald den Ruf des „tollen Pückler“. Auch das Soldatenleben passte ihm nicht, und so beschloss er, mit den kargen Mitteln, die ihm sein Vater knurrend gab, auf Reisen zu gehen.

Jugendwanderungen

Die Reise führte ihn zunächst ziemlich planlos durch Süddeutschland, dann in die Schweiz, das südliche Frankreich und Italien. Es war nicht ganz die übliche Kavaliersreise eines jungen Edelmannes im Stile des achtzehnten Jahrhunderts. Dazu fehlte ihm vor allem das Geld. Aber sie brachte ihm die ersehnte Befreiung von der Aufsicht des Vaters und weckte in ihm den Sinn für die Reize fremder Landschaften und Menschen. In einem Dachzimmer in Marseille mit großartiger Aussicht auf Hafen und Meer versuchte er sich bei der Ausarbeitung seiner Reiseaufzeichnungen zum ersten Male als Schriftsteller. Seine Beobachtungen sind nicht immer sonderlich tief, aber nie langweilig. Auf diesen Reisen erwacht in dem künftigen Parkschöpfer von Muskau die Liebe zur Natur und zur Gartenkunst, wenn sie auch zunächst noch überschattet wird durch seine jugendliche Begeisterung für rauschende Geselligkeit und absonderliche Reiseerlebnisse.

In Rom wird er vom Papst in Audienz empfangen, was ihn jedoch nicht hindert, auch bei dessen Gegenspieler, dem französischen General Miollis, dem Präsidenten des Kirchenstaates, zu verkehren. Auf die Nachricht von einem Ausbruch des Vesuvs eilt er nach Neapel, besteigt mit einer heiteren Gesellschaft den Berg bis zum Kraterrand und erlebt nicht ohne Gefahr das wundervolle Schauspiel der andauernden nächtlichen Eruptionen. Bei der Bergbesteigung lernte Pückler die schöne Wiener Gräfin Julie von Gallenberg kennen, in die er sich leidenschaftlich verliebte. Sie führte ihn in die Gesellschaft von Neapel ein. Eines Tages war er beim russischen Gesandten eingeladen. Als man gerade zu Tische gehen wollte, ertönte von der See her dumpfer Kanonendonner. Englische Schiffe beschossen eine neapolitanische Flotte, die in den Hafen einlaufen wollte. „Niemand von uns“, schreibt Pückler in seinen ‚Jugendwanderungen‘, „wollte dieses Schauspiel verlassen; der Gesandte befahl also, das Diner auf dem geräumigen Balkon anzurichten, was schnell bewerkstelligt wurde. Gemächlich bei Tische sitzend, sahen wir so, fast auf Kanonenschussweite, die ganze, fast eine Stunde dauernde Seeschlacht in dem schönen

Golfe vor uns gleich einer Theatervorstellung mit an.“ Der König Murat feuerte selbst eine Kanone vom Hafen aus ab, traf aber nur eines seiner eigenen Schiffe.

Den finanziellen Anforderungen, die der Verkehr in der großen Welt stellte, war Pücklers Reisekasse nicht gewachsen. Er verbreitete daher das Gerücht, - das der Wahrheit recht nahe kam, - er habe sich wegen allzu luxuriösen Lebenswandels mit seinem Vater verzankt und ver falle nun, aus reiner Freude am Wechsel, in das andere Extrem. „Auf diese Art“, schreibt er an einen Freund, „erhalte ich mir so ziemlich das Relief, das der Reichtum in der Welt gibt, und erspare die Kosten dazu.“

Nur schweren Herzens trennte sich Pückler von dem heiteren Leben in Rom und Neapel, als er auf Befehl seines Vaters nach Muskau zurückkehren musste. Drei Jahre lang hatte er die Freude, die Ungebundenheit und die Verlockungen glanzvoller Geselligkeit genossen. Ein Leben mit dem Vater, der immer unleidlicher geworden war, erschien ihm jetzt unerträglich. Er floh von Muskau, so oft es anging. Bei einem Aufenthalt in Weimar wurde er von Goethe empfangen, der Gefallen an dem jungen Manne fand und sich eine Stunde lang mit ihm über Gartenkunst und Parkanlagen unterhielt. Zum Schluss sagte Goethe: „Verfolgen Sie diese Richtung. Sie scheinen Talent dafür zu haben. Die Natur ist das dankbarste, wenn auch unergründlichste Studium, denn sie macht den Menschen glücklich, der es sein will.“ Prophetische Worte des Dichters, die Pückler in seinem Herzen bewahrte und bewegte.

Pückler war 25 Jahre alt, als ihn der Tod seines Vaters 1811 plötzlich zum Herrn von Muskau machte. Die Standesherrschaft umfasste eine Fläche von mehr als fünfhundert Quadratkilometern mit fünf und vierzig Dörfern und dem Städtchen Muskau. Mit Feuereifer wollte der junge Herr sich sogleich auf seine Pläne zur Bewirtschaftung und Verschönerung seines Besitztums werfen, aber die kriegerischen Zeiten ließen das zunächst nicht zu. Er nahm am Freiheitskriege teil und kam bis nach Paris, wo er als Verbindungsoffizier zwischen dem Großherzog von Weimar und dem Zaren tätig war. Nach kurzem Aufenthalt in England kam er erst 1815 wieder nach Muskau zurück.

Infolge der Bestimmungen des Wiener Kongresses musste Sachsen unter anderem auch den nördlichen Teil der Lausitz mit Muskau an Preußen abtreten. Dadurch kamen die Steinschen Reformen auch hier zur Auswirkung. Es gab eine Fülle von Prozessen, die Pückler schweren Schaden brachten. Noch Jahre danach stöhnte er: „Als der liebe Gott mich preußisch werden ließ, wandte er sein Antlitz von mir.“

Trotz seines Interesses für die Arbeiten in Muskau hielt er es nicht dauernd dort aus. Er war viel auf Reisen, häufig in Berlin. Durch absonderliche Einfälle erneuerte er immer wieder seinen Ruf eines extravaganten jungen Edelmannes. Er fuhr unter den Linden spazieren mit einer von vier gezähmten Hirschen gezogenen Kutsche und machte mit dem Luftschiffer Reichhard einen Ballonaufstieg, bei dem beide in der Nähe von Potsdam unsanft landeten. Der Spaß kostete ihn sechshundert Taler.

Undenkbar war für Pückler ein Leben ohne Frauen. Er besaß eine faszinierende Anziehungskraft auf das weibliche Geschlecht. Bis ins Greisenalter durchziehen sein Leben die seltsamsten Liebesabenteuer. Schon als Zwanzigjähriger träumte er von einer reichen Heirat. Nur wohlfundierter Reichtum, meinte er, verleiht Sicherheit im Leben und garantiert ein beständiges persönliches Glück. Alle Welt war überrascht, als er sich im Jahre 1816 mit Lucie von Hardenberg, der Tochter des Staatskanzlers, verlobte. Sie war mit einem Grafen von Pappenheim verheiratet, lebte aber von ihm getrennt. Zur Zeit der Verlobung mit Pückler war sie vierzig Jahre alt, neun Jahre älter als er, hatte eine neunzehnjährige Tochter und eine erwachsene Pflögetochter. Pückler

scheint kurze Zeit geschwankt zu haben, ob er die Mutter oder die Tochter heiraten sollte. Er entschied sich für die Mutter.

Während Lucie in Berlin ihre Scheidung betrieb, richtete Pückler in Muskau einen standesgemäßen Haushalt ein. Die Briefe, die er ihr von dort schrieb, sprechen wenig von Leidenschaft, viel von einer herzlichen Übereinstimmung der beiden in Fragen des Geschmacks und der ganzen Lebensauffassung, am meisten von Schulden. Unentwegt predigt Pückler sich selbst und Lucie Sparsamkeit. Die Praxis sah anders aus. Nichts Minderwertiges darf ihm ins Haus kommen. Erstklassige Kutschwagen gab es nur in England; also bezieht er sie von dort, desgleichen die Wagen- und Reitpferde. Kostbares Glas lässt er aus Boppard am Rhein kommen, aus Paris Kristall und Gipsabgüsse nach antiken Statuen, deren Transport allein fünfhundert Taler kostet. Er plant, in Muskau jährlich dreitausend Ananas zu ziehen, die in Berlin verkauft werden sollen; die jungen Pflanzen dazu muss Lucie ihm aus Sanssouci besorgen. Bei äußerster Einschränkung beziffert er das erforderliche höhere Hauspersonal - ohne die Menge des Gesindes - auf siebzehn Personen, darunter vier Zofen. Am meisten beschäftigt ihn die Gestaltung des Parks, für den er große Pläne hat. Lange Zeit beschäftigt er bei den Parkarbeiten täglich einhundertzwanzig Arbeiter. Die Gesamtkosten für die Anlage des Muskauer Parks, wie sie ihm vorschwebt, taxiert er auf zweihunderttausend Taler.

Zu Beginn des Sommers 1817 war endlich Lucies Scheidung erfolgt. Sie zog im Juli nach Muskau; die offizielle Hochzeit fand jedoch erst im Oktober statt. Pückler hatte seine Frau von Anfang an nicht im Zweifel darüber gelassen, dass sie eheliche Treue im üblichen Sinne nicht von ihm erwarten dürfte. Schon während der Verlobungszeit zeigte er eine mehr als väterliche Liebe zu Lucies Tochter Adelheid, und bald darauf war es ihre Pflegetochter Helmine, für die er in heftiger Leidenschaft entflammte. Die Zeit der Hochzeitsreise mit Lucie, die sie zum größten Teil in Paris verbrachten, wurde ihm durch die Trennung von Helmine verbittert. Um sich in diesen Wirrnissen, die übrigens seine Liebe zu Lucie in keiner Weise minderten, zu zerstreuen, ging er im nächsten Jahr nach Aachen, wo der erste Kongress der Heiligen Allianz stattfand.

Von keinerlei amtlichem Auftrag beschwert, tummelte er sich unter den dort versammelten Herrschern und Staatsmännern wie unter seinesgleichen. Der Kaiser von Österreich empfängt ihn in Privataudienz, und der König von Preußen nimmt ihn in sein Gefolge auf. Er plaudert mit Wellington über Pferdezucht und findet Lord Castlereagh den bestaussehenden Mann von allen, wie ein prachtvolles Bild aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten. Lady Castlereagh imponiert ihm durch ihre groteske Erscheinung, die Gräfin Schuwaloff durch ungeheure Perlen und ein phantastisches Diadem aus Diamanten. Auch Madame Recamier war da. Eine andere schöne Pariserin, Sophie Gay, macht Pückler leidenschaftliche Liebeserklärungen; sie behauptet, er sei viermal so kokett wie die koketteste Frau, über alle seine Erlebnisse schreibt er an Lucie unglaublich lange Briefe, oft mehrmals am Tag. Sie bekommt auch eine ausführliche Schilderung der Reize von Madame Gay, allerdings mit dem Zusatz, seine neue Freundin habe leider schlechte Zähne, und er könne sich darum nicht dazu entschließen, sie zu küssen.

Pückler verfolgte auf dem Kongress auch sehr reale persönliche Ziele. Durch seinen Schwiegervater hoffte er, einen hohen diplomatischen Posten zu bekommen. Besonders Konstantinopel reizte ihn. Dort wollte er nach orientalischer Sitte wie ein Pascha leben. Aber Fürst Hardenberg zeigte sich kalt, und auch Pücklers spätere Bemühungen um Madrid und Paris führten nicht zum Ziele. Zwar hatte er das Wohlwollen des Königs, fand aber heftige Gegner in den reaktionären Kreisen um den Kronprinzen, die ihn wegen seiner liberalen Gesinnung hassten und alle seine Pläne durchkreuzten.

Eine Entschädigung für diese vergeblichen Hoffnungen wurde ihm im Jahre 1822 zuteil durch die Erhebung in den Fürstenstand. Mit dieser Auszeichnung eines sächsischen Adligen hoffte

Preußen, in den neuerworbenen Gebieten Sympathien zu gewinnen. Pückler fühlte sich geschmeichelt und war hoch erfreut. Aber der neue Rang erforderte auch ein entsprechendes Auftreten und verursachte neue Aufwendungen. Allein das Fürstendiplom kostete viertausend Taler.

Pücklers finanzielle Lage hatte sich von Jahr zu Jahr verschlechtert. Auf Muskau lag jetzt eine Schuldenlast von fünf-hunderttausend Talern. Seine Einkünfte waren auf zwölftausend Taler im Jahr gesunken. Trotzdem gab er regelmäßig wenigstens das drei- bis vierfache dieser Summe aus. Er hatte sich Hoffnungen auf eine Erbschaft beim Tode seines Schwiegervaters gemacht. Als aber Fürst Hardenberg im Jahre 1822 mit zweiundachtzig Jahren starb, stellte es sich heraus, dass er Lucie enterbt, seiner Geliebten aber immerhin fünfzigtausend Taler vermacht hatte. Trotz dauernder Ansätze zur Sparsamkeit konnten weder Pückler noch Lucie sich so einschränken, wie die Lage es verlangte. Vor allem die Arbeiten um Park verschlangen große Summen. Aber gerade hierin konnte er sich am wenigsten zu Einschränkungen verstehen. Das ganze Leben, meinte er, würde für ihn jeden Sinn verlieren, wenn er diesen seinen Lieblingsplan aufgeben müsste.

Um alle diese Schwierigkeiten mit einem Schlage zu beheben, fanden schließlich beide einen höchst einfachen Ausweg: Die Scheidung und Pücklers Wiederverheiratung mit einer reichen Erbin. Es ist nicht ganz klar, von wem der Gedanke ausging. Lucie war es jedenfalls, die ihn zuerst offen aussprach: „Es ist Zeit, den Entschluss ins Leben treten zu lassen, den ich, mein über alles geliebter Freund, wie Du weißt, schon längst gefasst habe. Er heißt Trennung - und Trennung von Dir aus zärtlichster Liebe.“ Sie kämpften lange mit dem Entschluss, beide redeten sich mehr und mehr ein, dem anderen dies Opfer schuldig zu sein, und beide wurden mehr als einmal wieder schwankend. Als sich aber durchaus kein anderer Ausweg zeigen wollte, leiteten sie die Scheidung ein. Auch jetzt war es keineswegs Pücklers Absicht, sich endgültig von seiner Frau zu trennen. Mit kindlichem Optimismus meinte er, es werde sich schon irgendwie ein Weg finden lassen, mit beiden Frauen, der alten wie der neuen, gemeinsam und sorgenfrei zu leben. Seine ersten, nicht allzu eifrig betriebenen Versuche in Berlin überzeugten ihn, dass er in Deutschland kaum zu dem gewünschten Erfolg kommen würde. Er beschloss darum, sein Glück in England zu versuchen.

Briefe eines Verstorbenen

Anfang September 1826 reiste Pückler von Muskau ab. Lucie begleitete ihn bis Bautzen. Der Abschied war herzzerreißend. Schon aus Dresden schrieb er ihr: „Gott gebe uns bald ein so freudiges Wiedersehen, als der Abschied traurig war.“

Pückler verstand sich auf die Kunst, angenehm zu reisen. Er benutzte einen bequemen englischen Wagen, in dem man eine unglaubliche Menge von Gepäckstücken verstauen und doch nachts behaglich schlafen konnte. In Weimar stattete er Goethe einen Besuch ab, der ihn in ein langes Gespräch über Walter Scott und Lord Byron verwickelte und seinen Besuch in Muskau in Aussicht stellte. Pückler berichtete darüber an Lucie: „Er sagte mir dann auch viel Gütiges über Muskau und mein dortiges Streben, mild äußernd, wie verdienstlich er es finde, den Schönheitssinn zu wecken, es sei auf welche Art es wolle, wie aus dem Schönen dann immer auch das Gute und alles Edle sich mannigfach von selbst entwickle.“

Die Seefahrt von Rotterdam nach London war stürmisch; Pückler wurde seekrank. Statt der üblichen 20 Stunden brauchte das Schiff doppelt so lange und blieb zuletzt noch auf einer Sandbank in der Themsemündung liegen. Erst mitten in der zweiten Nacht ging es an der London Bridge vor Anker.

Pückler hatte zu Hause alle verfügbaren Werte flüssig gemacht, um in England als deutscher Fürst standesgemäß auftreten zu können. Er war jetzt 41 Jahre alt, noch immer eine blendende

jugendliche Erscheinung, ein charmanter Plauderer und Weltmann. So waren eigentlich alle Voraussetzungen erfüllt, um sein Vorhaben zu einem glücklichen Ende zu führen. Gleich zu Anfang gab es freilich ein ärgerliches Ereignis. In der Londoner Presse erschien eine von Berlin inspirierte Zeitungsnotiz, nach der Pückler sich um die sagenhaft reiche Witwe des Negerkönigs Christoph von Haiti bewerben wollte. Er dementierte energisch, aber seine Freiersabsichten waren damit in ein seltsames Licht gerückt.

Im Februar lernte er eine Miss W. kennen, die ersichtliche Herzensgüte mit einer an Dummheit grenzenden Beschränkung des Geistes verband. Gerade darum hielt Pückler sie für seine Zwecke für recht geeignet. Aber bald stellte sich heraus, dass die Hauptsache, der Reichtum, bei ihr höchst unsicher war, und sogleich ließ er das Projekt fallen. „Mein Stolz leidet bei dieser Frauensucherei gar sehr“, schreibt er nach dieser ersten Erfahrung an Lucie, „und ich fürchte, dieses unüberwindliche Gefühl wird mir noch sehr hinderlich sein.“ Kurz danach bricht er in den Klageruf aus: „Ach Schnucke (Pücklers Kosenamen für Lucie), hättest Du doch nur 150.000 Taler, ich heiratete Dich gleich wieder!“

Drei Monate später hat er gleich vier zur Auswahl: Eine hübsche Doktorstochter mit 50.000 Pfund, eine Kaufmannstochter, sehr hübsch, gut und dumm mit 40.000, eine vornehme Hässliche mit 100.000 und eine sanfte, hübsche Vornehme mit 25.000. Aber für keine kann er sich entscheiden. „So lange es irgend angeht, keine Übereilung! Ist es Matthäi am letzten, nun dann muss es sein, und ich werde mich immer über alles trösten, was Gottes Wille ist.“

Zu allem Unglück verliebt er sich auch wirklich, aber nicht in eine seiner Heiratskandidatinnen, sondern in die Sängerin Henriette Sonntag. Pückler kannte sie schon von Berlin her. Damals nannte er sie ein richtiges kleines Racker, das eine allerliebste Mätresse abgeben müsste. „Wäre ich der König, so würde ich mir eine Fantaisie für sie erlauben.“ Sie war jetzt eine gefeierte Schönheit und stand als Sängerin auf der Höhe ihres Ruhmes. Für eine Theaterloge musste Pückler 80 Pfund bezahlen. Eine tiefe Leidenschaft packte ihn, gegen die auch Henriette nicht kalt blieb. Da machte er ihr einen regelrechten Heiratsantrag. Die Antwort war niederschmetternd: „Ich habe mich von einem Gefühl hinreißen lassen, das mich seltsam verblendet hat. Ich habe einen Augenblick vergessen können, dass unauflösliche Pflichten mich binden, ja, dass ich einen anderen wahrhaft und innig liebe, wenngleich die Zeit der Leidenschaft für ihn vorbei ist. Ich bin aus einem Traum erwacht, und nichts kann mich von nun an wieder dahin zurückführen. Wir müssen von diesem Augenblick an für immer vergessen, was geschehen ist.“ Pückler war tief erschüttert und brauchte lange Zeit, um wenigstens äußerlich über dieses Erlebnis hinwegzukommen.

Ein Jahr nach seiner Ankunft in England glaubte er endlich, die Richtige für seine Heiratspläne gefunden zu haben, die Tochter eines schwerreichen Juweliers. Der Vater fühlte sich geschmeichelt, einen Fürsten zum Schwiegersohn zu bekommen, und auch die Tochter zeigte lebhaftes Neigungen für Pückler. Alles schien in Ordnung, da kommt plötzlich der Vater bestürzt zu ihm und erklärt, alles sei aus. Seine Tochter habe erfahren, dass Pückler sich nur zum Schein von seiner Frau habe scheiden lassen, und danach könne von der Heirat keine Rede mehr sein. Pückler bemüht sich, die Situation zu retten, und der Vater versucht zu vermitteln, aber alles ist vergebens. „Der Papa“, schreibt Pückler, „nahm mit Tränen in den Augen von mir Abschied, und ich von seinen 200 000 Pfund Sterling.“

Im Grunde war es die Liebe zu Lucie, die Pückler bei allen seinen Versuchen am Erfolg hinderte. Auf seinem Schreibtisch stand stets ihr Bild, mit dem er einen wahren Kult trieb, und in der Gesellschaft machte er aus seiner Neigung zu ihr nie einen Hehl. Der preußische Gesandte von Bülow sagte zu ihm: „Fürst, diese Sentimentalität tut Ihnen mehr Schaden, als Sie glauben.“ Pückler erwiderte darauf: „Lieber Bülow, nur Judas verriet seinen Herrn um Silberpfennige.“

Zahlreiche Briefe stellen belegen es, dass diese „Sentimentalitäten“ schließlich stärker waren als sein Wille zur neuen Heirat. „Soviel ist gewiss: Hors de Schnucke point de salut! Was hilft mir ein schöner Park, wenn ich ihn nicht von der Schnucke bewundern lassen und mich mit ihr darüber zanken kann? Was hilft mir das Sehen fremder Länder, wenn ich meine Bemerkungen, meine Freude nicht der Schnucke im Augenblick mitteilen und an ihrem Mitgenuss mich erfreuen kann! Tout est mort sans elle.“

Diese unbändige Lust zur Mitteilung all seiner Erlebnisse an die geschiedene und noch immer geliebte Frau macht ihn zum Schriftsteller. Seine Briefe schwellen immer mehr an; einer war 43 Bogen lang. Er hat die Gabe des geborenen Reiseschriftstellers, die Details des Reiselebens mit Behagen zu genießen und die gleiche Freude beim Niederschreiben noch einmal zu empfinden. Nichts ist ihm unbedeutend oder belanglos. Das Frühstück in einem Dorfgasthof oder die Etikettefragen bei einer Abendgesellschaft sind ihm ebenso interessant wie ein Besuch bei Rothschild, ein Diner mit Walter Scott oder das Schiff des Nordpolfahrers Parry. Allgemeine Betrachtungen liegen ihm nicht; aus tausend lebendigen Einzelbeobachtungen formt sich in seinen Schilderungen das Bild Englands, seines Gesellschafts- und Staatslebens, der Persönlichkeiten und Zustände. Sein Urteil ist keineswegs beeinflusst durch eine vorgefasste Sympathie des Autors zu seinem Gegenstand. Eher ist bei Pückler nach seinen Erfahrungen mit reisenden Engländern auf dem Kontinent das Gegenteil der Fall. Auch jetzt bleibt er skeptisch und kritisch, bemüht sich aber um strenge Wahrhaftigkeit. Als Liberaler geißelt er den Hochmut der englischen Lords. Wenn sich die Aristokratie nicht von Grund aus ändert, ist ihre Rolle nach Pücklers Meinung in fünfzig Jahren ausgespielt. Die zukunftsreichen Elemente der britischen Nation sieht er im Bürgertum und im Landadel. Hier fand er gesunde nationale Traditionen, ein schönes Familienleben, anständige Gesinnung und Gastfreundschaft. Mit der Geistlichkeit kann er sich in England ebenso wenig befreunden wie in anderen Ländern. Die englische Politik kritisiert er scharf. Als begeisterter Verehrer Napoleons ist er empört über die Behandlung, die England ihm zuteil werden ließ. Aber von einem Besuch im Parlament ist er ehrlich begeistert. „Dieser doppelte Senat des englischen Volkes mit allen menschlichen Schwächen, die mit unterlaufen mögen, ist etwas Großartiges - und indem man sein Walten von nahem sieht, fängt man an zu verstehen, warum die englische Nation bis jetzt noch die erste auf der Erde ist.“

Als Pücklers Hoffnungen auf Verwirklichung seiner Heiratspläne immer mehr schwanden, packte ihn wieder die Reiselust. Er durchstreift England, Wales und Irland. Als Kenner genießt er die vortrefflichen englischen Landstraßen. Zu Pferde und auf Fußwanderungen dringt er auch in abgelegene Gegenden vor. Er besucht alle Orte, die den Ruhm Old Englands ausmachen: Stratford, Eaton College und Oxford, die Kathedralen von Salisbury, York und Canterbury. Die Gebirge von Wales vergleicht er mit dem Riesengebirge, findet sie aber unendlich grandioser. Auf dem Gipfel des Snowdon trinkt er eine Flasche Champagner auf Lucies Wohl. In den Ruinen von Tintern Abbey sinnt er über die Frage nach, warum Ruinen die menschliche Seele weit tiefer ergreifen als vollendete architektonische Kunstwerke.

Schon in Deutschland hatte Pückler die Werke der bekannten englischen Gartenkünstler studiert, einen von ihnen, Repton, ließ er sogar nach Muskau kommen. Jetzt hat er endlich Gelegenheit, die berühmten englischen Parkanlagen im Lande selbst kennenzulernen, und er gibt sich diesem Studium methodisch und mit Eifer hin. Er ist begeistert und gesteht es offen ein. Gleich in London entzückt ihn der Regent Park, besonders durch seine Wasserpartien. „Hier hat die Kunst das schwere Problem völlig gelöst, in scheinbar frei wirkender Natur nicht mehr bemerkt zu werden. Eine so reizende Landschaft wie diese, mit hervorragenden Hügeln in der Ferne und umgeben von einem meilenlangen Zirkus prachtvoller Gebäude ist gewiss eine der Hauptstadt der Welt würdige Anlage.“ Er sieht dann den Park und das Schloss von Warnick, dessen dunkle Steinmasse sich über uralten Zedern vom Libanon, Eichen und Linden senkrecht aus den Felsen am Ufer des Avon

erhebt. In einem Park bei Glengariff gewinnt er einen der Grundgedanken für seine eigenen Arbeiten in Muskau: „Ein vollkommener Park oder, mit anderen Worten, eine durch Kunst idealisierte Gegend soll gleich einem guten Buche wenigstens ebensoviel neue Gedanken und Gefühle erwecken, als sie ausspricht.“

Mit der Rückkehr von Irland beendete Pückler seinen Aufenthalt auf den britischen Inseln. Anfang 1829 reist er von Dover über Paris in die Heimat zurück. In Frankfurt fehlen ihm die sechzig Taler für einen Eilpostwagen nach Leipzig. Noch nach Meißen schickt ihm Lucie fünfzig Taler, ein Pferd und einen Pelz entgegen. Am 10. Februar kam er in Muskau an, genau so, wie er es ihr in einem Brief vorausgesagt hatte: „Nicht ein Haar anders, als er ausging, stets ein großer Libertiner, ein großer Narr und ein großes Kind.“

Den eigentlichen Zweck seiner Reise hatte Pückler verfehlt. Bei der Abfahrt von Dublin dachte er in einer schönen Mondnacht über sein Schicksal nach. Zwei Lebensjahre schienen ihm vergeudet, umsonst die kummervolle Trennung von Lucie, viel Geld war nutzlos vertan. Grund genug zu melancholischen Betrachtungen. „Indessen, ich ließ mich nicht ganz dadurch niederbeugen . . . Etwas Nutzen fällt doch immer mit ab, und auch ich habe viel in diesen zwei Jahren in anderen Rücksichten profitiert, ich bin in vielem klarer und fester geworden, habe mir viele neue Erinnerungen gewonnen, bin ein perfekter Gärtner geworden.“

Ein weiteres Ergebnis der Reise stellte sich erst nachträglich heraus. Sein Freund Varnhagen von Ense bestimmte ihn, seine Reisebriefe zu veröffentlichen. Die nächsten Monate benutzte Pückler zur Redaktion des Ganzen; nur die allzu persönlichen Stellen, besonders die Details der Heiratsprojekte, wurden ausgeschieden, anderes aus den Tagebüchern ergänzt. Dann erschien das Werk bei Hallberger in Stuttgart unter dem Titel „Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus Deutschland, Holland und England, geschrieben in den Jahren 1826 bis 1829.“ Seltsamerweise enthalten die beiden zuerst erschienenen Bände den zweiten Teil der Reise; die beiden letzten mit der ersten Hälfte der Briefe erschienen 1831. Die Anonymität wählte Pückler aus Rücksicht auf seine Stellung am Hofe. Aber das war nur eine Formsache, bald kannte jeder den Verfasser.

Der Erfolg war ungeheuer. Goethe, sonst kein milder Richter zeitgenössischer Literatur, schrieb eine seitenlange Besprechung, die mit den Worten begann: „Ein für Deutschlands Literatur bedeutendes Werk. Hier wird uns ein vorzüglicher Mann bekannt.“ In Berlin waren die „Briefe eines Verstorbenen“ die Sensation des Tages. Sie wurden am Hofe vorgelesen, die Zeitungen brachten lange Kritiken, bald war kein Exemplar mehr zu haben. Man rühmte den geistvollen und zugleich lässigen Stil, der an Heines „Reisebilder“ erinnerte, das andere literarische Ereignis dieser Jahre. Eine englische und eine französische Übersetzung wurden vorbereitet. Auch einige Gegner fehlten nicht. So schrieb Ludwig Börne, dem der liberalisierende Fürst noch zu aristokratisch war, in seinen „Briefen aus Paris“ den lapidaren Satz: „Keine Hoffnung, dass Deutschland frei werde, ehe man seine besten lebenden Philosophen, Theologen und Historiker aufknüpft und die Schriften des Verstorbenen verbrennt.“ Aber solche vereinzelt Stimmen erhöhten für das Publikum nur den pikanten Reiz des Werkes. Varnhagen schrieb an Pückler: „Solch ein glänzender Erfolg ist für einen Deutschen innerhalb und außerhalb Deutschlands unerhört und dürfte den aufgeregtesten Ehrgeiz befriedigen.“

Andeutungen über Landschaftsgärtnerei

Pücklers Ehrgeiz war befriedigt, sein Tätigkeitsdrang suchte nach neuen Zielen. Zunächst beschäftigten ihn Wirtschaft und Park von Muskau. Er bemühte sich, den Ertrag seiner

Alaungruben zu steigern, die mit achttausend Zentnern Jahresförderung damals zu den bedeutendsten in Europa gehörten. Dann prüfte er, was in der Zeit seiner Abwesenheit unter Lucies Leitung im Park geschaffen worden war. Nicht alles fand seinen Beifall. Schließlich begann er eine literarische Arbeit, die ihn schon lange beschäftigte, ein Buch über die Grundlagen der Parkgestaltung, dem er den bescheidenen Titel „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei“ gab. Er vereinigte darin die Erfahrungen seiner eigenen Arbeiten in Muskau mit den Anregungen, die er auf seinen Reisen in England und anderen Ländern gewonnen hatte.

Die Parkleidenschaft packte ihn schon in jungen Jahren und begleitete ihn bis an sein Ende. Sie ist der einzige feste Pol in diesem rastlosen Leben. „Wer mich ganz kennen will,“ schrieb er einmal, „muss meinen Park kennen, denn mein Park ist mein Herz.“

Pückler ging nicht von vorgefassten Theorien aus. Seine Anschauungen entwickelten sich organisch durch viele Jahrzehnte. Anfangs war auch sein Park in Muskau nicht frei von manchen seltsamen Dingen im Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts. So berichtete er einmal während der Verlobungszeit begeistert an Lucie, er habe soeben eine sehr gute Acquisition für die Einsiedelei gemacht, einen sechs Fuß hohen alten Gardisten mit ungeheurer Nase und schrecklichem Aussehen. Laut Kontrakt musste der Unglückliche eine Mönchskutte mit langem Bart und einem Strick um den Leib tragen und durfte die Einsiedelei nur montags verlassen, um sich im Städtchen Nahrungsmittel zu kaufen. Dafür erhielt er freie Wohnung, Holz und Licht und jährlich fünfzig Taler, dazu alle drei Jahre eine neue Kutte. Pückler hat solche Absonderlichkeiten später selbst verurteilt, ebenso wie architektonische Spielereien in gotischem Stil, von denen er sagte, sie wirkten wie „kindisches Alter“.

Die räumliche Ausdehnung des Parkes ist nach Pücklers Ansicht nicht entscheidend. Gerade hierin kann der Gartenkünstler oft erstaunliche Wirkungen hervorzaubern, indem er auch auf beschränkter Fläche durch geschickte Gliederung den Eindruck der Weiträumigkeit erzielt. Für unentbehrlich hält er dagegen eine feste äußere Umschließung, die freilich möglichst unsichtbar bleiben soll. Sie ist nicht nur aus praktischen Gründen notwendig, sondern sie allein gibt erst ein Gefühl der Heimlichkeit, des gesicherten Besitzes, das dem Beschauer den Genuss der Schönheit verdoppelt. In diesem Rahmen hat der Gartenkünstler die Elemente seines Wirkens harmonisch zu ordnen. Diese Elemente sind im Grunde nur wenige: Rasenflächen, Baumgruppen, Wasser, Wege und Gebäude.

„üppiger frischer Rasen“, schreibt Pückler, „ist der Landschaft, was der Goldgrund alten Heiligenbildern, auf dem sich die treuen, liebevollen Gesichter noch einmal so anmutig ausnehmen.“ Im Pleasure Ground, dem Übergangsgebiet von Schloss und Gärten zum Park, ist es der glatte, smaragdgrüne Rasenteppich, den man bei verständiger Behandlung in Deutschland genau so gut erzielen kann wie in England, in der freien Parklandschaft dagegen die weiten Flächen des nur von wilden Blumen durchwirkten, breit hinflutenden Grases, „in dem der Wind wollüstig wühlt wie der Jüngling im Haar der Geliebten.“

Glücklich ist der Mann, dem seine Vorfahren hohe Wälder und einzeln stehende uralte Bäume hinterlassen haben. „Er erblicke sie nie ohne Ehrfurcht und Freude und halte sie hoch wie seinen Augapfel, denn alles beinahe schafft Geld und Macht, aber kein Krösus und kein Alexander vermögen die tausendjährige Eiche in ihrer Majestät wieder herzustellen, wenn der arme Tagelöhner sie einmal gefällt hat.“ Ein alter Baum ist für Pückler ein hohes Heiligtum. „Dennoch aber weiche das Einzelne, wo es nottut, auch hier immer dem Ganzen.“ Denn nicht selten kommt es vor, dass man im wörtlichen Sinne vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht. Dann muss man sich doch entschließen, einige seiner Lieblinge zu opfern, wenn es nicht möglich ist, sie zu verpflanzen. Selbst fast hundertjährige Eichen, sagt Pückler, kann man noch umpflanzen. Es

kostet ungeheure Mühe und sehr viel Geld, aber der wahre Gartenkünstler wird solche Opfer nicht scheuen.

Wasser in jeder Form, als schimmernde Seefläche, als murmelnder Bach, selbst als Springbrunnen kann den Reiz einer Landschaft unendlich erhöhen. Aber auch hier muss die Hand des Menschen eingreifen, um alles dem Ganzen einzuordnen, und am schwierigsten ist die Aufgabe dort, wo es gilt, dies kostbare Element künstlich zu schaffen. Nur sorgsames Studium der Natur kann hierbei befriedigende Ergebnisse bringen.

Die Wege des Parks schließlich sind dazu da, den Betrachter mit unsichtbarer Hand auf die schönsten Stellen hinzuführen, ihn nicht nur Einzelheiten, sondern das Ganze kennen und verstehen zu lehren.

Auch der vollendete Park bedarf dauernder Pflege, denn er ist ja kein abgeschlossenes, fixierbares Werk, sondern ein lebendiger Organismus. Das Werkzeug bei der Anlage ist der Spaten, gleichsam der Pinsel oder Meißel des Gartenkünstlers. Das Hauptwerkzeug beim Erhalten und Fortarbeiten ist die Axt. Sie darf keinen Winter ruhen, muss Raum, Licht und Luft schaffen und die ewig sich erneuernde Natur in der Form halten, die der Parkschöpfer ihr vorschreibt.

Pücklers Landschaftsästhetik geht also keineswegs von Rousseau aus, der die Natur nur dort gelten lässt, wo sie unberührt vom Menschen ist. „Natur, durch Kunst veredelt“ ist für Pückler das Ziel seines Strebens. Er leugnet nicht, dass auch die wilde, ungebrochene Natur tiefe Empfindungen hervorrufen kann. Aber wahrhaft geliebt wird die Natur von ihren Freunden erst dort, „wo sie mit der schaffenden Hand des Menschen vereint erscheint, wie ja der rohe Edelstein auch durch die Politur erst seine höchste Schönheit erlangt.“

Von diesen Grundsätzen ließ sich Pückler bei der Anlage des Muskauer Parkes leiten. Er hatte gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden. Mehr als die Hälfte der neunhundert Hektar, die er für seine Pläne brauchte, gehörten ursprünglich nicht zu seinem Besitz. Er musste sie kaufen, ließ eine ganze Straße von Muskau niederreißen, um die erwünschte Erweiterung des Parkes nach Westen zu ermöglichen. Alte Festungswälle wurden gesprengt und Gräben zugeschüttet. Zum Flussbett der Görlitzer Neiße, die das Parkgelände durchquert, ließ er einen eintausendachtshundert Meter langen Nebenarm graben, der zwei Seen bildete und das Schloss mit breiten Wassergräben umgab. Den bedeutendsten Baumeister seiner Zeit, Schinkel, gewann er für ein gewaltiges Bauprogramm, doch blieb der größte Teil von dessen Plänen auf dem Papier, da die Mittel nicht ausreichten.

Ein Edelmann soll sich nach Pückler nicht scheuen, auch am industriellen Erwerb teilzunehmen. Die Anlagen, die er in seiner Gutswirtschaft vorfand, hat er aus dem Park nicht verbannt. Nur achtet er darauf, dass auch sie sich dem Ganzen einordneten. Er betrieb eine große Mühle, eine Brauerei und Brennerei und mehrere Eisenhämmer. Die Alaungruben des Parks lieferten ihm lange Zeit einen großen Teil seiner Einnahmen. Auf Anregung von Lucie wurden die heißen Quellen der Alaungruben zur Anlage eines Thermalbades benutzt. Es entstand ein regelrechter Kurbetrieb mit Brunnenpavillon, Kurhaus und Wohnungen für die Badegäste.

Der Schriftsteller Friedrich Förster hat im Jahre 1832 als erster eine ausführliche Schilderung des Muskauer Parks gegeben. Er schreibt darin: „Die Natur hat sich dankbar gegen den erwiesen, der sich ihrer in ihrer Dürftigkeit so freigebig und mit so vieler Liebe annahm. Das Nadelholz ist verschwunden, die Hügel sind mit Laubholz bedeckt, aus dem sich der Ahorn, die Ulme, die Eiche mit beherrschenden Gipfeln hervorheben; in gefälligen Windungen durchströmt der Fluss einen grünen Wiesengrund, durch Abzugsgräben sind Wasserfälle, kleine Seen, Springbrunnen gebildet, und in die Gegend ist eine Mannigfaltigkeit der Ansichten gebracht, dass man auf den

Spaziergängen durch den Park durch eine Bildergalerie der schönsten Claude Lorrains, Poussins und Ruisdaels zu gehen meint. Sehr oft war ich versucht zu glauben, der Fürst habe, wie man zur geselligen Unterhaltung lebende historische Bilder nach berühmten Gemälden stellt, hier lebende Landschaften nach bekannten Meisterbildern angeordnet, und in gewisser Rücksicht ist dies auch der Fall. Der Fürst verfährt bei seinen Anlagen ebenso wie ein geistreicher poetischer Landschaftsmaler, wie unser Schinkel bei seinen Kompositionen verfährt; wie dieser auf der Leinwand, so verfügt er in der Landschaft über Seen, Flüsse, Wasserfälle, Rasenplätze, Baumgruppen, Brücken und Mühlen, die er zu seinen landschaftlichen Partien nach Belieben verwendet.“

Tutti Frutti

Die Verwaltung von Muskau und Pflichten am Hofe verlangten oft Pücklers Anwesenheit in Berlin. Auch hier führte er gemeinsam mit Lucie ein glänzendes Haus. Beide schlossen sich eng an Varnhagen und dessen Frau an. Pückler verehrte die geistvolle Rahel und schickte ihr oft Ananas, Wild oder das berühmte Muskauer Bier. Bei Varnhagens lernte er eine ehrgeizige Frau kennen, die sich mit exaltierter Heftigkeit um seine Freundschaft bewarb: Bettina von Arnim. Varnhagen schrieb von ihr: „Bettina hat eine Art von Wut auf bedeutende geistreiche Männer und möchte sie alle abnagen, die Knochen dann den Hunden hinwerfen.“ Erst waren Beethoven und Goethe ihre Opfer, dann Schleiermacher; nun lockte sie der literarische Ruhm des Fürsten. Pückler verhielt sich reserviert, aber sie verfolgte ihn bis nach Muskau.

Der unerwartete Erfolg der „Briefe eines Verstorbenen“ hatte Pückler sein literarisches Talent bestätigt. Er beschloss, zu dieser Schilderung englischer Sitten und Zustände ein deutsches Gegenstück zu schreiben und nannte es „Tutti Frutti“. Um ungestört arbeiten zu können, hatte er in Muskau eine Tageseinteilung getroffen, die ihm höchst zweckmäßig erschien. Er schlief bis drei Uhr nachmittags, trank Tee, ritt aus und erledigte Geschäfte. Um acht Uhr wurde gespeist, dann kam die Plauder- oder Lesestunde mit Lucie. Gegen Mitternacht zog er sich zurück und arbeitete bis 7 Uhr morgens. Durch zehn Zigarren hielt er sich munter.

„Tutti Frutti“ lässt sich kaum in eine der üblichen Literaturgattungen einordnen. Er zieht darin die Summe seiner Erlebnisse und Betrachtungen in den Jahren nach der Englandreise, schildert das Leben in der preußischen Hauptstadt und Provinz. Kaum verhüllte Selbstbiographie wechselt mit reiner Erfindung, romanhaften Elementen, politischen und religiösen Traktaten. Dabei hatte er das Pech, dass sich manche Personen gerade dort getroffen und in ihrer Ehre gekränkt fühlten, wo er nur seine Phantasie hatte spielen lassen. Das Werk erschien 1834 in fünf Bänden und erregte einen „Höllenspektakel“. Sein literarischer Wert kommt dem der „Briefe“ nicht gleich, aber der Publikumserfolg war enorm. Eine zweite Auflage musste in Druck gegeben werden, bevor die erste überhaupt erschienen war.

Pückler war über den Erfolg seiner Werke selbst am meisten verblüfft. Schrieb er anfangs nur aus Vergnügen an der Schriftstellerei, so kam bald auch die Freude an der zusätzlichen Geldquelle hinzu, nicht immer zum Vorteil seiner späteren Schriften, deren Umfang mehr und mehr wuchs. 1845 schrieb er an die Gräfin Hahn-Hahn: „Es ist mir so amüsantironisch vorgekommen, dass ich für meine bisherigen Scharteken zwischen dreißig bis vierzigtausend Taler gezogen habe, ich und in Deutschland, wo es Schiller und Herder und Jean Paul, selbst Vulpius nie soweit gebracht haben und Goethe erst am Ende seiner Laufbahn. Es war ein Sündengeld, ich habe es aber gut angewandt und meinem eigenen Vergnügen keinen Taler davon gegönnt, die einzig schickliche Buße bei ungerecht erworbenem Gut.“

Semilasso in Afrika

Schon lange verfolgte Pückler zwei Lieblingspläne: Eine Reise in andere Weltteile und die Teilnahme am nächsten Krieg gegen die Türken. Da der Türkenkrieg ausblieb, entschloss er sich zur Weltreise. Pückler war europamüde. Er nennt sich selbst auf dieser Reise „Semilasso“, den Halbmüden. Die Skandale, in die ihn die Veröffentlichungen von „Tutti Frutti“ verwickelt hatten, brachten ihm die ganze Enge der preußischen Verhältnisse zum Bewusstsein. Durch eine Reise nach Amerika, das damals gerade große Scharen deutscher Auswanderer anzog, hoffte er sich von all dem zu befreien.

Wie Goethe seine italienische Reise, so begann auch Pückler seine größte Reise in Karlsbad, auch er heimlich. Erst von unterwegs teilte er Lucie seine wirklichen Absichten mit. Er reiste zunächst viel einfacher als auf der Fahrt nach England, selbst auf einen Diener wollte er verzichten. Ende Juli 1834 kam er in Paris an. Sophie Gay, seine alte Freundin vom Aachener Kongress, führte ihn in alle Salons ein. Madame Recamier brachte ihn mit Chateaubriand zusammen, „dem Vornehmsten im Reiche des Genius in Frankreich.“ Bei einem Diner traf er Balzac, „einen kleinen vergnügten Dicken mit großem Kopf und Kindergesicht sehr witzig in der Unterhaltung, ganz natürlich und anspruchslos.“ Das Königspaar empfing ihn in den Tuileries. Pückler führte die Königin zu Tisch. Ludwig Philipp sagte ihm Schmeicheleien über die „Briefe eines Verstorbenen“ und gab ihm eine Menge guter Ratschläge für die Reise nach Amerika, während Pückler Vorschläge für den Tuileriengarten machte. Durch eine Duellaffäre, die ihm eine missverstandene Stelle in „Tutti Frutti“ eingetragen hatte, versäumte er den Termin zur Abreise nach Amerika. Ohne zu zögern, warf er den Plan der Amerikareise über den Haufen und beschloss, statt dessen nach Nordafrika zu gehen. Als Lucie ihn jammernd zur Heimkehr drängte, antwortete er: „Du bleibst Henne, ich Ente. Das kann kein Gott mehr ändern.“

Gemächlich reiste er durch Südfrankreich. Ein idyllisch gelegenes kleines Schloßchen bei Tarbes gefiel ihm so gut, dass er Lucie den Kauf vorschlug; hier könnten sie beide auch bei bescheidenen Einnahmen glücklich und sorgenlos leben. In den Pyrenäen blieb er fast zwei Monate, um schon hier den ersten Band seines neuen Reisewerkes fertigzustellen. Die Verlegerhonorare wurden ihm jetzt unentbehrlich. Tatsächlich konnte er einen großen Teil der Ausgaben für die neue Reise aus seinen Einnahmen als Schriftsteller decken.

Im Februar 1835 landet er in Algier. Erst wenige Jahre vorher hatte Frankreich mit der Eroberung begonnen. Das Land war noch keineswegs befriedet. Gerade diese Zustände reizten Pückler. Er interessiert sich brennend für die Anfänge der französischen Kolonisation, hat auch gleich eigne Vorschläge, wie man es besser machen könnte. In der soeben begründeten Fremdenlegion traf er viele Deutsche, teils ungestüme Jugendliche, teils gescheiterte Existenzen. Einen deutschen Legionär nimmt er als Sekretär und Reisebegleiter in seine Dienste.

Es ist vor allem der Reiz des Exotischen, der den Europamüden fesselt. Das Volksgewühl in den Städten, das Leben der Franzosen zwischen arabischem Glanz und europäischkolonialem Komfort, die Reize der maurischen Baukunst faszinieren ihn. Das Leben hier kommt ihm vor wie eine Geschichte aus Tausend und einer Nacht. An Bettina von Arnim schrieb er: „Als ich am Fuße eines Orangenbaums mich unter Veilchen neben einer frisch sprudelnden Quelle niedergelassen hatte, aus einer langen Pfeife mit der wollüstigen Bernsteinspitze den Dampf wohlriechenden Tabaks emporsteigen sah und mir nun noch den Himmel mit Houris angefüllt dachte, gefiel mir das orientalische Leben so wohl, dass ich, wäre es mir nur irgend möglich, meine preußischchristlichen Güter loszuwerden, große Gefahr lief, hier Mohammedaner zu werden.“

Noch unberührt von europäischen Einflüssen fand Pückler das afrikanische Leben in Tunis. In den Ruinen von Karthago sann er über das Geschick Hannibals nach und verglich es mit dem Schicksal Napoleons. Die Beduinen erschienen ihm als eine der vollendetsten Formen des Menschentums; sie sind gastfreundlich, rechtschaffen und ritterlich und scheinen ihm Rousseaus Lehre zu bestätigen, dass der Mensch erst mit der Entfremdung vom natürlichen Leben verdorben wird. Zur Ansiedlung von Europäern hält er Tunesien für sehr geeignet. Er möchte, dass Deutsche, statt in Massen nach Amerika zu wandern, sich hier niederlassen und erwirkt vom Bey sogar eine besondere Zulassung für sie.

Südöstlicher Bildersaal

Beim Abschied schenkte ihm der Bey von Tunis vier Ochsen, zwanzig Schafe, hundert Hühner und viele Zentner der verschiedensten Lebensmittel. Pückler benutzte dieses großzügige Geschenk, um damit seine Überfahrt nach Malta zu bezahlen. Griechenland war sein nächstes Ziel. Im rauhen Winter durchstreift er die Gebirge des Peloponnes und macht dann eine ausgedehnte Kreuzfahrt durch die griechische Inselwelt. Er reist auf den Spuren des Odysseus und auf denen Lord Byrons und erlebt so das antike und das moderne Griechenland. Für beides fand er außerdem einen liebevollen Führer und Berater in dem Gesandten von Prokesch, einem schöngestimmten österreichischen Diplomaten der alten Schule.

In Athen genoss Pückler nach dem entbehrungsreichen Leben in Afrika wieder die heitere Geselligkeit der diplomatischen Welt. Er traf hier zwei Herrscher, den jungen schönen König Otto von Griechenland und dessen Vater, König Ludwig I. von Bayern, der zu Besuch in Athen weilte. Beide empfingen ihn mit viel Entgegenkommen. Zu Ehren König Ludwigs wurde eines Abends die Akropolis mit bengalischem Feuer beleuchtet. Pückler war hingerissen von dem nächtlichen Schauspiel. „So musste ich diese Tempel zum ersten Male sehen, wie viel hätte ich verloren, wäre es anders gewesen! In der Glorie des strömenden Lichts, das selbst das Unkraut unter dem Portikus in Smaragde verwandelte, die gelblichen, wettergefleckten Säulen wie mit gebräuntem Gold überzog, die Weiße der chaotisch umhergeworfenen Marmortrümmer mit rötlich glühendem Schein verklärte, glaubte ich noch einmal die Schatten jener Geister an den Wänden hingleiten zu sehen, die seit Jahrtausenden hier in verkörperten Gedanken zu uns reden.“ Als er dann bei Tage die ehrwürdigen Bauwerke noch einmal besichtigt, prägt er den Satz: „Gebäude sind inhaltsschwere Worte, die die Vergangenheit zur Nachwelt spricht.“

König Otto hatte Pückler eine fast 2.000 Morgen große Besitzung in der Nähe von Sparta auf Kyparissia zum Geschenk angeboten. Pückler war begeistert von dem Gedanken, hier ansässig zu werden. Er gab schon Anweisungen für die Anlage von Gärten und Park und stellte sich Lucie in einem Brief beglückt als Fürst von Kyparissia vor. Aber der Plan zerschlug sich durch den Sturz des Staatskanzlers Armansperg, der die Verhandlungen geführt hatte, er blieb wie so vieles in Pücklers Leben „eine bunte Seifenblase, die mich eine Weile amüsiert hat.“

Vom modernen Griechenland war Pückler enttäuscht. Dieses Volk, dessen Aufstand gegen die türkische Herrschaft ganz Europa begeistert hatte, zeigte wenig von den romantischen Eigenschaften, die ihm angedichtet wurden. Die bayrische Verwaltung war unfähig, sie erstarrte in Bürokratie und fand keinen Widerhall in der Bevölkerung. Doch hinderten Pückler seine Beziehungen zum Königshaus, diese Dinge allzu deutlich auszusprechen.

Ein volles Jahr brachte Pückler in Griechenland zu. Der literarische Niederschlag dieser Zeit ist der „Südöstliche Bildersaal“, ein seltsames Gemisch von Reisetagebuch, archäologischen, politischen und philosophischen Betrachtungen, denen, offenbar unter dem Einfluss E. T. A. Hoffmanns, mit dem Pückler sich in Berlin angefreundet hatte, höchst romanhafte Begebenheiten eingeflochten

sind, wodurch die Grenze zwischen realem Erleben und der Welt des Unwirklichen und Phantastischen in krauser Weise verwischt wird, ein gefährliches Rezept für ein Reisebuch, das darum trotz vieler reizvoller Schilderungen im ganzen weniger befriedigt als Pücklers frühere Werke.

In Mehemed Alis Reich

In Kreta betrat er das Reich des Vizekönigs von Ägypten, Mehemed Ali, der in Europa als ein roher orientalischer Despot galt. Pückler fand in ihm einen Staatsmann von wirklichem Format, der fortschrittliche und weise Reformen in seinem Lande einführte und berufen schien, die entscheidende Rolle in der Politik des Orients zu spielen. Mit seinem stets zur Heldenverehrung neigenden Sinn sah Pückler in ihm den orientalischen Napoleon, dessen Bild in der Weltöffentlichkeit er richtigstellen wollte. Mehemed Ali wusste den schriftstellerischen Einfluss des Fürsten richtig zu schätzen und empfing ihn mit so viel Entgegenkommen, wie er noch nie einem Europäer gezeigt hatte. In Kandia wurde Pückler mit achtzehn Kanonenschüssen begrüßt und in Ägypten wie ein Souverän empfangen. Für die Dauer seines Aufenthaltes wurde ihm in Kairo ein Palais mit zahlreicher Dienerschaft zur Verfügung gestellt. So erfüllte sich Pücklers Wunsch, einmal im Orient wie ein Herrscher leben und reisen zu können.

An Werken der altägyptischen Baukunst sah er fast alles, was dem Reisenden damals zugänglich war, die Sphinx und die Pyramiden, den Ammontempel von Karnak, das hunderttorige Theben, „eine Stadt der Götter, nicht des Geschlechtes, das wir heute Menschen nennen.“ Auch für seine Anschauungen über Gartenkunst fand er neue Anregungen. Er stellt sogleich fest, dass die europäischen Formen der Landschaftsgärtnerei hier nicht am Platze sind, dass man vielmehr für Ägypten ein ganz neues Genre finden müsse, in dem den Bewässerungskanälen auch für die ästhetische Gestaltung die Hauptrolle zukommt.

Auf Schiffen Mehemed Alis macht er eine Reise nilaufwärts, die ihn bis tief in den Sudan führte. Wochenlange Flussfahrten wechselten mit Wüstenreisen. Pückler gab lästige europäische Gewohnheiten wie das Rasieren und das Haarfärben auf und entdeckte dabei, dass sein Haar weiß geworden war. Das Klima machte ihm wenig aus. „Glauben Sie mir“, schrieb er an Varnhagen, „es gibt keine heißen Länder, dies ist nur ein Vorurteil unserer Vorfahren.“ Obgleich er zu Hause kein passionierter Jäger war, reizte ihn hier die Fülle des exotischen Wildes. Aus Dongola berichtet er am 19. April als Programm für die folgende Woche: Sonntag Krokodilsjagd, Dienstag Straußenhetze, Donnerstag und Freitag Parforcejagd auf Giraffen, Sonntag Hippopotamusjagd auf dem Nil, Dienstag Antilopenhetze mit Windhunden. Eines Tages versucht er eine junge Giraffe zuzureiten und findet es unbegreiflich, dass vor ihm noch niemand auf diesen naheliegenden Gedanken gekommen ist. Die Strapazen dieses Lebens sind gewaltig. Trotzdem kommt er zu dem Schluss: „Märchenhafter gibt es kein Leben als das hiesige!“ Im Königreich Sennar, unter dem dreizehnten Breitengrad, zwang ihn endlich eine heftige Dysenterie zur Umkehr. Nach einer Abwesenheit von acht Monaten kam er wieder in Kairo an. Durch die freimütige Kritik, mit der er über Missgriffe der Verwaltung und üble Praktiken einzelner Beamten berichtete, kühlte sich sein Verhältnis zum Vizekönig etwas ab. Sie schieden aber beide als Freunde voneinander, und Pückler nahm den Auftrag mit, in der europäischen Öffentlichkeit und bei den Regierungen der Großmächte für Mehemed Ali Sympathien zu werben.

Noch immer war Pücklers Reiselust nicht gebrochen. In Palästina hielt er sich längere Zeit in Jerusalem auf und machte Ausflüge an den Jordan und zum Toten Meer. Doch sagen ihm die

heiligen Stätten der Christenheit nur wenig, und seine Schilderungen bleiben hier meist an Äußerlichkeiten haften.

Eine geistesverwandte Seele fand er dagegen in Lady Hester Stanhope, einer sechzigjährigen englischen Dame, der Nichte und ehemaligen Mitarbeiterin des Ministers Pitt. Sie hatte sich nach einem bewegten und abenteuerlichen Leben in ein Felsenschloss im Libanon zurückgezogen. Nach Varnhagens Urteil war sie etwas verrückt, aber höchst begabt und genial, ein bisschen türkischer Pascha und ein bisschen englischer Missionar. Die Araber hatten sie einst zur Königin von Palmyra ausgerufen. Nur mit List fand Pückler Zugang zu ihr, dann gewährte sie ihm acht Nächte lang Audienz. Sie erörterte mit ihm astrologische Probleme, erzählte ihre absonderlichen Lebensschicksale und gab ihm Verhaltensmaßregeln für die baldige Ankunft des Messias, die sie prophezeite.

Zwei Jahrzehnte lang hatte Pückler davon geträumt, als preußischer Gesandter in Konstantinopel einzuziehen. Nun sah er es als Reisender, wurde wieder zum Weltmann und stürzte sich mit Wonne in den Strudel der diplomatischen Gesellschaft. Er nahm an einem glänzenden Gartenfest im Sommerpalast des russischen Botschafters am Ufer des Bosphorus teil und lernte beim preußischen Gesandten drei deutsche Instrukteure des türkischen Heeres kennen; einer davon war Moltke. Eine Audienz beim Sultan, um die Pückler gebeten hatte, kam nicht zustande, da Mahmud II. im Sterben lag.

Machbuba

Pückler hatte aus Ägypten eine junge abessinische Sklavin mitgebracht, die als Kind bei einem Kriegszug geraubt und schließlich an Sklavenhändler verkauft worden war. Er schreibt darüber: „Den Charakter dieses originellen Mädchens zu studieren, an dem die Zivilisation noch nichts hatte verderben noch verbessern können, war im Verfolg der Reise eine unerschöpfliche Quelle von Vergnügen für mich, und es tat diesem Studium durchaus keinen Abbruch, dass sein Gegenstand zugleich an Schönheit der Formen die treueste Kopie einer Venus des Tizian war, nur in schwarzer Manier. Als ich sie kaufte und aus Furcht, dass mir ein anderer zuvorkommen möchte, den geforderten Preis sofort auszahlen ließ, trug sie noch das Kostüm ihres Vaterlandes, das heißt nichts als einen Gürtel aus schmalen Lederriemen, mit kleinen Muscheln verziert. Doch hatte der Sklavenhändler ein großes Musselintuch über sie geworfen, das aber vor den Kauflustigen abgenommen wurde und daher der genauesten Beurteilung kein Hindernis in den Weg legte. Wir waren vier oder fünf ‚junge Leute‘ und staunten alle über das makellose Ebenmaß des Wuchses dieser Wilden, mit dem sie ein chiffoniertes Charaktergesicht verband, wie ich es gerade liebe, ohne dass dies übrigens auf große Regelmäßigkeit Anspruch hätte machen können.“

Machbuba hatte ihn seitdem auf allen seinen Reisen begleitet, er konnte sich das Leben ohne sie nicht mehr vorstellen. „Ich wurde alles für sie, und sie ist alles für mich, nicht nur in Gesinnung und Denken, sondern auch im allermateriellsten Leben ... Alles unter uns war gemeinschaftlich. Sie führte meine Haushaltung und meine Kasse unumschränkt, und nie habe ich besser, bequemer und dennoch wohlfeiler gelebt.“ Pückler war entschlossen, auch in Europa nicht auf Machbuba zu verzichten, er war sich aber auch klar darüber, dass dies nicht ohne heftigen Kampf mit Lucie abgehen würde. Die ganze Angelegenheit erforderte sorgsame Vorbereitung und diplomatischen Takt.

Schon in einem Brief aus Jerusalem hatte er Lucie Andeutungen gemacht. „Ich muss Dir sagen, dass ich jetzt, wo ich mich langsam Europa wieder nähere, mich ein wenig vor dem Muskauer Aufenthalt fürchte. Ich lebe nun schon so lange mit Sklaven als unumschränkter Gebieter, dass ich mich gar nicht mehr zu genießen gewohnt bin. An meinen kleinen Harem bin ich aber so gewöhnt,

dass ich ihn selbst im Kloster di terra santa nicht von mir lasse; es wäre hart, ja untunlich für mich, ihn im eigenen Hause in Musakow zu entbehren.“ Jetzt wurde er deutlicher, was es mit dem „kleinen Harem“ auf sich hatte. Der Erfolg war wie erwartet. Lucie war aufs tiefste gekränkt und drohte, Muskau zu verlassen. Aber auch auf sie wollte Pückler nicht verzichten. Er redete ihr in seinen Briefen gut zu: Wenn Frauen Kammerdiener haben dürfen, so könne man wohl auch ihm eine Kammerfrau nicht verweigern. Die Frage blieb zunächst offen, aber sie war jetzt in aller Schärfe gestellt.

Ein anderer Streit entbrannte um Muskau. Pückler war bereit, sein Besitztum zu verkaufen, wenn er einen annehmbaren Preis dafür bekommen könnte. Jetzt hatte sein Freund Rother, der die Verhandlungen führte, einen Käufer gefunden, der eine Million dreihunderttausend Taler zahlen wollte. Pückler war einverstanden. Ein Vertrauensmann sollte nach Konstantinopel kommen, um den Verkauf abzuschließen. Lucie erfuhr davon und war empört. Während der Abwesenheit des Fürsten hatte sie wie eine Penelope ohne Freier in Muskau auf ihn gewartet, hatte den Besitz allein bewirtschaftet und ihn erst jetzt richtig lieben gelernt. In einer Flut von leidenschaftlichen Briefen beschwört sie ihn: „O mein Freund, wie betört bist Du! Welche unselige Verblendung hat sich Deiner und Deines klaren, sonst so überlegenen Verstandes bemästert! Bist Du wirklich so von Gott und seinem Beistand verlassen, dass Du Dein schönes, prächtiges Eigentum, mit so viel Glanz und Ansehen verbunden, von Dir schleuderst?“ Pückler dagegen stellte ihr vor, dass ihnen nach Bezahlung aller Schulden mehr als eine halbe Million Taler blieben. Damit könnten sie in irgend einem schönen Lande einen neuen kleinen Besitz kaufen und frei von Sorgen leben.

Mit diesen beiden ungelösten Problemen vor Augen verließ Pückler Konstantinopel. Ende September 1839 kam er mit Machbuba, einem Mohren für Lucie, zwölf arabischen Pferden und einer ganzen Menagerie in Budapest an. Lucie kam ihm bis hierhin entgegen. Das Verhältnis zwischen beiden war nie gespannter als bei diesem Wiedersehen nach fünfjähriger Trennung. Die Auseinandersetzung endete mit einem Kompromiss. Pückler verzichtete auf den Verkauf von Muskau, dafür gab Lucie ihren Widerstand gegen Machbuba auf, die zunächst noch ein Jahr in einem Wiener Pensionat bleiben sollte, um sich an europäische Sitten zu gewöhnen. Auch Pückler blieb zunächst noch in Wien zurück. Gleich nach ihrer Abreise schrieb ihm Lucie wieder einen zärtlichen Brief, aber zum Schluss kam der alternden Frau doch die bittere Bemerkung: „Warum bin ich nicht jung und nicht aus Abessinien?“

Der nordische Winter bekam Machbuba schlecht, die ersten Anzeichen einer beginnenden Lungentuberkulose machten sich bemerkbar. Pückler fuhr mit ihr nach Marienbad, aber auch das half wenig. Als er schließlich im September 1840 in Muskau ankam, brachte er eine Schwerkranke mit. Wenige Wochen später starb sie. Pückler war gerade auf einer Reise in Berlin, so dass er bei ihrem Begräbnis nicht anwesend sein konnte. Am Vorabend seines Geburtstages wurde sie in orientalischer Tracht in den blumengeschmückten Sarg gelegt und bei Fackelschein zu Grabe getragen.

Pücklers Schmerz über den Tod Machbubas war heftig und tief, aber seine Lebenskraft blieb ungebrochen. Der Besitz von Muskau freilich war ihm jetzt gänzlich verleidet, und auch Lucie gab ihren Widerstand auf. Die ersten Angebote, die er erhielt, waren unzureichend. Schließlich boten 1845 ein General von Nostitz und zwei Grafen von Hatzfeld 1,7 Millionen Taler, und der Verkauf wurde abgeschlossen. Am Tage der Abreise ritt Pückler bei einem furchtbaren Unwetter noch einmal durch den Park, seine Lebensarbeit durch mehr als drei Jahrzehnte. Vor der Schlossterrasse hielt er an, warf noch einen letzten Blick auf sein Werk und sprengte davon.

Branitz

Sein neuer Sitz wurde Branitz, ein Schloss in der Niederlausitz, an der Spree nahe Cottbus gelegen, alter Familienbesitz, um den Pückler sich bisher kaum gekümmert hatte. Auch hier packt ihn wieder die Parkleidenschaft, und mit faustischem Schaffensdrang macht er sich noch einmal ans Werk. „Was daraus wird“, schreibt er 1847 an Lucie, „nach unserem Tode, ist ja vollkommenste Nebensache. Nichts ist ewig, aber ewig schaffen ist göttlich.“

Mit einem Teil seiner alten Arbeiter aus Muskau und Insassen des Kottbuser Zuchthauses ging er an die Arbeit. Er steckt Wege ab und lässt Teiche graben. Der schwermütige Kiefernwald wird gelichtet und mit Rasenflächen und kunstvoll geordneten Gruppen von Laubbäumen und Buschwerk durchsetzt. Für zwei seiner Lieblingstiere ließ er Denkmäler aufstellen. Das eine trägt die Inschrift: „Hier ruht Adschameh, meine vortreffliche arabische Stute, brav, schön und klug.“ Auf dem Grabe eines Hundes stehen die Worte: „Hier ruht die treueste Seele, welche ich auf Erden gefunden habe.“ Die Wiederherstellung des Schlosses übertrug er dem Dresdener Architekten Gottfried Semper. Eine Pergola wurde mit Medaillons von Thorwaldsen und Abgüssen nach griechischen Statuen geschmückt. Der Erinnerung an eine einstmals geliebte Frau, Henriette Sonntag, die 1854 in Mexiko starb, weihte er eine Rosenlaube mit goldener Büste der Sängerin. Auch an Machbuba erinnerte eine Statue. In Gedenken an die Pyramiden Ägyptens schuf er zwei Erdpyramiden, deren eine, mitten in einer großen Wasserfläche gelegen und Tumulus genannt, er für sich zur Grabstätte bestimmte.

Im Jahre 1854 starb Lucie im Alter von 78 Jahren. Sie war dick und asthmatisch geworden und lebte meist in Dresden. Pückler besuchte sie oft, doch wollten die „alten Causerien“ nicht mehr so in Gang kommen wie früher. Trotzdem blieb sie die einzige Frau unter den vielen, die er geliebt hat, der er sich unzertrennlich verbunden fühlte. Sie hat es verstanden, die schwierige Rolle, die ihr in Pücklers Leben beschieden war, mit Takt und angeborener Vornehmheit durchzuführen.

Auch in den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens verlor Pückler nichts von seiner ungeheuren Vitalität. Sie sind ein Wirbel von Reisen, stets neuen Begegnungen mit bedeutenden oder absonderlichen Menschen, literarischen Freundschaften und Liebschaften bis ans Lebensende. Soweit möglich benutzte er auf seinen Reisen gern die Eisenbahn; er war glücklich, diese Epoche noch erlebt zu haben. 1851 fuhr er nach London zur ersten Weltausstellung, drei Jahre später nach Paris, um Napoleon III. kennenzulernen, in dem er den großen Mann der neuen Zeit sah. Ein Bündnis zwischen Preußen und Frankreich gegen England war seine politische Lieblingsidee, die er publizistisch und durch persönliche Einflussnahme zu fördern suchte. Napoleon III. zog ihn als anerkannte Autorität bei der gärtnerischen Gestaltung des Bois de Boulogne zu Rate, wie es vorher schon Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I., getan hatte, der ihm die Aufsicht über die Anlage des Schlossparks von Babelsberg übertrug.

Varnhagen von Ense war der einzige Mann, mit dem Pückler eine lebenslange Freundschaft verband. Im vertrauten Gespräch und in umfangreichem Schriftwechsel erörterte er mit ihm durch Jahrzehnte Tagesereignisse, Fragen der Literatur, der Politik und der Weltanschauung. Von einem dieser Gespräche berichtet eine Aufzeichnung Varnhagens aus dem Jahre 1843: „Der Fürst von Pückler sagte mir heute ein bedeutendes Wort, das von seinem historischen Blicke zeugt. Er meinte, wie die hochgebildete Römerwelt, durch rohe Barbarenvölker unterging und aus diesen ein neuer, gesunder, höhere Bildung anstrebender Völkerzustand hervorging, so scheine unsere jetzige europäische Welt dem Untergange schon zugesprochen, und die Proletarier aller Länder dürften bestimmt sein, die Grundlagen eines ganz neuen, kräftigeren und reicheren gesellschaftlichen Zustandes zu werden.“ Offenbar etwas verblüfft über diesen unvermittelt geäußerten welthistorischen Aspekt schließt Varnhagen: „Wahrlich, nichts Geringes, dass der Fürst solche Anschauungen fasst und ausspricht!“

Heinrich Heine, der schon für die „Briefe eines Verstorbenen“ eingetreten war, fühlte sich dem liberalen Grandseigneur durch viele gemeinsame Auffassungen verbunden. Pückler besuchte den Dichter 1854 auf seinem Krankenlager in Paris, und Heine widmete ihm seine „Lutetia“. In der Vorrede nennt er Pückler „den romantischen Anacharsis, den fashionabelsten aller Sonderlinge, den Diogenes zu Pferde, dem ein eleganter Groom die Laterne vorträgt.“

Durch keine Standesvorurteile und Konventionen, auch nicht in Fragen des Geschmacks, ließ sich Pückler hindern, die Beziehung zu Menschen zu suchen, an denen er seinen unersättlichen Hunger nach Originalität und Kontrasten zu stillen hoffte. Derselbe Mann, den einst Goethe mit begeisterten Worten in die deutsche Literatur eingeführt hatte, den Heine als seinen Mitstreiter begrüßte, trug im Alter der Marlitt (Eugenie John) seine Freundschaft an, deren „Geheimnis der alten Mamsell“ ihn gerührt und entzückt hatte. In stürmischen Briefen bat er sie um eine persönliche Begegnung, aber die Marlitt lehnte ab. Sie fühlte, dass ihre tugendsame bürgerliche Welt zu dem Lebensstil des Fürsten schlecht passen würde, und sie konnte es sich nicht leisten, neben ihrer emsigen Schriftstellerei für die „Gartenlaube“ noch einen gefühlvollen Briefwechsel mit Pückler zu führen.

Auch in seinen letzten Lebensjahren verfolgte er die politischen Ereignisse mit lebhafter Anteilnahme. Als 1866 der Krieg ausbrach, erhielt er auf seine Bitte die Erlaubnis, das Heer ins Hauptquartier zu begleiten. Das Gleiche versuchte er 1870 beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich, der seine Idee einer deutsch-französischen Allianz zunichte machte, doch versagte König Wilhelm diesmal mit Rücksicht auf das Alter des Fürsten seine Zustimmung. Pückler sollte das Ende des Krieges nicht mehr erleben. In einer kalten Februarnacht des Jahres 1871 endete dies ruhelose Leben nach mehr als 85 Jahren. Er fühlte den Tod kommen, befahl, für sein Lieblingspferd zu sorgen, dann sagte er: „Man öffne mir den Weg zum Tumulus!“

Pückler hatte in seinem Testament angeordnet, dass seine Leiche verbrannt werden sollte. Da Bedenken gegen eine Verbrennung durch Feuer auftauchten, wurde der Leichnam auf chemischem Wege verbrannt und seinem Wunsch gemäß in der großen Erdpyramide in Branitz bestattet. Später wurde auch Lucies Sarg an der gleichen Stelle beigesetzt. Pückler selbst hatte als Inschrift für die Pyramide den Koranspruch bestimmt: „Gräber sind Bergspitzen einer fernen schöneren Welt.“

Schon zu seinen Lebzeiten ging Pückler in die Literatur ein. Seine Gestalt geistert durch eine Novelle von E.T.A. Hoffmann und erscheint in wenig verhüllter Form in einer Erzählung von Tieck und in Romanen von Fontane, Laube und Friedrich Förster. Aber auch seine literarischen und politischen Gegner, vor allem Börne und Herwegh, bemächtigten sich seiner Figur; Grillparzer, den Pückler verehrte, widmete ihm zwei boshafte Satiren, und Immermann nahm ihn sich bissig als Vorbild für seinen Lügenbaron Münchhausen. Die Höhe seines Ruhmes als Schriftsteller wie als Mensch erreichte Pückler in den beiden Jahrzehnten vor 1848. Als er starb, brach eine neue Welt an. Die Gründerzeit hat sich nicht viel um ihn gekümmert. Zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts wurde er wieder entdeckt. Auszüge aus seinem umfangreichen Briefwechsel und mehrere seiner Werke wurden neu gedruckt, nicht nur in Deutschland, sondern auch in England und in Amerika. Vor allem die „Briefe eines Verstorbenen“ bewahrten auch hundert Jahre nach der ersten Veröffentlichung ihren Ruf als eine der geistvollsten Reisebeschreibungen in deutscher Sprache.

Das andere bleibende Dokument von Pücklers Leben sind seine Parkschöpfungen. Die letzte Eintragung in seinem Tagebuch, zwei Monate vor dem Tode geschrieben, lautet: „Kunst ist das Höchste und Edelste im Leben, denn es ist Schaffen zum Nutzen der Menschheit. Nach Kräften habe ich dies mein langes Leben hindurch im Reiche der Natur geübt.“ Muskau und Branitz

wurden zum Vorbild für zahllose ähnliche Parkanlagen weit über Deutschland hinaus, und die Ideen und Anregungen seiner „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei“ sind auch heute noch lebendig und fruchtbar. So erfüllte sich die Hoffnung, die er im Jahre 1832 einmal in einem Brief an Lucie aussprach: „Aber meine Anlagen, mein Schaffen und Wirken halte mir auch wert! Bedenke, was ohne diese mein Leben gewesen wäre und zurückließe. Ein Nichts, während ich jetzt schon und noch mehr bei weiterer Vollendung in späterer Zeit mit dem beruhigenden Gedanken sterben kann, nicht wie ein Kohlstrunk vegetiert zu haben, sondern zurückzulassen, was meinen Namen jahrhundertlang vielleicht mit Ehre und Liebe nennen lassen wird. Das gleicht gar viele Irrtümer aus; denn die erste aller Pflichten ist Tätigkeit, nach Gottes Ebenbilde etwas zu wollen, etwas zu schaffen.“

Fridtjof Nansen: In Nacht und Eis

„Es wäre Verbrechen, einen Selbstmörder zu unterstützen,“ So schrieb eine norwegische Zeitung, als der in der Öffentlichkeit noch kaum bekannte Konservator am naturwissenschaftlichen Museum in Bergen, Fridtjof Nansen, den Plan vorlegte, das unbekannte Innere von Grönland auf Schneeschuhen zu durchqueren. Nansen hatte von der norwegischen Regierung für die geplante Expedition den bescheidenen Betrag von fünftausend Kronen erbeten. Doch das Gesuch wurde ohne ernsthafte Prüfung abgelehnt. „Warum soll das norwegische Volk die kostbare Vergnügungsfahrt bezahlen, die ein Privatmann nach Grönland unternimmt?“ fragte eine der Regierung nahe stehende Zeitung.

Nansen hatte sich schon in jungen Jahren mit den Problemen der arktischen Forschung beschäftigt. Am 10. Oktober 1861 wurde er auf einem Gut nahe der Hauptstadt Christinnia, dem heutigen Oslo, geboren. Der Lebenszuschnitt in seinem Elternhaus war einfach, die Erziehung spartanisch. Den Weg in die Stadt zur Schule musste er auch im härtesten Winter stets zu Fuß zurücklegen. Nördlich von Christiania erstreckte sich ein damals noch unwegsames Waldgebiet, die Nordmark. Sie wird geschildert als eine einsame Welt von engen Tälern und steilen Höhen, versteckten Wasserspiegeln und brausenden Bächen. Hier verbrachte Nansen in der Jugend mit einem seiner Brüder jeden freien Tag. Sie angelten Forellen, schliefen in verlassenem Köhlerhütten und empfanden das ganze Jugendglück eines Robinsonlebens. „Ich werde diese Tage nie vergessen. Dort war Freiheit! Weder Vater noch Mutter, die nach uns riefen, dass wir essen oder schlafen sollten. Alles verlief, wie wir selbst es wollten. Die Nacht war hell und lang, der Schlaf war kurz.“ Schon in der Jugend ein Einzelgänger, erlebte er hier die Natur in ihrer strengen Schönheit und unbarmherzigen Gewalt. Von Rousseaus Naturschwärmerei war er ebenso weit entfernt wie sein Zeitgenosse und Landsmann Knut Hamsun. Als er zwei Jahrzehnte später mit der „Fram“ das Polarmeer durchquerte, hing in seiner Kajüte ein Bild dieses Waldes. „Du ernster Fichtenwald“, schrieb er damals in sein Tagebuch, „der einzige Vertraute des Kindes, bei dir lernte ich die tiefsten Töne der Natur, ihre Schwermut, ihre Wildheit. Du gabst der Seele Farbe fürs Leben.“

Als Nansen das Abschlussexamen der Schule bestanden hatte, musste er sich für einen Beruf entscheiden. Die Wahl fiel ihm sehr schwer. Er wollte Naturwissenschaften studieren, aber zugleich war er ein leidenschaftlicher Jäger. Wie konnte er seine Berufspläne in Einklang bringen mit dem Freiluftleben, an das er gewöhnt war? Physik und Chemie, die ihn vor allem reizten, boten dafür kaum Aussicht. So entschloss er sich zum Studium der Zoologie, weil er hoffte, dabei noch am meisten den Umgang mit der freien Natur zu finden.

Unter Robben und Eisbären

Einer seiner Professoren gab ihm den Rat, einen Robbenfänger auf der Fahrt ins Eismeer zu begleiten, um gleich zu Anfang seines Studiums einen Einblick in die Lebensbedingungen der arktischen Tierwelt zu erhalten. Nichts konnte Nansen willkommener sein. Anfang März 1882 trat er auf dem Robbenjäger „Viking“ seine erste Reise in die Polarwelt an. Nach einer Woche trafen sie auf die ersten Eisschollen und drangen nun Tag für Tag immer tiefer in die leuchtende Fläche des Treibeises ein. Krachend zersplitterten die mächtigen Schollen an dem starken Bug des Schiffes. Nansen spürt es sofort: das ist die Welt, die seinem Wesen entspricht, in der er leben möchte und in der er glücklich sein wird!

Lange Zeit war nicht eine einzige Robbe zu sehen. Plötzlich stießen sie auf eine riesige Herde. Zehn Boote wurden ausgeschickt und brachten reiche Beute zum Schiff zurück. Doch dann fror der

„Viking“ vor der Küste von Grönland im Eise fest. Für den Kapitän war das schmerzlich, denn er verlor vier Wochen der besten Fangzeit. Nansen aber war hoch erfreut. Hatte er bisher nur die Lebensgewohnheiten der Vögel und die Tierwelt des Meeres untersuchen können, so fand er hier zum ersten Male Gelegenheit zur Jagd auf Eisbären, die neugierig das Schiff umkreisten. Nansen ist der leidenschaftlichste unter allen Jägern. Er scheut sich nicht, bei der Verfolgung eines angeschossenen Bären ins Wasser zu springen, wenn die Rinnen im Eis zu breit sind. Aber als er dann endlich das Tier erreicht und mit seiner letzten Patrone erlegt hat, durchzuckt ihn der Gedanke: „Herrgott, wie gemein, dass ein Stückchen Blei diesem freien Leben in den endlosen Eisweiten so plötzlich ein Ende setzen kann.“

Wenn er Wache hatte und oben am Mast in der Tonne als Ausguck saß, sah er vor sich im Westen die Küste von Grönland. „Die Gipfel und Gletscher glitzerten im Tageslicht hinter dem Treibeis. Abends, wenn die Sonne auf ihrer Rundreise am Himmel sie berührte und Luft wie Wolken hinter ihnen in Brand steckte, trat ihre wilde Schönheit noch bezaubernder hervor.“ Gar zu gern hätte er einen Vorstoß dahin unternommen, aber der Kapitän erlaubte es nicht. Doch schon jetzt ist ihm klar: Grönland wird das Ziel seiner nächsten Reise in die Arktis sein!

Als Nansen vom Eismeer zurückkehrte, wurde er als Konservator am Museum in Bergen angestellt. Mit der Energie, mit der er alle selbstgewählten Aufgaben anpackte, stürzte er sich auf das Studium der Zoologie. Jahrelang musste er für seine erste wissenschaftliche Arbeit zahllose Präparate und Schnitte machen, die er in unermüdlicher Arbeit am Mikroskop untersuchte und zeichnete. Er beklagt es, nun das Leben eines Stubenhockers führen zu müssen, aber zum Ausgleich tritt er gleich zwei Turnvereinen bei.

Im Jahre 1885 begab sich Nansen auf eine Studienreise nach Italien. Mehrere Monate lang arbeitete er an der biologischen Station in Neapel, die der deutsche Naturforscher Anton Dohrn hier geschaffen hatte. Er schwärmt mit Freunden auf Ischia und auf den Felsen von Capri, bei Chianti und Tarantella. „Der geschmeidige nordische Hüne war immer der beste und feurigste Tänzer“, berichtet einer seiner Bekannten aus dieser Zeit. Aber dieser Ausflug in die Welt des Südens blieb nur eine Episode in seinem Leben, das schon damals unweigerlich dem Norden, der Polarforschung verschrieben war.

Nansen kehrt nach Bergen zurück und erwirbt im Jahre 1888 mit einer zoologischen Arbeit den Doktorgrad. So intensiv er sich auch seinen Studien hingibt, immer findet er noch die Zeit zu wagehalsigen Touren im Hochgebirge und vor allem für seinen geliebten Sport, das Schneeschuhlaufen.

Nansen war kein Freund der Presse. Zeit seines Lebens konnte er monatelang ohne die Lektüre von Zeitungen auskommen. Es genügte ihm, die wichtigsten Tagesneuigkeiten von seinen Freunden zu erfahren. Doch einmal horchte er auf, als die letzten Zeitungsmeldungen vorgelesen wurden. Nordenskiöld, dem berühmten schwedischen Polarforscher, war es gelungen, von Westen her eine kurze Strecke in das Hochplateau des grönländischen Inlandeises vorzudringen, und er hatte dort gutes Skigelände gefunden. Diese Nachricht wurde für Nansens Grönlandpläne von entscheidender Bedeutung. „Wie ein Blitz erleuchtete mich der Gedanke: eine Expedition auf Skiern müsste Grönland von der Ostküste aus durchdringen! Mein Plan war geboren, wie er später ausgeführt wurde.“

Doch erst vier Jahre danach, als er seine Studien abgeschlossen hatte, konnte er ernstlich mit den Vorbereitungen beginnen, überall fand er für seinen Plan höhnische Ablehnung, zum mindesten ernste Skepsis. An der Westküste Grönlands gab es zahlreiche Siedlungen, auf die man sich bei

einem missglückten Unternehmen zurückziehen konnte. Die Ostküste dagegen war unwirtlich und fast unbekannt.

„Aber wenns schief geht, wenn Sie nicht durchkommen“, hielt man Nansen vor, „dann fehlt Ihnen ja eine Rückzugslinie!“ Doch gerade das war es, was Nansen wollte: keine Rückzugslinie! Immer, so meinte er, ist man auf einem solchen Unternehmen in Versuchung, zu früh aufzugeben. Wenn man aber erst alle Brücken hinter sich abgebrochen hat, dann hilft nur eines: vorwärts, immer vorwärts!

Auf Schneeschuhen durch Grönland

Niemals im Leben hat Nansen sich gescheut, ein ernsthaftes Risiko einzugehen. Aber nie war er leichtsinnig. Mit der größten Umsicht und Sorgfalt bereitete er seine Expedition vor. Schon längst hatte er alle früheren Berichte über Forschungsreisen in der Arktis studiert, um die Gründe für ihre Erfolge oder ihr Versagen zu erforschen. Es war ihm dabei klar geworden, dass schon der kleinste Fehler in der Ausrüstung über Leben oder Tod der Mannschaft entscheiden kann. „Ein Nagel oder eine Fuge, die ihren Zweck nicht erfüllen, können die ganze Expedition aufhalten, ja die allerernstlichsten Folgen nach sich ziehen. Jede noch so kleine Einzelheit muss gewissenhaft geprüft werden. Das Ganze erfordert die bedachtsame Überlegung einer langen Reihe von Bagatellen, von deren Summe aber der Erfolg abhängig ist; es kann schwerlich zu viel Gewicht darauf gelegt werden. Viele der früheren Expeditionen sind meiner Ansicht nach zu leicht über diesen Punkt hinweggegangen.“

Ursprünglich hatte Nansen vorgehabt, die Schlitten mit dem Proviant und der sonstigen Ausrüstung von Hunden oder auch von Rentieren ziehen zu lassen. Es erwies sich aber als unmöglich, wirklich geeignete Tiere in absehbarer Zeit zu beschaffen. Auch wäre es wohl sehr schwierig gewesen, sie an der Ostküste Grönlands durch den Treibeisgürtel an Land zu bringen.

So entschloss er sich dazu, allein von Menschenkraft gezogene Schlitten zu benutzen. Nach seiner Ansicht waren die auf früheren Expeditionen verwendeten Schlitten meist zu schwer und zu klotzig gebaut, auch viel zu groß. Nansen studiert das Problem genau und entwirft dann ein eigenes Modell. Für seine Schlitten wurde nur auserlesenes Eschenholz verwendet. Sie waren so leicht wie möglich, wogen kaum vierzehn Kilogramm bei einer Länge von knapp drei Metern und bestanden die Probe auf dem schwierigsten Inlandeis vortrefflich. Kein einziger zerbrach; spätere Polarreisende nahmen sie sich als „Nansenschlitten“ zum Vorbild. Von diesem Modell wurden fünf Stück angefertigt. Jeder sollte von einem Mann gezogen werden, nur der an der Spitze von zweien, da er den Weg zu bahnen hatte und es oft nötig war, einen Mann vorzuschicken, um das Gelände zu erkunden.

Nach seinen Angaben wurden ferner zwei kurze, kräftige Spezialboote gebaut, in denen die Expeditionsteilnehmer von dem Robbenfangschiff durch die Treibeiszone zur Küste gelangen sollten. Weiter gehörten zur Ausrüstung ein Zelt und zwei Schlafsäcke aus Rentierfell, jeder mit Raum für drei Mann. Diese kombinierten Schlafsäcke waren wohl etwas unbequem, weil man bei jeder Bewegung seines Nachbarn gestört wurde, aber sie boten den unschätzbaren Vorteil, dass die Schläfer sich gegenseitig wärmten.

Mit großer Sorgfalt wurde der Proviant ausgewählt. Nansen legte dabei zum Vergleich die Rationen zugrunde, die ein preußischer Soldat bei strengem Dienst bekam. Konserven in Dosen, so meinte er, wären zwar angenehm und gesund; aber für eine Expedition wie diese waren sie viel zu schwer, konnten darum nur in geringen Mengen mitgenommen werden. So entschied er sich im wesentlichen für Pemmikan, eine auf vielen Polarreisen bewährte Mischung aus Fleischpulver und Fett. Dazu kamen Schokolade, Butter, schwedisches Knäckebrot, Fleischcakes aus England und Erbswurst aus Görlitz.

Eisern war er in der Ablehnung des Alkohols, der seiner Meinung nach besonders in der Kälte unbedingt erschlaffend wirkt, die Körperwärme mindert und die Verdauungstätigkeit stört. Auch den Tabak hält Nansen auf Expeditionen für schädlich. Doch hier ist er milder in seinem Urteil, weil nun einmal die meisten Männer daran gewöhnt sind. Gegen Kaffee hatte er keine Bedenken und nahm ihn in der Form von Kaffee-Extrakt mit. Es stellte sich jedoch bald heraus, dass die gesamte Mannschaft nach dem Genuss des Kaffees schlecht oder gar nicht schlafen konnte, weil offenbar in diesem Extrakt das Koffein besonders stark konzentriert war. So verbot er sehr zum Schmerz einiger Expeditionsteilnehmer den Kaffeegenuss, bis sie in die sichere Nähe der Westküste gekommen waren.

Die Ausrüstung kann auf einer Polarexpedition lebensentscheidend sein, nicht minder aber die Auswahl der Mannschaft. Nansen konnte nur Leute gebrauchen, die von Kind auf mit dem Leben in Eis und Kälte und mit dem Schneeschuhlaufen vertraut waren. Obwohl man allgemein der Ansicht war, dass sein geplantes Unternehmen eine Tollkühnheit sei, stellte sich ihm eine große Anzahl von Bewerbern zur Verfügung, nicht allein aus Norwegen, sondern auch aus Dänemark, Frankreich, Holland und England.

Er wählte schließlich drei Norweger: den Seekapitän Otto Sverdrup, der ihm durch sein ganzes Leben ein treuer Gefährte blieb, den Leutnant Dietrichson und Kristiansen, einen norwegischen Bauernburschen. Da er ursprünglich die Absicht hatte, Rentiere mitzunehmen, auch glaubte, aus den angeborenen Gaben eines Naturvolkes für seine Reise Nutzen ziehen zu können, hatte er sich durch Freunde aus den Finnmarken zwei Lappen kommen lassen. Als sie im letzten Augenblick vor der Abreise in Christiania eintrafen, war er bitter enttäuscht. Der eine war zu jung, der andere zu alt. Beide waren nicht aus Freude am Abenteuer, sondern des Geldverdienstes wegen gekommen, und sie gaben offen zu, dass sie große Furcht hätten, ihre Heimat nie mehr wiederzusehen. Nansen wollte sie am liebsten sofort wieder zurückschicken. Aber nun war es zu spät. So redete er ihnen gut zu, die Sache sei gar nicht so gefährlich. Im Verlauf der Reise erwiesen sich die beiden Lappen, Balto und Ravna, als gutartige und treue Menschen. Aber den eigentlichen Nutzen, den er sich von ihnen versprochen hatte, konnten sie nicht leisten.

Anfang Juni 1888 ging Nansen mit seinen Gefährten in Island an Bord des Robbenfängers „Jason“, der sie möglichst nahe an die Ostküste Grönlands bringen sollte. Der Kapitän hatte sich jedoch ausdrücklich vorbehalten, dass die Interessen des Robbenfanges durch die Pläne der Expedition keinen Schaden leiden dürften.

Nach acht Tagen tauchten vor ihnen die hohen, zackigen Felsen von Grönland auf. Für Nansen war es der lockende Blick auf das Land, dem seit Jahren seine Sehnsucht galt. Der Lappe Balto ist nicht so beglückt über den ersten Anblick. In seinem Tagebuch, das er während der ganzen Reise führte, schreibt er: „Der Teil von Grönlands Ostküste, den wir sahen, war nicht schön und lieblich zu schauen, denn fürchterlich hohe Felsberge ragten wie Kirchtürme zu den Wolken des Himmels auf, die ihre Gipfel bedeckten.“

Die Eisverhältnisse waren jedoch für eine Landung an dieser Stelle nicht günstig. Dann führte der Robbenfang den „Jason“ wieder weit ins Meer hinaus. Erst einen Monat später, als sie noch einmal nahe der Küste waren, ergab sich die Gelegenheit, den großen Absprung zu wagen. Nansen hatte von der Ausgucktonne gesehen, dass der Weg zum Lande nur kurz war und genügend offenes Wasser zwischen dem Treibeis bot.

Zu Anfang ging alles gut. Das Eis lag lose. Man konnte fast immer zwischen den Schollen hindurchrudern. Gelegentlich mussten Brechstangen und Äxte den Weg bahnen. Ein kräftiger Regen setzte ein, aber alle waren wohlgemut und sprachen schon davon, wann und wo sie am Lande Kaffee kochen wollten. Doch plötzlich gerieten sie in einen reissenden Malstrom, der die

Schollen aufeinander trieb, so dass sie sich krachend überschlugen. Eine scharfe Eiskante zerriss eine Planke von Nansens Boot. Schnell wurden beide Fahrzeuge auf eine Eisscholle gezogen, wo es in kurzer Zeit gelang, den Schaden zu beheben. Dennoch wurde dieser Aufenthalt für die Expedition zum Verhängnis. Die Scholle, der sie sich anvertraut hatten, trieb in der reißenden Strömung immer weiter nach Süden. So blieb ihnen nichts anderes übrig als das Zelt aufzuschlagen und in die Schlafsäcke zu kriechen, während der „Jason“ am Horizont verschwand. „Ach, wie dumm sind wir gewesen“, sagte in diesem Augenblick der Lappe Ravna zu seinem Landsmann, „dass wir das Schiff verlassen haben, um hier zu sterben. Es ist keine Aussicht, lebendig davonzukommen. Das große Meer wird unser Grab werden.“

Nansen betrachtete die Dinge weit ruhiger. Doch auch er sah mit Besorgnis, dass die Gipfel am Eingang des Fjords, wo er an Land gehen wollte, immer weiter in der Ferne versanken. Am Morgen des übernächsten Tages erwachten alle durch einen heftigen Stoß. Die Scholle, die etwa dreißig Meter Durchmesser hatte, war dicht bei dem Zelt geborsten. Schnell waren sie auf den Beinen, um mit Schlitten und Booten, Zelt und Proviant auf die nächste größere Eisscholle überzusiedeln. Aber die Gefahr wurde dadurch nicht geringer. „Inzwischen nähern wir uns der Brandung mehr und mehr, der Lärm wächst, die Wellen prallen gegen unsere Scholle an und treiben an allen Ecken und Kanten darüber hin. Die Situation fängt an, kritisch zu werden.“

Am nächsten Vormittag waren die beiden Lappen spurlos verschwunden. Niemand konnte begreifen, wo sie geblieben waren, denn auf der Eisscholle gab es kaum eine Stelle, wo man sich verstecken konnte. Da bemerkte Nansen, dass über eines der Boote sorgfältig einige Persennings gebreitet waren. „Ich hob sie leise in die Höhe und sah die beiden Lappen auf dem Boden des Bootes liegen. Der jüngere, Balto, las dem älteren auf Lappländisch aus dem Neuen Testament vor. Ohne dass sie es bemerkten, deckte ich die kleine Kirche, die sie sich eingerichtet hatten, leise wieder zu. Sie hatten das Leben aufgegeben und bereiteten sich zum Tode vor.“

Nansen bereute jetzt, die Lappen mitgenommen zu haben. In ihrer Heimat waren sie mit allen Gefahren von Eis und Schnee vertraut, aber das Meer war ihnen ein fremdes und unheimliches Element. Ja, auch ihm selbst, dem immer unverzagten Führer der Expedition, kommen Todesgedanken. Als am Abend dieses Tages die Sonne unterging, ließ sie das ersehnte Land im Westen, das Eis und das Meer in glühenden Farben aufleuchten. Kein Lüftchen regte sich, aber in unmittelbarer Nähe toste die gefährliche Brandung, und wie ein Schild rollte ihnen die Meeresfläche entgegen. Da fiel Nansen der Anfang eines alten Liedes ein:

„Schön ist das Meer, wenn still es sich wölbt
Blank wie ein Schild ob des Wikingers Grab -“.

„Der Gedanke an Untergang bei einem solchen Wetter erscheint uns fast unglaublich, doch einmal muss es ja sein, und eine schönere Abschiedsstunde kann man sich wohl kaum wünschen.“

Nansen gibt sich keiner Täuschung über die Lage hin. Er weiß: wenn ihre Scholle in den nächsten Stunden ins offene Meer getrieben wird - und es sieht ganz danach aus - werden sie alle ihre Kräfte nötig haben. Er schickt darum alle Mann zum Schlafen in das Zelt, das als einziges von der ganzen Ausrüstung noch nicht in die Boote gepackt war. Sverdrup, neben Nansen der Erfahrenste und Ruhigste von allen, übernimmt die erste Wache, um sie im entscheidenden Augenblick zu wecken. Nach kurzem Schlaf erwachte Nansen und fühlte, wie die Eisscholle gleich einem Schiff in starkem Seegang auf und ab wogte. Das Getöse der Brandung war lauter als je zuvor. Er erwartete jeden Augenblick, dass Sverdrup sie wecken würde. „Deutlich hörte ich seinen wohlbekanntem ruhigen Schritt auf der Scholle zwischen dem Zelt und den Booten. Es war mir, als sähe ich seine kräftige Gestalt dort unbekümmert hin- und herwandern, die beiden Hände in den Taschen, ein wenig vornübergebeugt, das nachdenkliche, unerschütterlich ruhige Gesicht auf die

See gerichtet, von Zeit zu Zeit auf dem Kautabak im Munde priemend, - dann verwirren sich meine Gedanken, ich schlafe wieder ein.“

Als Nansen am nächsten Morgen erwachte, traute er seinen Ohren nicht. Die Brandung war jetzt nur noch ganz von vernehmbar. Er trat aus dem Zelt und sah, dass sich am Rande ihrer Scholle große und kleine Eisstücke zu einem hohen Wall aufgetürmt hatten, an denen sich die Wellen brachen.

Sverdrup erzählte, er sei im Laufe der Nacht mehrmals nahe daran gewesen, sie alle zu wecken und in die Boote zu rufen. Die Scholle trieb am äußersten Eisrand. Dicht daneben zogen große Eishügel vorüber, die jeden Augenblick umstürzen und sie in die Tiefe reißen konnten. Schon hatte er eine Krampe der Zelttür geöffnet, beschloss aber dann doch, die nächste Sturzsee abzuwarten. „Mehr Krampen sollte er jedoch nicht öffnen“, schreibt Nansen, „denn gerade als es am allerschlimmsten aussah und unsere Eisscholle kurz davor war, in die stärkste Brandung hineingeschleudert zu werden, veränderte sie plötzlich ihren Kurs und steuerte mit ganz erstaunlicher Schnelligkeit dem Lande zu. Sverdrup sagte, es habe auf ihn den Eindruck gemacht, als würde sie von einer unsichtbaren Hand gelenkt.“

Fast zwei Wochen lang dauerte die Fahrt auf der treibenden Scholle. Immer wieder versuchte Nansen, zur Küste vorzudringen. Doch das Eis ist nicht fest genug, um die Boote und Schlitten zu tragen; aber die Schollen liegen auch zu dicht, als dass man es hätte wagen können hindurchzurudern. Schon nähern sie sich bedenklich dem Kap Farvel, der Südspitze Grönlands. Doch plötzlich lockert sich das Eis. Sie sind jetzt der Küste näher als je zuvor. Hier, wenn überhaupt, musste es gelingen, an Land zu kommen! Nach einigen Stunden angestrengten Ruderns sind sie aus dem Treibeis heraus und landen auf einer dicht vor der Küste gelegenen Insel. „Wir sprangen ans Land, wir fühlten Steine unter den Füßen, wir bestiegen den Berg, wir freuten uns wie Kinder. Ein Büschel Moos, ein Grashalm, eine Blume erweckten einen Strom von Gefühlen. Die Lappen liefen sofort in die Berge; lange sahen wir sie nicht wieder.“

Während der Fahrt auf der Eisscholle hatten sie sich nur ganz selten den Luxus einer warmen Mahlzeit geleistet, um den Spiritus für den Kochapparat zu sparen. Jetzt aber gibt es ein festliches Mahl: heiße Schokolade, so viel jeder mag, dazu außer den üblichen Rationen noch Haferkeks, Käse und eingemachte Preiselbeeren. Die Stimmung der ganzen Mannschaft ist glänzend; selbst die Lappen sind vergnügt.

Viel wertvolle Zeit war verstrichen. Weil dem Robbenjäger „Jason“ der Seehundfang wichtiger war als die Interessen der Expedition, hatten sie einen kostbaren Monat des kurzen grönländischen Sommers verloren. Die Drift im Treibeis kostete zwei weitere Wochen und hatte den Proviant, der nur für die Durchquerung Grönlands bemessen war, trotz äußerster Sparsamkeit erheblich vermindert. Wäre es nicht klüger, jetzt nach Süden zu gehen, wo man bald eine menschliche Ansiedlung erreichen konnte, und dort zu überwintern? Doch davon will Nansen nichts wissen. Nach kurzer Ruhepause gibt er den Befehl, dicht an der Küste nach Norden zu rudern, um die Stelle zu erreichen, die er als Ausgangspunkt für die Inlandreise vorgesehen hatte. Es gilt, alle Kräfte auf dieses Ziel zu richten. „Von nun an lautete die Parole: So wenig Schlaf wie möglich, so wenig und so schnelles Essen wie möglich, so viel Arbeit wie möglich.“

Die Fahrt nach Norden war mühselig genug, aber doch nicht so schwierig, wie sie nach den Erfahrungen im Treibeis erwartet hatten. Meist gab es in Nähe der Küste offenes Wasser. Nur gelegentlich war es nötig, mit den Bootshaken einen Weg durch die Eisschollen zu bahnen. Nach einigen Tagen begegnen ihnen zwei Eskimos, die in ihren Kajaks nach Süden paddeln. Bald darauf treffen sie auf ein ganzes Eskimolager. Der Hügel über der Stelle des Ufers, wo sie laden

wollten, war übersät mit zahllosen Menschen, die sie mit fröhlichem Geschrei begrüßten. Die Eskimos führten Nansen und seine Leute in das größte der Zelte und redeten unausgesetzt auf ihre Gäste ein. Leider war eine Konversation unmöglich, da keiner der Norweger die Eskimosprache beherrschte. So musste die Zeichensprache aushelfen, mit der man sich schließlich ganz gut verständigte.

Nansen war glücklich, hier zum ersten Male Angehörige dieses seltsamen Volkes kennenzulernen. Die Atmosphäre in dem Zelt war freilich für europäische Begriffe nicht angenehm. Es herrschte ein durchdringender Trangeruch, dazu kamen alle möglichen menschlichen Ausdünstungen, Einige von Nansens Gefährten zogen sich darum rasch zurück. Er selbst aber gewöhnte sich bald an diese Umgebung. „Das erste, was meine Aufmerksamkeit erregte, war die Unmenge nackter Körper, die ich rings umher im Zelt sitzen, liegen und stehen sah. Sie trugen alle ihr „Natit“ (Hausgewand). Dies ist aber so klein, dass ein ungeübtes Auge nicht sonderlich daran hängen bleibt. Es besteht aus einem schmalen Band um die Lenden, das sich besonders bei den Frauen auf das allergeringste beschränkt. Von falscher Scham war hier nicht viel zu entdecken... Dass sogar einzelne von uns erröteten, als wir sahen, wie ein paar junge Mädchen und Burschen gleichzeitig mit uns ins Zelt kamen, sich ganz ungeniert entkleideten, diese Haustracht anlegten und Platz auf der Pritsche nahmen, ist wohl ganz erklärlich, wenn man bedenkt, wie lange wir jetzt ausschließlich mit Männern zwischen Meer und Eis verkehrt hatten. Besonders den Lappen schien dieser Anblick sehr anstößig zu sein.“

Nansen fasste sofort eine warme Zuneigung zu diesen Menschen. Gewiss, ihre äußere Erscheinung entspricht nicht dem klassischen europäischen Schönheitsideal. Ihre Gesichter sind rund, flach und fett mit breiten vorstehenden Backenknochen. Aber er findet in ihrem Angesicht etwas so Freundliches, Zufriedenes und Gemütliches, dass er ihnen unbedingt zugetan sein muss. Ihre Gastfreundschaft kennt keine Grenzen. Immer sind sie hilfsbereit und liebenswürdig. Nansen stellt fest: Dies ist ein heiteres, sorgloses Volk, das mindestens so glücklich lebt wie viele Kulturnationen jenseits des Ozeans.

Nansen bedauert, nicht länger die Lebensgewohnheiten der Eskimos studieren zu können. Aber die Zeit drängte. Die Expedition musste rasch weiter nach Norden vordringen. Der Kampf mit dem Treibeis war oft hart. An manchen Tagen ruderten sie siebzehn Stunden lang. Der Lappe Balto beklagte sich bitter: Alle Versprechungen, die man ihm und seinem Gefährten in Christiania gemacht hatte, würden nicht eingehalten. In den letzten drei Wochen hätten sie nur ein einziges Mal Kaffee bekommen, und die Ernährung sei mehr als kümmerlich bei so harter Arbeit. Keiner von ihnen sei in den letzten Wochen auch nur ein einziges Mal satt geworden. Nansen versuchte, ihm klarzumachen, ihrer aller Leben sei davon abhängig, dass der Proviant bis zur Westküste ausreicht. Aber Balto konnte das nicht begreifen und jammerte darüber, dass ihn das Schicksal mit Menschen zusammengebracht habe, „die so fremde Sitten und Gebräuche hätten.“

Eines Morgens erwachte Nansen von heftigem Jucken im Gesicht. Das ganze Zelt war voll von Mücken. Er eilte ins Freie, doch auch hier stürzten sich ganze Schwärme auf sein Gesicht, den Nacken und die Hände. Beim Frühstück konnten sie keinen Bissen zum Munde führen, der nicht mit einer dicken Schicht von Mücken belegt war. Sie flüchteten auf den Gipfel eines nahen Berges, aber auch hier konnten sie ihren Peinigern nicht entgehen. Sie sprangen am Ufer von Klippe zu Klippe, schlugen um sich mit Tüchern und Mützen, doch auch das brachte keine Hilfe. Es war ein Wunder, meinte Nansen, dass sie nicht alle den Verstand verloren. Selbst weit aufs Meer hinaus folgten ihnen die Blutsauger, und erst ein kräftiger Seewind befreite sie von ihren Verfolgern.

Auf der weiteren Fahrt nach Norden versperrten ihnen jetzt oft mächtige Eisberge den Weg, die mehrmals in gefährlicher Nähe der Boote mit gewaltigem Getöse zusammenbrachen. An einer

Stelle mussten sie sogar mitten durch die tunnelartige Höhlung eines Eisberges hindurchrudern, während von oben das Schmelzwasser auf sie herabrieselte. Einen dieser Berge bestiegen sie. Er war tausend Meter breit, und sein höchster Punkt erhob sich mehr als siebenzig Meter über den Meeresspiegel. Vom Gipfel hatten sie einen herrlichen Ausblick. Der Berg selbst glich einer bizarren Alpenlandschaft in Eis. Tief unten schlängelte sich zwischen den Eisbergen wie ein schmales dunkelblaues Band die enge Rinne, die sie nun durchfahren mussten, rechts und links von senkrechten Eiswänden flankiert.

Am 10. August gingen sie nahe dem Umivikfjord an Land, der Stelle, die Nansen jetzt als Ausgangspunkt der Inlandreise vorgesehen hatte. Zur Feier des Tages wurde wieder Kaffee gekocht; es war die zweite warme Mahlzeit seit zwölf Tagen. Jetzt gilt es, die letzten Vorbereitungen für die Eiswanderung zu treffen. Die Boote werden in einer kleinen Bergschlucht mit dem Kiel nach oben an einer geschützten Stelle niedergelegt. Sechs Tage nach der Landung, aber volle zwei Monate später, als Nansens ursprünglicher Plan es vorgesehen hatte, konnten sie endlich die große Reise in das Inlandeis antreten.

Schon der erste steile Anstieg brachte ihnen harte Arbeit. Jeder Schlitten war mit mehr als hundert Kilogramm belastet. Meist waren drei Mann nötig, um ihn auf dem schwierigen Eis vorwärtszubringen. So konnten sie in den ersten vierundzwanzig Stunden kaum mehr als fünf Kilometer zurücklegen. Da setzte plötzlich ein heftiger Regen ein, der drei Tage und drei Nächte lang nicht aufhörte. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als im Zelt in die Schlafsäcke zu kriechen und auf Vorrat zu schlafen. Wer nicht arbeitet, meinte Nansen, braucht auch nicht viel Nahrung, und gab darum nur einmal am Tag eine Essensration, aus. „Einige der Gefährten fanden allerdings, dass dies herzlich wenig war, und behaupteten, ihr Magen schrie vor Hunger.“

Endlich hörte der Regen auf. Es wurde erheblich kälter, und sie konnten weiterwandern. Aber mit der Kälte kam auch ein neues Übel, der gefürchtete Polardurst, der sie von nun an peinigte. „Trinkwasser gibt es nicht mehr, wir sollten es erst an der Westküste wiederfinden. Den einzigen Ersatz dafür mussten wir in dem Wasser suchen, das wir gewannen, indem wir unsere Feldflaschen aus Blech mit Schnee füllten und sie an der Brust, zuweilen sogar am bloßen Leibe trugen. Wenige von uns waren jedoch warmblütig und geduldig genug, um zu warten, bis der Schnee sich in Wasser verwandelte. Man sog lieber allmählich, als er anfang, ein wenig feucht zu werden, die Wassertropfen ab, und so konnte denn nichts aus dem Trinkwasser werden.“

Zum Durst kam der Hunger. Ihr Hauptnahrungsmittel, das Pemmikan, war durch ein Missverständnis des Fabrikanten ohne Fett angefertigt worden. So kam es, dass sie alle während der ganzen Reise unter schwerem Fettmangel litten und niemals das Gefühl hatten, richtig satt zu sein.

Am zehnten Tage ihrer Wanderung brach ein heftiger Schneesturm aus. Als sie erwachten, fanden sie sich in ihren Schlafsäcken unter dem Schnee begraben. Trotzdem beschloss Nansen, weiter zu marschieren. Die Steigung war jetzt so steil, dass auch hier jeder Schlitten von drei Mann gezogen werden musste. So kamen sie nur langsam vorwärts und waren bald am Ende ihrer Kraft. Kristiansen, einer der Norweger, der nur selten den Mund auftat, stöhnte plötzlich: „Großer Gott, dass die Menschen es so schlecht mit sich meinen können, sich auf so etwas einzulassen.“

Nansen wollte das Inlandeis in nordwestlicher Richtung durchqueren, um bei Kristianshaab die Westküste zu erreichen. Jetzt wurde ihm klar, dass er dies Ziel vor Ende September nicht erreichen konnte. Dann war aber gewiss das letzte Schiff nach Kopenhagen schon abgegangen. Er entschloss sich daher, den Kurs zu ändern und direkt nach Westen in Richtung auf Godthaab zu

wandern. Dieser Weg war kürzer, doch auch hier mussten noch fast fünfhundert Kilometer bewältigt werden.

Die Kälte machte ihnen jetzt schwer zu schaffen. Das ganze Gesicht, Bart, Mund und die Umhüllung des Kopfes froren unter ihrem Atem vollständig zu einem Stück Eis zusammen, so dass sie kaum den Mund öffnen konnten. Nansens Schleuderthermometer reichte nur bis -30 Grad, das Minimumthermometer bis -37 Grad. Doch jetzt sank die Temperatur noch tiefer, so dass die Instrumente nutzlos wurden. Erst spätere Berechnungen aus dem Abfall der Temperatur vom Tag zum Abend ergaben, dass sie in den kältesten Nächten bis -45 Grad gehabt hatten, und das mitten im September!

Die nächsten Wochen, schreibt Nansen in seinem Tagebuch, verliefen höchst monoton: Harte Arbeit im Eis von morgens bis spät am Abend, dann eine sehr knappe Mahlzeit im Zelt und kurze Nachtruhe. So ging es Tag um Tag. „Wochenlang arbeiteten wir uns durch die endlose, flache Schneewüste hindurch, ein Tag verging wie der andere, es war dieselbe ermüdende Einförmigkeit, dieselbe anstrengende Arbeit. Wer es nicht erlebt hat, kann sich schwerlich einen Begriff davon machen. Alles war flach und weiß, wie ein in Schnee verwandeltes Meer. Am Tage sahen wir nur dreierlei in dieser Natur: die Sonne, die Schneefläche und uns selber. Wir nahmen uns aus wie eine verschwindend kleine schwarze Linie, die durch eine einzige weiße Unendlichkeit zog, - überall derselbe Gesichtskreis, nirgends ein Punkt, auf dem das Auge ruhen konnte.“

Der 17. September wurde von der Expedition als Fest- und Gedenktag gefeiert. An diesem Tag hatte sie vor zwei Monaten den Seehundfänger „Jason“ verlassen. Am Morgen wurden Butterrationen verteilt und Tee mit Zucker am Schlafsack serviert. Als sie an diesem Tage aufbrachen, hörten sie plötzlich Vogelgezwitscher. Es war ein Schneesperling, der ihren Schlitten umkreiste und ihnen ein Stück des Weges folgte, ein erster Gruß des Lebens von der Westküste Grönlands.

Jetzt kam ein starker und ausdauernder Rückenwind auf. Endlich konnte Nansen seine Lieblingsidee verwirklichen, auf den Schlitten Segel zu setzen und so über das Eis dem Ziel entgegenzubrausen. Balto, der sich viel auf seine Schlittenerfahrung zugute tat, erklärte das für völlig verrückt und sparte nicht mit seinem Spott. Die ersten Versuche waren auch wenig erfolgversprechend. Aber dann fand Nansen ein brauchbares System: je zwei Schlitten wurden nebeneinander gebunden. Vorn erhielt das Fahrzeug eine Deichsel, die von einem Mann auf Skiern gesteuert wurde. Als Segel diente der Zeltboden. So ging es in sausender Fahrt über die Eisfläche dahin. Plötzlich hörte Nansen, der das erste Schlittenpaar steuerte, hinter sich den Jubelruf: „Land in Sicht!“ Am Horizont zeigte sich ein dunkler Berggipfel, daneben ein kleinerer.

Abends, als es schon dunkel wurde, setzte eine breite Spalte im Eis ihrer Fahrt ein Ende. Als sie dann am Morgen aus dem Zelt traten, lag vor ihnen eine herrliche Landschaft: die Täler und Höhen südlich des Godthaab-Fjords. Alle waren von dem Anblick tief bewegt. Doch der Abstieg war beschwerlicher, als sie erwartet hatten, und dauerte mehrere Tage. Großer Jubel brach aus, als sie zum ersten Male auf einen kleinen Teich mit süßem, klarem Wasser trafen. „Wir warfen uns nieder, legten den Mund an die Wasserfläche und sogen das herrliche Nass nach Herzenslust ein. Nachdem wir monatelang unsern Durst nur durch spärliche Wasserrationen hatten befriedigen können, gewährte es uns einen unbeschreiblichen Genuss, uns endlich einmal satt trinken zu können. Wie viele Liter wir zu uns nahmen, vermag ich nicht zu sagen, - eine ganz beträchtliche Anzahl war es aber. Wir konnten förmlich fühlen, wie unsere Mägen anschwellen und groß und rund wurden.“

Am 24. September hatten sie endlich die Grenze des Inlandeises erreicht und konnten ihren Fuß auf feste Erde setzen. „Worte vermögen es nicht zu beschreiben, was es für uns alle war, endlich wieder Erde und Steine unter den Füßen zu fühlen! Eine wahre Wonne durchrieselte uns, als wir mit unseren Füßen das Heidekraut berührten und der würzige Duft von Gras und Moos uns in die Nase stieg.“

Zwei Tage später standen sie am Ufer des Ameralik-Fjordes. Die Küste Grönlands ist hier so zerrissen von tief einschneidenden Fjorden, dass sie kaum hoffen konnten, auf dem Landweg ihr Ziel zu erreichen. Sie beschlossen daher, ein Boot zu bauen, in dem zunächst nur Nansen und Sverdrup nach Godthaab rudern sollten.

Das Boot wurde eines der seltsamsten Fahrzeuge, die man je an der Küste Grönlands gesehen hatte. Als Gerippe dienten Zweige, die Nansen in einem nahen Weidendickicht schnitt und mit einigen Bambusstöcken verstärkte. Aus dem Boden des Zeltes nähte Sverdrup die Außenhaut. Am Abend war das Boot fertig. „Es war zwar kein Prachtexemplar, seine Form hatte große Ähnlichkeit mit der Schale einer Schildkröte, aber es trug uns beide.“

Das Boot hatte nur einen Fehler: es war nicht dicht. An den Nahtstellen drang Wasser ein, so dass es alle zehn Minuten mit Bechern ausgeschöpft werden musste. Doch abgesehen davon erwies es sich auch im offenen Wasser als durchaus seetüchtig. Da oft ein widriger Wind die Fahrt hemmte, kamen sie nur langsam vorwärts. Erst nach sechs Tagen langten sie in Godthaab an. Eine große Schar von Eskimos begrüßte sie gleich am Ufer mit fröhlichem Geschrei und Geplapper. Sie halfen ihnen, ihre Sachen hinaufzutragen, und bestaunten mit Kennermiene das seltsame Fahrzeug, das die beiden Fremden an ihre Küste gebracht hatte. Von dem ersten Europäer, den sie trafen, einem jungen Dänen, erfuhr Nansen, dass das letzte Schiff Godthaab schon verlassen hatte. Sie mussten sich also damit abfinden, den Winter über hier zu bleiben.

Die Kameraden vom Ameralik-Fjord wurden nach Godthaab geholt und von den wenigen Europäern gastfreundlich aufgenommen. Für Nansens Gefährten, die sich nach ihren Familien sehnten, war die Verzögerung der Heimreise ein schwerer Schlag. Er selbst war nicht unglücklich darüber, denn so bekam er Gelegenheit, mehr als ein halbes Jahr lang das Leben der Eskimos zu studieren. „Ich lebe das Leben dieses Volkes, esse ihre Speisen, lerne ihre Leckerbissen schätzen wie rohen Speck, rohe Heilbutthaut, wintergefrorene Krähenbeeren mit ranzigem Speck usw. Ich schwatze mit ihnen im Kajak, fische, schieße, gehe mit ihnen auf die Jagd, kurz es wird mir klar, dass es nicht ganz unmöglich für einen Europäer ist, ein Eskimo zu werden, wenn ihm nur die nötige Zeit dafür gelassen wird. Unwillkürlich fühlt man sich wohl in der Gesellschaft dieser Menschen. Ihr unschuldiges, sorgloses Wesen, ihre anspruchslose Zufriedenheit und Güte wirken ansteckend und vertreiben allen Missmut, alles unruhige Sehnen.“

Als endlich die Abschiedsstunde gekommen war, wurde selbst Nansen wehmütig. „Nicht ohne Trauer schieden wir von dem Ort und dem Volk, bei dem wir uns so unsagbar befunden hatten.“ Am Tage vor der Abreise sagte einer der grönländischen Freunde zu ihm: „Nun kehrst du zurück in die große Welt, von der du zu uns gekommen bist. Du triffst dort viel Neues und wirst uns vielleicht bald vergessen. Aber wir können dich niemals vergessen.“ - Doch auch Nansen hat seine Eskimofreunde nicht vergessen. In seinem großen Reisewerk „In Nacht und Eis“ und in dem Buch „Eskimoleben“ hat er ihnen ein bleibendes Denkmal gesetzt. Und mit dem Grönländer, der ihm das Kajakrudern beigebracht hatte, blieb er zeitlebens in Verbindung.

Mitte April kam das Schiff, das sie nach Europa bringen sollte. Fünf Wochen später waren sie in Kopenhagen. Schon hier wurde ihnen ein triumphaler Empfang zuteil. Es gab Festreden und Festessen ohne Ende. Nansen weiß, auch das gehört zu den Strapazen, die ein berühmter

Weltreisender, und das war er jetzt mit einem Schlage geworden, erdulden muss. Aber kaum erträglich fand er die Qualen, „welche eine gewisse Spezies der Menschheit, die sich Interviewer nennt, einem armen Burschen, der sich keines Verbrechens bewusst ist, verursachen kann... Es war keine Kleinigkeit, Grönland zu durchqueren, aber es ist mein bitterer Ernst, wenn ich sage, dass es in dieser Beziehung noch weit schlimmer ist, in die Heimat zurückzukehren.“

Ende Mai, ein Jahr, nachdem sie Island verlassen hatten, wurden sie im Christiania-Fjord an einem strahlenden Frühlingstag von Hunderten von Seglern und Dampfschiffen begrüßt. Die Ufer, die Brücken, der Festungswall waren schwarz von Menschen, die ihnen entgegenjubelten. Selbst der Lappe Ravna konnte sich dem Eindruck dieses festlichen Empfanges nicht entziehen. „Ist es nicht hübsch“, fragte ihn Dietrichson, „mit allen den Menschen, Ravna?“ - „Ja, sehr hübsch“, sagte Ravna, „wenn es nur alles Rentiere wären.“

Nansens Grönlanddurchquerung wurde von der Welt zunächst als sportliche Sensation gefeiert, als die kühne Tat eines Mannes, der wieder ein Stück von dem Schleier gelüftet hatte, der auch damals noch immer weite Teile der Erde bedeckte. Erst später wurden die wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise bekannt.

Noch Nordenskiöld war der Meinung, weite Gebiete im Inneren von Grönland seien eisfrei. Nansen stellte fest, dass diese größte Insel der Erde unter einer gewaltigen Eisdecke begraben liegt und man hier Lebensbedingungen und Eisverhältnisse studieren kann, wie sie wohl ganz ähnlich zur Eiszeit in Nordeuropa und im nördlichen Amerika geherrscht haben. Nansens Beobachtungen auf dem Inlandeis und den Gletschern Grönlands führten daher zu wichtigen Erkenntnissen für die Eiszeitforschung in beiden Kontinenten.

Seine Reise brachte weiter die Entdeckung, dass es neben dem schon lange bekannten Kältepol bei Werchochansk in Ostsibirien auf der nördlichen Halbkugel noch einen zweiten gab, das Innere von Grönland, das mit seinen extrem niedrigen Temperaturen für Klima und Witterungsverlauf eines großen Teiles unserer Hemisphäre von entscheidender Bedeutung ist. Und schließlich hat Nansen der Technik des Reisens in arktischen Gebieten ganz neue Wege gewiesen, indem er zum ersten Mal systematisch den Schneeschuh in den Dienst der geographischen Forschung stellte.

Mit der „Fram“ ins Polarmeer

Wenige Monate nach der Rückkehr aus Grönland verlobte sich Nansen mit Eva Sars, einer jungen Sängerin. Schon im Herbst heirateten sie. Die Hochzeitsreise führte sie auf einer Vortragstournee nach Hamburg, London und Paris, dann nach Stockholm, wo er aus der Hand des schwedischen Königs die Vega-Medaille entgegennahm, Skandinaviens höchste Auszeichnung für Verdienste um die geographische Forschung.

Nansen gewöhnte seine junge Frau rasch an gewagte Skitouren im Hochgebirge. Zum Jahresende wollten sie einen anderthalb tausend Meter hohen Berg besteigen. Sie waren am Morgen etwas spät aufgestanden, und als sie schließlich nach sieben Stunden den Gipfel erreicht hatten, brach die Dämmerung herein. Der Proviant, den sie hier verzehrten, Molkenkäse und Pemmikan, schmeckte Eva nicht so gut wie ihrem Mann, der von Grönland her nicht verwöhnt war. Der Abstieg war schwierig und gefährlich. Mitten in der Nacht trafen sie auf einen Küsterhof im Tal. Kaum saß die junge Frau auf einem Stuhl, da schlief sie auch schon ein. Erst als das Essen kam und sie an dem Duft, der ihr in die Nase stieg, merkte, dass es nicht wieder Käse und Pemmikan war, erwachte sie. „Das Bübchen, das du da bei dir hast, ist aber ordentlich müde“, sagte der Küster. Als er hörte, dass das „Bübchen“ in Skihosen und Skiweste Nansens Frau war, konnte er sich gar

nicht darüber beruhigen, dass ein Mann, ein jung verheirateter Mann, ausgerechnet in der Neujahrsnacht seine Frau über eine der schwierigsten Gebirgsstrecken schleppt. Doch Nansen war anderer Meinung: „Es ist ganz gut, sich zwischendurch mal tüchtig abzurackern, damit man es nachher gut haben kann. Wer keine Kälte gekostet hat, weiß nicht, was Wärme ist.“

Die Fahrt auf dem Robbenfänger „Viking“ hatte Nansen zum ersten Male mit dem Eismeer bekannt gemacht. Die Durchquerung Grönlands rückte ihn in die vorderste Linie der Polarforscher seiner Zeit. Jetzt glaubte er, Erfahrung genug zu besitzen, um auch das höchste Ziel angehen zu können: den Pol. Schon bei der Verlobung hatte er seiner Braut gesagt: „Aber zum Nordpol muss ich!“

Den entscheidenden Anstoß zu seinem Reiseplan gaben ihm eine ölgetränkte Matrosenhose, eine Proviantliste und ein handschriftliches Bootsverzeichnis, die an der Küste Grönlands angespült worden waren. Sie stammten von der Jeanetteexpedition, die ausgezogen war, um der vermeintlich verschollenen „Vega“ Nordenskiölds Hilfe zu bringen. Während aber die „Vega“ schon längst wieder glücklich in der Heimat angekommen war, versank die „Jeanette“ im Juni 1881 nördlich von den Neusibirischen Inseln, nachdem sie fast zwei Jahre lang eingefroren war und einen heroischen Kampf gegen die Eispressungen geführt hatte. Nur dreizehn von den dreiunddreißig Teilnehmern der Expedition kehrten zurück.

Die Gegenstände der „Jeanette“, die man an der Küste Grönlands gefunden hatte, mussten nach Nansens Meinung von einer Eisströmung durch das Polarmeer getrieben worden sein, die dicht am Nordpol vorbeiführte. Sie waren drei Jahre unterwegs gewesen. Sofort war ihm klar, dass er hier den Ansatzpunkt für seine große Expedition suchen musste. Jetzt legte er der wissenschaftlichen Welt den Plan für seine Polfahrt vor: „Wenn wir auf die Kräfte in der Natur selbst achten und mit ihnen und nicht gegen sie zu arbeiten suchen, werden wir am leichtesten den Weg zum Pol finden... Wir müssen untersuchen, ob es nicht einen Strom gibt, mit dem wir arbeiten können. Gewichtige Gründe sprechen dafür, dass es einen solchen Strom gibt.“ Als treibende Kraft dieser Strömung sah er vor allem die Riesenströme Sibiriens an, die gewaltige Wassermassen in das Polarmeer ergießen.

Nansen beschloss, ein Schiff bauen zu lassen, so klein und so stark wie möglich. Es sollte gerade groß genug sein, um Kohlenvorrat, Ausrüstung und Proviant für etwa zwölf Mann auf fünf Jahre zu fassen. Das Wichtigste und entscheidend Neue war, dem Schiff eine Form zu geben, dass es nicht wie die „Jeanette“ von den Eispressungen zerdrückt, sondern durch seine schrägen Seitenwände und abgerundeten Formen in die Höhe gehoben wurde, gleichsam auf dem Eis reiten konnte. In dem norwegischen Schiffsbaumeister Colin Archer fand er den Mann, der auf alle seine Anregungen und Konstruktionsvorschläge verständnisvoll einging.

Trotz vieler ablehnender Stimmen, die sich vor allem im Ausland gegen seinen Plan erhoben hatten und das Unternehmen als Tollkühnheit bezeichneten, fand Nansen bei der norwegischen Regierung tatkräftige Unterstützung. Das Storting bewilligte ihm zweihundertachtzigtausend Kronen. Damit waren fast zwei Drittel der vorgesehenen Kosten gedeckt. Eine private Spendenliste, an deren Spitze der König stand, beschaffte den Rest. Im Oktober 1892 lief das Schiff vom Stapel. In der Öffentlichkeit hatte man viel darüber gerätselt, welchen Namen es wohl tragen werde. Nansens Frau vollzog die Taufe und nannte es „Fram“, das heißt „Vorwärts“.

Als Schiffskapitän, darüber gab es für Nansen keinen Zweifel, kam nur Sverdrup in Frage, der auf der Grönlandfahrt in allen Gefahren bewährte Mann. Die Wahl der übrigen Expeditionsteilnehmer war schwierig. Aus vielen Ländern liefen Bewerbungen ein. Nansen entschloss sich, nur Norweger mitzunehmen. Nach sorgsamer Prüfung hatte er schließlich zwölf Mann beisammen. Für die

wissenschaftlichen Beobachtungen wurde der Marineleutnant Scott-Hansen verpflichtet, als Arzt der Kandidat der Medizin Henrik Blessing. Steuermann der „Fram“ wurde der auf vielen Nordlandfahrten bewährte Jacobsen. Der Reserveleutnant Johansen, der Nansen später auf der Wanderung über das Polareis begleiten sollte, hatte sich so für den Expeditionsplan begeistert, dass er bereit war, selbst den Posten eines Heizers zu übernehmen, um nur mitzukommen.

Der Auswahl des Proviant wandte Nansen auch diesmal wieder besondere Sorgfalt zu. Vor allem galt es bei einer so langen Reise, der Gefahr des Skorbut vorzubeugen. Er studiert und prüft alle Erfahrungen, die frühere Polarreisende gemacht hatten. Da es jetzt nicht nötig war, wie auf der Grönlandfahrt mit dem Gewicht zu geizen, wählte er vorwiegend Büchsenkonserven: Fleisch, Fisch und Gemüse, Trockenkartoffeln und Obst, Konfitüren und Marmelade. - Für sehr wichtig hielt Nansen auf einer solchen Reise eine gute Bibliothek. Mehrere Verleger und andere Freunde der Expedition hatten ihm sechshundert Bücher zur Verfügung gestellt, die von der ganzen Mannschaft eifrig benutzt wurden.

Das Schiff, in dem alle diese Dinge verstaut werden sollten, war inzwischen auch im Innenausbau fertig geworden. Es war in der Wasserlinie fünfunddreißig Meter lang und gut zehn Meter breit. In der Mitte des Hinterschiffs lag der gemeinschaftliche Speise- und Tagesraum. Er war umgeben von vier Einbett- und zwei Vierbettkabinen. Decken, Fußböden und Seitenwände waren durch viele Schichten wärmeisolierenden Materials abgedichtet. Höchst modern für eine Polarexpedition zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts war die elektrische Beleuchtung aller Schiffsräume.

Nansen war sich der Verantwortung bewusst, die er als Führer der Expedition für das Leben aller Teilnehmer zu tragen hatte. Nichts durfte dem Zufall überlassen bleiben. In den letzten Wochen vor der Abreise lag er nachts oft stundenlang wach und überdachte, was etwa an der Ausrüstung noch fehlte. Immer wieder machte er Licht und notierte dies und jenes, bis ihm endlich seine Frau zurief: „Kannst du denn nie schlafen, du Mensch?“

Endlich war der Tag der Abreise gekommen, der Johannistag des Jahres 1893. „Grau und traurig brach er herein. Nun hieß es Abschied nehmen, unwiderruflichen Abschied. Die Tür schloss sich hinter mir. Einsam ging ich zum letzten Mal durch den Garten zum Strand hinab, wo an der Bucht das kleine Motorboot der „Fram“ unbarmherzig wartete. Hinter mir lag alles, was ich im Leben lieb hatte. Was lag vor mir? Und wie lange Jahre mögen vergehen, ehe ich alles wiedersehen werde? Was hätte ich in diesem Augenblick nicht darum gegeben, umkehren zu können. Oben am Fenster saß Liv, mein Töchterchen, und klatschte in die Händchen. Glückliches Kind, du ahnst noch nicht, wie wunderbar verwickelt und wechselvoll das Leben ist.“

Nansen besteigt die „Fram“. Die letzten Menschen, die zum Abschiednehmen gekommen sind, gehen an Land. Dann lichtet das Schiff den Anker und wendet den Bug zum Ausgang des Fjords, vorbei an Nansens Heim. „Durch das Fernrohr sah ich eine weiße Gestalt schimmern, auf der Bank unter dem Fichtenbaum. - Das war der schwerste Augenblick der ganzen Fahrt.“

Schon in den ersten Tagen packt sie ein toller Sturm. Selbst Nansen wird seekrank. Es stellte sich heraus, dass die „Fram“ überlastet war. Aber das ließ sich jetzt nicht mehr ändern. Der letzte norwegische Hafen, den sie anliefen, war Vardö, schon jenseits des Nordkaps gelegen. Trotz der späten Abendstunde begrüßte sie eine wimmelnde Menschenmenge mit der Nationalhymne: „Ja, wir lieben dieses Land“. Die Fahrt der „Fram“ war zu einer Sache der ganzen Nation geworden.

Ihr nächstes Ziel war Chabarowa, eine kleine Ansiedlung von Russen und Samojeden an der Jugarstraße. Hier erwartete sie ein Russe mit vierunddreißig Eskimohunden. Es waren wilde und

rauflustige Tiere. Sie wurden auf dem Vorderdeck festgebunden und machten lange Zeit einen ohrenzerreissenden Lärm, bis sie sich endlich an ihre neue Umgebung gewöhnt hatten.

Die „Fram“ war auf Sicherheit im Eis, nicht auf Geschwindigkeit gebaut. Acht Seemeilen in der Stunde war das Höchste, was sie bei ruhiger See schaffen konnte. Nansen drängte daher auf rasche Weiterfahrt, um noch vor Einbruch des Winters bis zu den Neusibirischen Inseln zu kommen und dort so weit wie möglich nach Norden vorzustoßen. Am 20. September erreichten sie den Eisrand, ziemlich genau an der von Nansen vorgesehenen Stelle. Fünf Tage später waren sie fest im Eis eingefroren.

Jetzt begann die Drift der „Fram“ durch das Polarmeer, die als eine der denkwürdigsten Unternehmungen in die Geschichte der arktischen Forschung eingehen sollte. Schon bald kam die Nacht, die gefürchtete Polarnacht. Alle Vorbereitungen wurden getroffen. Auf dem Vorderdeck wurde ein Windmotor errichtet, der die Dynamomaschine für die elektrische Beleuchtung antreiben sollte.

Scott-Hansen begann mit den wissenschaftlichen Beobachtungen. Weit ab von der „Fram“ wurde eine Schneehütte für die magnetischen Messungen errichtet, damit das Eisen des Schiffes nicht auf die empfindliche Magnetnadel einwirken konnte. Die meteorologischen Beobachtungen wurden alle vier Stunden vorgenommen. Die Mannschaft war am meisten an den astronomischen Ortsbestimmungen interessiert, die zeigten, ob die „Fram“ in der Eisdrift gute Fahrt machte, am Ort blieb oder gar rückwärts lief. Die Stimmung an Bord stieg oder fiel, sobald die Ergebnisse dieser Messungen bekannt wurden. Nansen selbst widmete sich vor allem den Problemen der ozeanographischen Forschung: Beobachtungen über das Entstehen und Wachsen des Polareises, Untersuchung der Tierwelt im Wasser und auf dem Eise, Messung von Temperatur und Salzgehalt des Meerwassers in verschiedenen Tiefen.

Der Tagesablauf für die Mannschaft, die nichts mit den wissenschaftlichen Arbeiten zu tun hatte, war denkbar einförmig. Ein Tag glich dem anderen. Viel Arbeit gab es anfangs nicht. Umso mehr konzentrierte sich das Interesse aller auf die Mahlzeiten. Um acht Uhr morgens stand man auf und widmete sich zunächst dem Frühstück. Es bestand aus Hartbrot, Käse, Fleisch oder Schinken, Räucherspeck und Marmelade. Dreimal in der Woche gab es frischgebackenes Brot. Nach dem Frühstück mussten mehrere Männer sich mit den Hunden beschäftigen, sie losketten und ihnen Futter geben. Die übrigen machten sich an die Erledigung der laufenden Arbeiten. Jeder musste der Reihe nach eine Woche lang in der Küche Dienst tun, dem Koch beim Abwaschen helfen, den Tisch decken und die Speisen auftragen. Um ein Uhr kam das Mittagessen. Es bestand gewöhnlich aus drei Gängen: Suppe, Fleisch oder Fisch und Nachspeise. Dazu gab es stets Kartoffeln und Gemüse oder Makkaroni. Dann ging jeder wieder an seine Arbeit, bis man sich um sechs Uhr beim Abendessen zusammenfand, das ähnlich wie das Frühstück war. Im Anschluss daran machten sich fast alle über die Bücherschätze der Bibliothek her, oder sie suchten Zerstreuung im Karten-, Schach- und Halmaspiel, bei Musik und Plauderei. Der Gesundheitszustand der ganzen Mannschaft war ausgezeichnet. Der Arzt hatte kaum etwas zu tun. Später klagten einige Männer über Schlaflosigkeit. Nansen spürte nichts davon. Wer am Tage mehrere Stunden ruht, meinte er, darf nicht erwarten, nachts ebenso gut zu schlafen. Sverdrup, der Kapitän, beendete die Diskussion mit den Worten: „Einen Teil seiner Zeit muss man wach sein.“

Oft schämte sich Nansen der Behaglichkeit, mit der sie in der ersten Zeit ihr Leben an Bord der „Fram“ führten, wenn er an all die Entbehrungen dachte, die frühere Expeditionen ertragen mussten. Aber das war ja gerade das Entscheidende an seinem Plan: Er wollte zeigen, dass man in aller Bequemlichkeit das Polareis durchqueren kann, wenn man mit den Kräften der Natur und

nicht gegen sie arbeitet, übrigens war dies nur der Lebensaspekt der ersten Monate. Bald lernten auch die Framleute die Sorgen und Nöte kennen, die keinem erspart bleiben, der zum Pol strebt. Wird die „Fram“ auf die Dauer den furchtbaren Eispressungen Widerstand leisten können, die schon jetzt begannen? Und war Nansens Drifttheorie wirklich richtig? Die Erfahrungen in der ersten Polarnacht waren wenig ermutigend. Die Eisscholle, die ihr Schiff umklammerte, wurde vorwärts und rückwärts getrieben. Sechs Wochen, nachdem sie eingefroren waren, befanden sie sich wieder genau an der gleichen Stelle. Dann setzte eine im ganzen nordwestliche Drift ein, die aber einem seltsamen Zickzack-Kurs folgte und oft tagelang rückläufig war. Nach fünf Monaten hatten sie nur einen Grad nördlicher Breite gewonnen. Nansens Berechnungen ergaben: Wenn das so weitergeht, wird die „Fram“ bestenfalls in acht Jahren wieder zu Hause sein!

Nansen war nicht der Mann, der sich durch einen Misserfolg zu Anfang eines Unternehmens erschüttern ließ. Aber nachts verfolgt ihn jetzt oft die Frage: „Weshalb hast du diese Reise unternommen?“ Doch immer wieder findet er die gleiche Antwort: „Konnte ich anders? Kann der Strom seinen Lauf hemmen und bergauf fließen?“ Er braucht das Wagnis, den Kampf mit den gewaltigen Kräften der Polarweit. Mögen auch einige Voraussetzungen seiner Theorie sich als falsch erweisen, im ganzen stimmt sie, das ist sein felsenfester Glaube.

Im Dezember gab es ein Nordlicht, das schöner war als je eines zuvor. Nansen ist ein aufmerksamer und begeisterter Beobachter: „Worte können die Pracht nicht beschreiben, die sich unseren Augen darbot. Die glühenden Feuermassen hatten sich in glänzende vielfarbige Streifen geteilt, die sich im Süden wie im Norden über den Himmel wanden und durcheinander verschlangen. Die Strahlen funkelten in den reinsten, kristallklaren Regenbogenfarben, hauptsächlich in Violett, Rot oder Karmin und im hellsten Grün. Sehr oft waren die Strahlen am Ende rot, verwandelten sich höher hinauf in funkelndes Grün, das ganz oben dunkler wurde, und gingen in Blau oder Violett über, ehe sie im Blau des Himmels verschwanden. Es war eine endlose Phantasmagorie von funkelnden Farben und übertraf alles, was man sich nur denken kann.“

Das Weihnachtsfest kam heran und führte die Gedanken aller nach Hause zu den Menschen, die ihnen lieb waren. Um keine wehmütige Stimmung aufkommen zu lassen, wurde es, so gut das ging, als rauschendes Fest gefeiert. Am späten Abend öffneten sie zwei Kisten mit Weihnachtsgeschenken, die Scott-Hansens Mutter und Braut der Expedition mitgegeben hatten. Jeder bekam eine kleine Gabe, eine Pfeife, ein Messer oder sonst etwas, und alle empfanden es gerührt als einen Gruß aus der fernen Heimat.

Am Abend des ersten Weihnachtsfeiertages macht Nansen im Schein des Vollmondes einen einsamen Spaziergang über das Eis. Das Thermometer zeigt fast vierzig Grad Kälte an. Dabei erlebt er die Majestät der arktischen Nacht in ihrer ganzen Größe. „O, Polarnacht, du bist wie ein Weib, ein wunderbar liebliches Weib. Du besitzt die edlen, reinen Züge antiker Schönheit, aber auch ihre Marmorkälte. Auf deiner hohen, glatten Stirn, rein wie der klare Äther, ist keine Spur von Mitgefühl für die kleinen Leiden des verachteten Menschengeschlechts... Deine in den Raum hinauswallenden rabenschwarzen Locken sind vom Reife mit glitzernden Kristallen überstreut. Die stolzen Linien deines Halses, die Rundung deiner Schultern sind so edel, aber - ach - auch so unsagbar kalt. Dein keuscher weißer Busen ist gefühllos wie schneebedecktes Eis.“

Rein, schön und stolz schwebst du durch den Äther über das gefrorene Meer, und dein aus Strahlen des Nordlichtes gewobenes Gewand bedeckt das Himmelsgewölbe. Nur zuweilen ahne ich ein schmerzliches Zucken deiner Lippen, und aus deinen Augen schaut traumverloren unendliche Traurigkeit.

O, wie müde bin ich deiner kalten Schönheit! Es verlangt mich, zum Leben zurückzukehren. Lass mich als Sieger oder als Bettler heimkehren, mir gilt alles gleich! Aber lass mich heimkehren, um das Leben neu zu beginnen.“

Die Hunde, die sie in Chabarowa an Bord genommen hatten, waren eine tolle Meute. Sobald sie losgelassen wurden, begann eine wüste Rauferei. Wenn einer im Kampf unterlag, stürzten sich alle übrigen auf ihn. Schon im Verlauf der ersten Polarnacht wurde eine ganze Anzahl von ihren Kameraden zerrissen. Nur vor den Eisbären hatten sie Respekt, die sich jetzt immer öfter an das Schiff heranpirschten.

Eines Morgens kam Peter Hendriksen, der Harpunierer der Expedition, in den Salon gestürzt und schrie: „Eine Büchse! Eine Büchse!“ Ein Bär hatte ihn in die Seite gebissen. Nun eilte Nansen an Deck. Dort sahen sie, wie unmittelbar neben der Schiffswand ein Eisbär sich daran machte, einen der Hunde zu zerfleischen. Nansen wollte schießen, aber der Lauf seines Gewehrs war an beiden Enden sorgsam mit Wergpfropfen verstopft, die er jetzt in der Eile nicht herausbringen konnte. Hendriksen, der auch seine Büchse geholt hatte, erging es ähnlich. Er hatte sie zu gut mit Vaseline eingefettet, die in der Kälte eingefroren war. Da standen sie nun schwerbewaffnet an der Reling, konnten den Bären mit ihren Gewehrläufen im Kücken kitzeln, aber schießen konnte keiner. Endlich kam Johansen hinzu und schickte dem Bären zwei, drei Schüsse auf den Pelz. Jetzt war auch Nansen mit seinem Gewehr zurechtgekommen und gab ihm den letzten Schuss in den Kopf.

Eine wichtige Entdeckung machten sie schon in den ersten Monaten. Die allgemeine Vorstellung, das Polarmeer sei nur ein ganz flaches Becken, erwies sich als grundfalsch! Bereits die ersten Lotungen ergaben mehr als zweitausend Meter, und später stellten sie Meerestiefen von fast viertausend Metern fest. Damit war eine wesentliche Voraussetzung von Nansens Theorie hinfällig geworden. Bei der Annahme eines kaum zweihundert Meter tiefen Polarmeeres konnte man erwarten, dass die Wassermassen der großen sibirischen Ströme eine starke Drift auslösten. Da man aber nun die zwanzigfache Tiefe festgestellt hatte, war es begreiflich, dass die Schubwirkung des Wassers nur ganz gering sein konnte. „Unsere einzige Hoffnung beruht jetzt auf den Winden“, schreibt Nansen in seinem Tagebuch. „Kolumbus entdeckte Amerika durch eine falsche Berechnung, die nicht einmal von ihm selbst herrührte. Nur der Himmel weiß, wohin mein Irrtum uns führen wird. Ich wiederhole nur, das sibirische Treibholz an der Küste von Grönland kann nicht lügen, und den Weg, den es gemacht hat, müssen auch wir gehen.“

Am 9. Oktober saßen alle nach Tisch friedlich im Speiseraum und plauderten. Plötzlich entstand ein ohrenbetäubendes Getöse. Es war die erste Eispressung. Sie stürzten an Deck. Das ganze Schiff erzitterte. Mit gewaltigem Druck schob sich das Eis heran. Die „Fram“ wurde um mehrere Fuß gehoben. Aber das junge Eis war noch nicht stark genug, sie zu tragen, und brach unter ihr entzwei. - Später waren diese Pressungen nicht mehr so harmlos. Große Eishügel türmten sich auf und wälzten sich gegen die „Fram“. Mehrmals mussten alle Vorbereitungen getroffen werden, damit die Mannschaft im Notfall das Schiff so schnell wie möglich verlassen konnte. Schlitten, Kajaks, Hundekuchen und Proviant wurden auf das Eis gebracht.

In seinem Tagebuch schildert Nansen ausführlich eine dieser Eispressungen: „Eine solche Stauung ist ein gewaltiges Schauspiel. Man hat das Gefühl, Riesen gegenüberzustehen. Wenn sie im Ernst einsetzt, möchte man glauben, dass es keinen Punkt mehr auf der Erde gäbe, der nicht erschüttert werden könnte. Anfangs hört man das Grollen eines Erdbebens draußen in der Öde. Dann dröhnt es von mehreren Seiten, kommt näher und näher. Die Riesenschlacht beginnt. Das Eis birst, türmt sich auf, und mit einem Schlage stehst du mitten drin. Ringsherum tost und kreischt es. Unter den Füßen fühlst du das Eis beben und krachen; alles ist in Bewegung. Schollen, drei, fünf Meter dick, werden zermalmt und übereinandergeschoben, als wären es Federbälle. Du springst zurück, um das Leben zu retten. Doch da zerbricht der Grund unter deinen Füßen. Ein Schlund gähnt; du wirfst dich zur Seite, doch da rückt ein neuer Berg von Eistürmen heran. Du

schlägst eine andere Richtung ein. Wie der gewaltigste Wasserfall tobt und rast es von allen Seiten, donnert und dröhnt wie von Kanonensalven. Es zieht sich um dich zusammen. Deine Eisscholle wird kleiner und kleiner, Wasser sprudelt herauf. Da gibts keine andere Rettung, als über die rollenden Hisstücke zu springen, um über den Staurücken hinwegzukommen. Aber da flaut es ab. Der Lärm zieht weiter und verliert sich nach und nach in der Ferne.“

Immer wieder verfolgt Nansen die wunderliche Kurslinie der „Fram“, wie sie sich aus den astronomischen Ortsbestimmungen ergab. Die Drift war jetzt ein wenig schneller, aber sie wich weit nach Westen ab. So konnten sie niemals den Pol erreichen. Lange schon war daher in ihm der Plan gereift, mit einem Gefährten das Schiff zu verlassen und auf Hundeschlitten direkt nach Norden vorzudringen. Nur eines machte ihm Sorge: Konnte er seine Kameraden auf der „Fram“ ihrem Schicksal überlassen? „Man denke sich nur, wenn ich nach Hause käme und sie nicht!“ Doch weiß er Schiff und Mannschaft bei Kapitän Sverdrup in besten Händen. „Ich bin hierher gekommen, um die unbekanntes Polarregionen zu erforschen. Dafür haben die Norweger ihr Geld hergegeben, und es ist sicherlich meine erste Pflicht zu tun, was ich kann... Es ist des Mannes unwürdig, eine Aufgabe zu übernehmen und sie dann aufzugeben, wenn der Höhepunkt der Schlacht bevorsteht. Es gibt nur einen Weg, und der heißt .Vorwärts!“

Als Begleiter hatte er Hjalmar Johansen vorgesehen, der ein hervorragender Skiläufer war, zäh, abgehärtet und immer guter Laune. Zu Beginn der zweiten Polarnacht entwickelte er ihm seinen Plan. Er machte ihm alle Gefahren des Unternehmens klar: „Es handelt sich um Leben oder Tod, jedenfalls um Leiden und Entbehrungen. Bedenken Sie sich einen Tag oder zwei, bevor Sie mir antworten.“ Doch Johansen, der bereits von dem Reiseplan gehört hatte, antwortete: „Ich will Sie gern begleiten! Eine Bedenkzeit brauche ich nicht. Ich halte es für eine Ehre, dass Ihre Wahl auf mich gefallen ist.“

Dem Nordpol entgegen

Im Laufe der zweiten Polarnacht trafen sie alle Vorbereitungen für die verwegene Fahrt. Die „Fram“ wurde jetzt eine einzige Werkstatt, in der man unter Mithilfe der ganzen Mannschaft alle die Dinge herstellte, die für eine solche Reise nötig waren: Schlitten, zwei Kajaks, Schlafsack, Zelt, Skier, Stiefel und vieles andere. Bei der Zusammenstellung des Proviantes war wieder wie auf der Grönlanddurchquerung geringes Gewicht das erste Gebot. Doch galt es jetzt, nicht nur für die Menschen, sondern auch für die Hunde zu sorgen. Es war vorgesehen, dass mit dem Fortschreiten der Reise und dem Erleichtern des Schlittengepäckes ein Hund nach dem anderen geschlachtet und seinen Kameraden vorgeworfen werden sollte, da die Tiere nur leistungsfähig bleiben konnten, wenn sie neben dem Trockenfutter gelegentlich auch etwas Frischfleisch bekamen. Heide empfanden es jedesmal als einen der bittersten Augenblicke der ganzen Reise, wenn sie wieder einen der Hunde töten mussten.

Die Abreise stand unter keinem günstigen Stern. Ende Februar 1895 brachen Nansen und Johansen auf. Doch bald mussten sie wieder umkehren, weil einer der Schlitten zu schwer beladen war und zerbrach. Zwei Tage später ging es wieder los. Aber auch jetzt konnten die Hunde die schweren Lasten nicht vorwärts bringen. Nansen, in Stunden der Gefahr stets kühn und entschlossen, aber nie um sein Prestige besorgt, scheut sich nicht, auch ein zweites Mal umzukehren. Die Zahl der Schlitten wurde auf drei reduziert. Das Gewicht der ganzen Ausrüstung betrug nur noch siebenhundert Kilogramm, die von achtundzwanzig Hunden gezogen wurden.

Am 14. März verließen sie endlich unter dem donnernden Salut der „Fram“ zum letzten Mal das Schiff. Sverdrup begleitete sie ein kurzes Stück des Weges. Auf dem Gipfel eines Eishügels sagten sie sich Lebewohl. Nansen sah ihm lange nach, wie er auf seinen Schneeschuhen langsam

heimwärts zog: „Beinahe hätte ich gewünscht, mit ihm umzukehren, um wieder im gemütlichen warmen Salon ausruhen zu können. Ich wusste nur zu gut, dass eine lange Zeit vergehen würde, bis wir wieder unter einem behaglichen Dache schlafen und speisen würden. Dass aber die Zeit so lange dauern sollte, wie sie in Wirklichkeit dauerte, hat damals keiner von uns auch nur geahnt. Wir alle glaubten, dass die Expedition entweder glücken werde und wir dann noch in demselben Jahre heimkehren würden, oder dass sie - nicht glücken werde.“

In der ersten Woche waren die Eisverhältnisse weit besser, als Nansen erwartet hatte. Oft lagen vor ihnen weite, fast ebene Eisflächen. Wohl kamen gelegentlich Hindernisse. Ein Schlitten stürzte um, manchmal war das Eis uneben. Dann mussten beide Männer den Hunden zu Hilfe kommen und die Schlitten über die Eisketten tragen. Aber noch am 20. März notiert Nansen: „Das Eis scheint immer ebener zu werden, je weiter wir vordringen... Wenn das so anhält, wird das Ganze wie ein Tanz gehen.“

Am Tage führten beide die Schlitten, die sie jetzt immer öfter vorwärtsschieben oder tragen mussten. Abends versorgte Johansen die Hunde, während Nansen das Zelt aufschlug und das Essen bereitete. Die Abendmahlzeit war stets der Höhepunkt ihres Daseins, auf den sie sich schon den ganzen Tag lang freuten. Meist gab es Labskaus aus Pemmikan und getrockneten Kartoffeln oder „Fiskegratin“, das aus Fischpulver, Weizenmehl und Butter bereitet wurde. Dann rutschten sie tiefer in den gemeinsamen Schlafsack und schnallten die Klappen über den Köpfen fest. Die erste Stunde war nicht angenehm. „Wenn wir abends in den Schlafsack gekrochen waren“, schreibt Nansen, „begann die Kleidung langsam aufzutauen, ein Prozess, bei dem ein beträchtliches Quantum Körperwärme verbraucht wurde. Wir drückten uns im Sack dicht aneinander und lagen dann eine oder anderthalb Stunden mit klappernden Zähnen, ehe wir im Körper etwas Wärme verspürten, deren wir so dringend bedurften. Endlich wurden unsere Kleider nass und schmiegsam, aber nur um morgens, wenige Minuten, nachdem wir uns aus dem Sack erhoben hatten, wieder steif zu frieren. Davon, dass wir die Kleider auf der Reise trocken bekommen konnten, solange die Kälte anhielt, war keine Rede, da sich immer mehr Körperfeuchtigkeit darin sammelte.“

In der zweiten Woche ihrer Wanderung wurde der Weg schwieriger. Eine Eiskette nach der anderen türmte sich auf. Manchmal waren es Wälle von neun Metern Höhe, über die sie die Schlitten tragen mussten. Anfangs, auf der glatten Eisfläche, bestimmten sie die Länge der zurückgelegten Tagesstrecken mit einem auf der „Fram“ gefertigten Wegemesser, später, als sie ihn verloren hatten, durch vorsichtige Schätzungen. Als Nansen am Ende der zweiten Woche diese Tagesstrecken addierte, fand er, dass sie jetzt weit über den 86. Breitengrad hinausgekommen sein mussten. Die astronomische Ortsbestimmung ergab dagegen kaum 85° 30' nördlicher Breite. Wie war dieser Widerspruch zu erklären? Nansen prüfte immer wieder seine Berechnung und wiederholt die Beobachtungen. Doch das Ergebnis blieb stets das gleiche. Es gab nur eine Erklärung dafür: Das Eis, auf dem sie nach Norden zogen, wurde vom Wind oder einer unbekanntem Strömung nach Süden getrieben! Gegen solche Naturmächte anzugehen war kaum möglich. Noch acht Tage lang kämpften sie sich vorwärts. Doch das Eis wurde immer schlimmer. Vom Gipfel eines zehn Meter hohen Eisrückens blickte Nansen nach Norden. Vor sich sah er ein endloses Gewirr von Blöcken, das sich wie eine zu Eis erstarrte Brandung bis an den Horizont erstreckte. „Es hat keinen Sinn“, schreibt er am 8. April im Tagebuch, „noch weiter vorzudringen. Wir opfern die kostbare Zeit und erreichen nichts. Ich beschloss daher, umzukehren und unseren Kurs auf Kap Fligely zu richten.“ Wie Nansen später errechnete, hatten sie an diesem Tage 86° 14' nördlicher Breite erreicht und waren damit dem Pol dreihundert Kilometer näher gekommen als je ein Mensch vor ihnen. Ihr nächstes Ziel, Kap Fligely im Norden des noch kaum erforschten Franz-Joseph-Landes, war in der Luftlinie etwa siebenhundert Kilometer entfernt. Aber ein gerader Kurs ließ sich jetzt nicht einhalten. Im Frühling brach das Eis auf, und zu den Eisrücken, die sie schon

auf der Reise nordwärts behindert hatten, kamen zahllose Rinnen und Spalten, die man umgehen musste. Jetzt wurde auch der Proviant knapp. Bisher hatten sie gegessen, so viel sie wollten. Nun mussten die Rationen verringert und abgewogen werden. Zum Frühstück gab es nur noch fünfzig Gramm Butter und zweihundert Gramm Brot. Ein Hund nach dem anderen musste geschlachtet werden, weil auch das Futter zu Ende ging.

Einer der drei Schlitten wird verbrannt, da sie jetzt nur noch zwölf Hunde besitzen. Die Tiere sind so ausgehungert, dass sie schon Leder, Holz und Segeltuch zu fressen versuchen. Selbst Nansen wird besorgt. Längst, so meint er, müssten sie die ersten Inseln des Franz-Joseph-Landes erreicht haben. Aber Tag für Tag breitet sich vor ihnen derselbe eintönige Eishorizont aus. „Nach keiner Richtung ein Zeichen von Land; kein offenes Wasser, obwohl wir jetzt auf der Breite von Kap Fligely oder höchstens ein paar Minuten weiter nördlich sein müssten. Wir wissen weder, wo wir sind, noch wissen wir, wie das enden soll.“

Die Spalten im Eis wurden jetzt immer breiter. Darum gingen sie daran, die Kajaks zu reparieren, die bei der Schlittenfahrt erheblichen Schaden genommen hatten. Das war eine mühsame und zeitraubende Arbeit. „Wir hatten dann aber auch die Genugtuung zu wissen, dass die Kajaks völlig seetüchtig und im Notfall imstande waren, auf der Überfahrt nach Spitzbergen einen Sturm auszuhalten... Lasst uns nur erst offenes Wasser haben, dann können wir die Kajaks benutzen, und dann wird es auch nicht lange dauern, bis wir zu Hause sind.“

Endlich kam ein Lichtblick in ihr einförmiges Dasein. Als sie in einer Rinne die Kajaks erprobten, tauchte plötzlich ein Seehund auf. Johansen kam zum Schuss, und Nansen konnte die kostbare Beute mit der Harpune festhalten, ehe sie versank. Das gab Nahrung und Brennmaterial für mehr als einen Monat. Seit langer Zeit konnten sie sich zum erstenmal wieder nach Herzenslust sattessen. Aber noch immer war kein Land in Sicht. Da die beiden Uhren, die sie mit sich führten, stehengeblieben waren, konnten sie ihren astronomischen Ortsbestimmungen jetzt nur noch sehr geringen Wert beimessen. Doch am 24. Juli kam die große Wendung. „Endlich hat das Wunder sich ereignet. Land, Land, nachdem wir unseren Glauben daran schon beinahe aufgegeben hatten!“ Nansen meinte, es könne kaum viel mehr als eine Tagesreise weit entfernt sein. Tatsächlich brauchten sie jedoch noch dreizehn Tage, und sie gehörten zu den schwierigsten der ganzen Reise.

Nansen bekam einen Hexenschuss. Drei Tage konnte er sich nur mit äußerster Mühe vorwärts schleppen. Am Abend im Zelt musste Johansen ihn wie ein kleines Kind betreuen. Als es ihm wieder besser ging, notierte er: „Jetzt habe ich einen Begriff davon, wie es sein würde, wenn einer von uns erkranken sollte. Mir ist ernstlich bange davor. Unser Schicksal wäre dann besiegelt.“

Auch für Johansen wäre einer dieser Tage beinahe verhängnisvoll geworden. Sie waren eines Morgens in dichtem Nebel marschiert und wurden dann von einer breiten Rinne aufgehalten, die sie mit den Kajaks überqueren wollten. Plötzlich hörte Nansen hinter sich die Stimme seines Kameraden: „Schnell die Büchse!“ - „Ich drehte mich um und sah, wie ein riesiger Bär sich über ihn warf. Sie purzelten hintenüber. Ich griff nach der Flinte, die im Futteral auf dem Vorderdeck lag. Doch im selben Augenblick rutschte der Kajak ins Wasser, - ich versuchte, ihn auf den hohen Eisrand heraufzuzerren, aber er war mit seiner Last zu schwer. Ich lag auf den Knien, zog und zerrte und reckte mich nach dem Gewehr. Mich umzusehen, was hinter mir vorging, dazu hatte ich keine Zeit. Da hörte ich Johansen ruhig sagen: „Nun musst du dich beeilen!“ Schließlich erwischte ich den Gewehrkolben, zog ihn hervor, warf mich herum und spannte in der Hitze des Gefechtes den Hahn des Schrotlaufs. Doch da stand der Bär ein paar Schritte vor mir ... Ich hatte keine Zeit mehr, den anderen Hahn zu spannen. Er erhielt die ganze Schrotladung hinters Ohr und stürzte tot zwischen uns nieder.“

Jetzt hatten sie den Rand des Polareises erreicht. Vor ihnen lag eine offene Meeresstraße, und drüben das ersehnte Land, das ihnen zunächst eine hohe Gletscherwand zukehrte. Nun war der Zeitpunkt gekommen, von der Schlittenreise zur Kajakfahrt überzugehen. Aber jeder von beiden hatte noch einen Hund bei sich - „Kaiphass“ hieß der eine, „Suggen“ der andere. Auf der Fahrt über das offene Wasser konnten sie die Tiere nicht mitnehmen. Es blieb also nichts anderes übrig, als sie zu töten. „Armer Suggen, so rührend, wie er gewesen war, und Kaiphass, wie stolz und prächtig war er bis zuletzt. Voll Treue und Ausdauer hatten sie sich auf der ganzen Fahrt für uns abgerackert. Sie wie die anderen zu schlachten vermochten wir nicht. Wir opferten für jeden eine Patrone. Johansen erschoss hinter einem Eishügel meinen Hund, und ich seinen - eine harte Pflicht.“

Jetzt begann die Bootsahrt. Eines Tages machte plötzlich Johansen mit seinem Kajak einen Luftsprung. Ein Walross hatte sein Boot von unten angehoben und tauchte jetzt auf. „Ich ergriff meine Büchse“, schreibt Nansen, „und da das Tier seinen Kopf nicht so wenden wollte, dass ich hinter das Ohr zielen konnte, wo es leichter verwundbar ist, war ich gezwungen, ihm eine Kugel mitten durch die Stirn zu jagen. Es war keine Zeit zu verlieren. Glücklicherweise genügte das; das Tier trieb tot auf dem Wasser. Mit großer Mühe gelang es uns, ein Loch in die dicke Haut zu schneiden. Nachdem wir uns einige Streifen Speck und Fleisch aus dem Rücken geschnitten hatten, setzten wir unsere Fahrt fort.“

Mitte August, fünf Monate, nachdem sie die „Fram“ verlassen hatten, konnten sie endlich zum ersten Male seit zwei Jahren ihren Fuß auf eisfreien Boden setzen. „Es war ein unbeschreiblich herrliches Gefühl, von einem Granitblock zum andern springen zu können. Es wurde noch schöner dadurch, dass wir in einem kleinen versteckten Winkel zwischen den Steinen Moos und Blumen, großen schönen Mohn, Steinbrech und eine Sternmiere fanden. Selbstverständlich musste die norwegische Flagge über diesem unserm ersten eisfreien Lande wehen, und ein Festmahl wurde bereitet.“

In Nacht und Eis

Das Jahr war jetzt schon weit vorgeschritten. Ende August mussten sie einsehen, dass sich ihre Hoffnung, Spitzbergen noch im Herbst zu erreichen, kaum verwirklichen ließ. So beschlossen sie, rechtzeitig ein Winterquartier zu errichten, in dem sie ohne Sorgen die dritte Polarnacht überstehen konnten.

Das Zelt war gut für die Reise im Sommer. Aber im Winter bot es nicht genügend Schutz. Darum begannen sie mit dem Bau einer Hütte. Ihre Werkzeuge waren so primitiv wie die Robinsons auf seiner Insel. Eine Schlittenkufe diente als Spitzaxt, um die festgefrorenen Steine loszubrechen. Aus dem Schulterblatt eines Walrosses wurde ein Spaten, aus einem Walrosshauer eine Hacke gefertigt. Die Wände der Hütte bestanden aus Steinen und Moos, den Dachfirst bildete ein Treibholzstamm, über den sie Walrosshäute spannten. Der Eingang war nach Art der Eskimohäuser schmal und niedrig. Aber das Innere war geräumig. Sogar Nansen konnte fast aufrecht darin stehen.

Der Ort, den sie sich zum Winterlager ausgesucht hatten, war reich an Wild. Füchse erschienen fast jede Nacht und stahlen alles, was sie aus dem Materialdepot neben der Hütte hervorzerren konnten, darunter die unsinnigsten Dinge wie Leinen, Stahldraht und Harpunen. Einmal nahmen sie sogar das Minimumthermometer mit, das zur Messung der Nachttemperatur vor der Hütte hing. Auch das große Wild der Arktis gab es hier reichlich: Seehunde, Walrosse und Eisbären. Nansen und Johansen konnten so viel davon erbeuten, dass sie jetzt keinerlei Sorge mehr um ihre

Ernährung in der Polarnacht zu haben brauchten. Es gab Tran und Speck in Fülle; vor allem das Fleisch der Eisbären wurde nun ihre Hauptnahrung. Jeden Morgen gab es Bärenfleisch in Bouillon, abends gebratene Steaks. Seltsamerweise wurden sie dieser Nahrung niemals überdrüssig. Nansen stellte später fest, dass sie neunzehn Bären verspeist hatten.

Mehr als je sind in den Tagen vor Weihnachten Nansens Gedanken daheim bei seiner Frau. „Beim Scheine der Lampe sitzt sie am Winterabend und näht. Neben ihr steht ein kleines Mädchen mit blauen Augen und goldigem Haar und spielt mit der Puppe. Sie blickt das Kind zärtlich an und streichelt ihm das Haar, aber ihre Augen werden feucht, und dicke Tränen rollen über ihre Arbeit.“

Der Weihnachtsabend kommt heran. Es ist kalt und stürmisch draußen, und auch in der Hütte ist es kalt und zugig. Noch niemals hatten Nansen und sein Gefährte ein so einsames Weihnachtsfest gefeiert. Wieder gehen die Gedanken in die Heimat: „Nun läuten sie daheim den Heiligen Abend ein. Ich höre den Glockenklang durch die Luft von den Kirchtürmen schwingen. Wie schön das klingt! - Jetzt werden die Christbaumkerzen angezündet, die Kinderschar wird hereingelassen, und nun tanzen sie jubelnd um den Tannenbaum herum. Ich muss einen Weihnachtsschmaus für Kinder halten, wenn ich wieder zurückkomme. Jetzt ist Freudenzeit zu Hause und Fest in jeder Hütte.“

Die Einsamkeit der Polarnacht ist schwer zu ertragen. Nansen und Johansen verstehen sich ausgezeichnet. Die gefürchtete Polapsychose vermag ihnen nicht viel anzutun. „Wir brachten es nicht einmal fertig, uns zu zanken“, schreibt Nansen. „Nach unserer Rückkehr wurde Johansen einmal gefragt, wie wir beiden durch den Winter gekommen seien und es angestellt hätten, uns nicht zu überwerfen, da es doch eine schwere Prüfung für zwei Männer sei, in völliger Einsamkeit so lange miteinander zu leben. ‚O nein‘, antwortete er, ‚wir haben uns nicht gezankt, das einzige war, dass ich im Schlafe die schlechte Angewohnheit habe zu schnarchen, und dann pflegte mich Nansen in den Rücken zu stoßen!“,

Aber schließlich haben sie sich wirklich alles erzählt, was den einen am anderen interessieren konnte, und neue Eindrücke gab es kaum. Was sie jetzt am meisten entbehrten, waren die Bücher der „Fram“. Dort hatte Johansen mit Begeisterung Heyses Novellen gelesen, war aber damit nicht zu Ende gekommen. Jetzt stöhnte er nach der Fortsetzung. Nansen ging es ähnlich. In seiner Verzweiflung studiert er immer wieder die beiden einzigen Bücher, die sie bei sich haben, die Navigationstabellen und einen nautischen Almanach. - Wenn ihnen gar nichts mehr einfiel, dann malten sie sich stundenlang mit allen Details aus, wie herrlich es sein werde, zum ersten Male wieder in ein großes, helles, von Sauberkeit blitzendes Kaufhaus eintreten und nach Herzenslust aussuchen zu können, was ihnen gefällt: schneeweiße Hemden, weiche warme Unterhosen, feine wollene Strümpfe, einen bequemen Anzug und neue Schuhe. Dazu Seife, unendlich viel Seife!

Unter all den physischen Leiden, die sie ertragen mussten, war die Unmöglichkeit, ihre Kleidung zu erneuern oder auch nur zu waschen, wohl das schlimmste. Sie klebte wie Leim am ganzen Körper, durchtränkt von den monatealten Ausdünstungen des Leibes und dem Tran, der beim Zerlegen der Seehunde und Walrosse und beim Kochen des Essens auf sie gespritzt war. „Unsere Beine hatten am meisten zu leiden, da die Hosen fest an den Knien klebten, so dass sie, wenn wir uns bewegten, an der Innenseite der Oberschenkel die Haut abschabten und abrissen, bis alles wund und blutig war. Es machte mir die größte Mühe zu verhindern, dass diese Wunden allzu sehr mit Fett und Schmutz beschmiert wurden, und ich musste sie beständig mit Moos oder einem Fetzen von einer der Binden aus unserer Apotheke und ein wenig Wasser waschen, das ich in einem Becher über der Lampe erwärmte. Nie vorher habe ich so sehr eingesehen, welch großartige Erfindung Seife in Wirklichkeit ist.“

Wenn seine Gedanken nachts nicht bei Frau und Kind sind, dann sind sie bei den Kameraden von der „Fram“. Wohin mag die Eisdrift sie getrieben haben? Nansen rechnete sich aus, dass sie wohl

im späten Sommer zu Hause ankommen werde. Bis dahin musste auch er mit Johansen zurückkehren, wenn ihre Angehörigen und Freunde sich nicht die schlimmsten Sorgen um ihr Schicksal machen sollten.

Gegen Ende der Polarnacht begannen sie mit den Vorbereitungen für die Weiterreise. Mit Fleisch und Speck waren sie gut versehen. Aber ihre Kleidung war so abgerissen, dass sie sich an die tolle Aufgabe machten, aus ihren wollenen Schlafdecken neue Anzüge zu schneiden, ihre Schuhe mit Walrossleder zu besohlen und aus Bärenfellen Socken, Handschuhe und einen neuen Schlafsack herzustellen. „Dies alles nahm Zeit in Anspruch, und wir arbeiteten daher von diesem Augenblick an vom frühen Morgen bis spät in die Nacht fleißig mit der Nadel. Unsere Hütte war plötzlich in eine geschäftige Schneider- und Schusterwerkstätte verwandelt. Seite an Seite saßen wir auf dem Steinlager im Schlafsack und nähten und nähten und dachten an die Heimkehr.“

Spät im Mai konnten sie endlich ihr Winterlager verlassen. Aber noch lange mussten sie ihre Kajaks auf den Schlitten über das Eis vorwärts ziehen. Schließlich erreichten sie offenes Wasser, konnten die Boote zusammenbinden und bei günstigem Wind ein Segel hissen. Eines Tages landeten sie am Eisrand, um sich die Beine zu vertreten und von einem Eishügel Ausschau zu halten.

Sie vertäuten die Boote, spazierten ein wenig umher und bestiegen den Hügel. Als sie oben waren, schrie Johansen plötzlich: „Sieh - da treiben unsere Kajaks!“ Sie rannten hinab, so schnell sie konnten. Nansen warf einige Kleidungsstücke ab, um besser schwimmen zu können, dann sprang er ins Wasser.

„Der Wind wehte vom Eis hinweg. In den leichten Kajaks mit der hohen Takelage fand er eine gute Angriffsfläche. Schon schwammen sie weit draußen und trieben rasch weiter. Das Wasser war eisig kalt. In Kleidern zu schwimmen kostet Kräfte. Weiter und weiter trieben die Kajaks, oft schneller, als ich zu schwimmen vermochte. Es sah mehr als zweifelhaft aus, dass ich sie einholen könnte. Doch da trieb ja unsere ganze Hoffnung. Alles, was wir besaßen, befand sich an Bord. Nicht einmal ein Messer hatten wir bei uns. Ob ich also hier erstarrte und sank oder ob ich ohne die Kajaks umkehrte, kam auf eines heraus. Ich schwamm also mit aller Kraft. Wenn ich müde wurde, schwamm ich auf dem Rücken. Doch nach und nach fühlte ich die Glieder erstarren und gefühllos werden. Ich merkte, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis ich sie nicht mehr rühren könnte. Aber jetzt war es auch nicht mehr weit. Wenn ich nur noch ein Weilchen aushielt, waren wir gerettet. Matter und matter wurden die Züge, doch kürzer und kürzer wurde der Abstand. Die Kajaks einzuholen hatte ich geschafft, war aber nun nicht mehr imstande, hinaufzukommen. Endlich, nach einer Weile, gelang es mir, das eine Bein auf den Rand des Schlittens, der auf dem Deck stand, hinaufzuwerfen und mich auf diese Weise hinaufzuwälzen. Nun saß ich im Boot, war aber vor Kälte starr, dass ich kaum rudern konnte. Ich zitterte, dass die Zähne klapperten. Doch allmählich vermochte ich die Ruder zu führen.“

Am Eisrand erwartete ihn Johansen. Er riss ihm die nassen Kleider vom Leibe, zog ihm alles trockene Zeug an, das er auftreiben konnte und steckte ihn tief in den Schlafsack. Nansen schlief ein, und als er erwachte, war das Abendessen fertig, eine heiße Suppe, die ihn wohlütig erwärmte, so dass er dies schlimmste Abenteuer der Reise ohne böse Folgen überstand.

Der 17. Juni begann wie alle anderen Reisetage. Nansen hatte Wasser geholt, die Frühstücksuppe aufs Feuer gesetzt und ging dann noch einmal hinaus, um sich auf einem nahen Hügel umzusehen. Plötzlich hörte er einen Laut, der kaum etwas anderes sein konnte als das Bellen eines Hundes. Er eilte zum Zelt zurück, zog Johansen aus dem Schlafsack und erzählte ihm von seiner Entdeckung. Der wollte es nicht glauben. Hunde - hier? Das war doch unmöglich! Aber

Nansen stürzte das Frühstück hinunter, holte seine Schneeschuhe, Fernrohr und Büchse hervor und machte sich auf den Weg. Bald fand er Spuren, die nur von Hunden stammen konnten. Kurz danach kam ihm ein Mensch entgegen. Es war Jackson, der englische Nordpolfahrer, dem er vor Jahren einmal begegnet war. Nansen wusste sofort, wen er vor sich hatte. Der Engländer starrt ihn eine Weile an. Dann erinnert auch er sich:

„Aren't you Nansen?“ - Nansen: „Yes, I am.“ Da weiß sich Jackson vor Freude kaum zu fassen: „By Jove, I am glad to see you!“ Wieder und wieder schüttelt er Nansen die Hand und ist glücklich, dass er der erste ist, der ihn begrüßen kann. Bald kamen Jacksons Kameraden herbei, und als sie gehört hatten, dass Nansen dem Pol näher als je ein anderer Mensch gekommen war, brachten sie auf ihn ein dreifaches englisches Hurra aus. Sofort wurden Schlitten ausgesandt, um Johansen und die ganze Ausrüstung der beiden zu holen.

Jackson bringt Nansen zu der Blockhütte, die er für sich und seine Mitarbeiter errichten ließ. So einfach sie war, Nansen kam sie als eine Stätte von unerhörtem Luxus vor. Da hingen Bilder an den Wänden, es gab Bücher in Mengen, und in der Mitte des Raumes verbreitete ein Ofen behagliche Wärme. „Ein seltsames Gefühl überkam mich, als ich mich in dieser ungewohnten Umgebung auf einen bequemen Stuhl setzte. Mit einem Schlage hatte das wechselvolle Schicksal jede Verantwortlichkeit, alle Schwierigkeiten aus meinen Gedanken, die während dreier langer Jahre damit bedrückt gewesen waren, fortgefegt. Hier war ich inmitten des Eises in einem sichern Hafen, und die sehnsüchtigen Wünsche dreier Jahre wurden von dem goldenen Sonnenschein des dämmernden Tages eingeschläfert. Meine Pflicht war erfüllt, meine Aufgabe beendet, jetzt konnte ich ruhen, ruhen und warten.“

Die erste Mahlzeit in der Blockhütte Jacksons bot alles, wonach sie sich ein Jahr lang geseht hatten: Brot und Butter, Milch, Zucker, Kaffee und vieles andere. „Der Höhepunkt der Behaglichkeit wurde aber erreicht, als wir unsere schmutzigen Lumpen abwarfen, ein warmes Bad nehmen und uns von so viel Schmutz befreien konnten, als auf einmal möglich war. Einigermaßen rein zu werden gelang uns jedoch erst nach mehreren Tagen.“

Sie waren jetzt am Kap Flora, auf der südlichsten Insel des Franz-Joseph-Landes. Jackson erwartete Tag für Tag das Schiff, das einige Männer seiner Expedition abholen sollte. Schon befürchtete Nansen, dass sie noch einen Winter im Polareis zubringen müssten. Da weckte ihn eines Morgens Jackson freudestrahlend mit der Nachricht, dass die „Windward“ angekommen sei. Nansen sprang auf und blickte zum Fenster hinaus. Er sah, wie das Schiff langsam herankam und einen Platz zum Vertäuen suchte. „Wundervoll, wieder ein Schiff zu sehen! Wie hoch die Takelung erscheint! Und der Rumpf, er gleicht einer Insel! An Bord gab es Nachrichten aus der großen Welt weit da draußen.“

Am 7. August verließ die „Windward“ mit Nansen und Johansen an Bord Kap Flora. Fünf Tage später liefen sie in den norwegischen Hafen Vardö ein. Noch ehe der Anker gefallen war, eilte Nansen zum Postamt, um ein dickes Bündel Telegramme aufzugeben. Es waren fast hundert, zwei davon ein paar tausend Worte lang. Nansens erstes Telegramm ging an seine Frau, das zweite an den König, das dritte an die norwegische Regierung, der er einen kurzen Bericht über den Verlauf der Expedition gab.

In Hammerfest traf Nansen seine Frau, die ihm auf das erste Telegramm aus Vardö entgegengeeilt war. Hier traf er auch seinen alten englischen Freund Sir George Baden-Powell, der mit seiner Luxusyacht „Otavia“ soeben von einer Forschungsreise nach Nowaja Semlja zurückgekehrt war und ihn bat, sein Gast zu sein. Und hier erreichte ihn die Nachricht, die ihn mehr als jede andere erregen musste. Am frühen Morgen des 20. August erschien der Chef des Telegraphenamtes vor

seiner Kabinentür, um ihm persönlich ein Telegramm zu übergeben, weil er glaubte, dass es Nansen brennend interessieren würde. „Es gab nur noch eines in der Welt, das mich wirklich interessieren konnte. Mit zitternden Händen riss ich das Telegramm auf:

„Fridtjof Nansen. - Fram heute in gutem Zustand angekommen. Alles wohl an Bord. Gehe sofort nach Tromsø. Willkommen in der Heimat. - Otto Sverdrup.' Mir war, als sollte ich ersticken. Alles, was ich sagen konnte, war: ‚Die Fram ist angekommen!‘, - Baden-Powell machte einen Luftsprung vor Aufregung, Johansen strahlte über das ganze Gesicht, und der Chef des Telegraphenamtes war beglückt über die Freude, die er angerichtet hatte. Nansen eilte in die Kabine, um seiner Frau die glückliche Nachricht zu bringen. „Schneller als sonst war sie angekleidet und draußen. Aber ich konnte es noch kaum glauben; es erschien mir wie ein Feenmärchen. Ich las die Depesche wieder und immer wieder, ehe ich mich überzeugen konnte, dass nicht alles ein Traum war. Dann überkam mich eine eigentümliche heitere Ruhe, wie ich sie nie vorher gekannt hatte.“

Als sie am nächsten Tag in den Hafen von Tromsø einliefen, lag dort die „Fram“, groß und stark, vom Eis unbesiegt. „Das Wiedersehen, das jetzt folgte, werde ich nicht zu beschreiben versuchen. Ich möchte wissen, ob einer von uns mehr fühlte als das Eine: nun sind wir wieder alle beisammen, nun sind wir wieder in Norwegen, und die Expedition hat ihre Aufgabe erfüllt.“

Am 9. September fuhr die „Fram“ den Christianiafjord hinauf. Es gab einen Empfang, wie ihn hier noch kein König erhalten hatte. Kriegsschiffe und Torpedoboote führten sie in den Hafen. Mehr als hundert festlich beflaggte Dampfer folgten ihnen in zwei Reihen. Jedes der Kriegsschiffe feuerte dreizehn Schuss ab. Dann gingen sie an Land. „Hoch, aufrecht und ernst stand Nansen im Boot“, während ein Chor ‚Ein feste Burg ist unser Gott‘ anstimmte. Und dann erklang aus Tausenden von Kehlen die norwegische Nationalhymne: „Ja, wir lieben dieses Land!“

Fünf Tage lang dauerten die Empfangsfeiern. Die Stadtverordneten begrüßten sie, ein Festzug führte durch einen Triumphbogen zur Universität, wo sie der Rektor mit allen Professoren und Studenten willkommen hieß. König Oskar gab ihnen ein Festmahl. Es gab Festbankette und Festreden, eine Festvorstellung im Theater, Siegeskränze und Girlanden und einen Fackelzug. Wieder, wie nach der Heimkehr von der Grönlandfahrt, erträgt Nansen alles geduldig, aber viel Freude hat er nicht daran. Er teilt eher die Ansicht seines Kameraden Peder Hendriksen von der „Fram“, der schon bei der Einfahrt in den Fjord von Drontheim mit einem wehmütigen Blick auf die jubelnden Menschenmassen gesagt hatte: „Du, Nansen, das mag ja ganz gut sein, aber es ist zu viel Leben! Ich denke an das Eismeer: da hatten wir es gut!“

Am Abend nach der Heimkehr stand Nansen am Ufer des Christianiafjords vor seinem Hause. „Der Lärm nach dem Feste war verhallt, die Fichtenwälder lagen ringsum schweigend und dunkel. Auf der Felsenklippe draußen rauchten noch die letzten glimmenden Kohlen eines uns zum Willkommen angezündeten Freudenfeuers, und zu meinen Füßen plätscherte und flüsterte die See: „Jetzt bist du zu Hause.“ Der tiefe Friede des Herbstabends senkte sich wohltuend auf den ermüdeten Geist. Ich musste mich jenes regenschweren Junimorgens erinnern, als ich diesen Strand zum letzten Male betreten hatte. Mehr als drei Jahre sind vorübergegangen. Wir haben gekämpft, wir haben gesät, aber jetzt ist die Erntezeit gekommen. Es schluchzte und weinte in mir vor Freude und Dankbarkeit. Das Eis und die langen Mondnächte mit all ihrer Qual erschienen mir wie ein ferner Traum aus einer anderen Welt: ein Traum, der entstanden und dahingeschwunden war. Aber welchen Wert hätte das Leben ohne seine Träume?“

Nansens Reise durch die Arktis machte Epoche in der Geschichte der Polarforschung. Das Werk „In Nacht und Eis“ schildert seine Erlebnisse und Erfahrungen auf der „Fram“ und später auf der Eiswanderung mit Johansen. Sein Stil ist einfach und klar. Es ist ein Tagebuch, das berichtet, was geschehen ist. Als Knabe hatte er einmal in einem Brief an seinen Vater bemerkt: „Wenn ich nichts zu berichten habe, dann kann ich nicht schreiben.“ Aber jetzt gab es unendlich viel zu berichten,

und zu den nüchternen Tatsachen kamen die vielfältigen Reflexionen und Gefühle eines Mannes, der in seltsamer Weise Klarheit, Härte und Empfindsamkeit in sich vereinigte. Das Ganze wurde ein Werk, bei dessen Lektüre die Zeitgenossen oft den Atem anhielten vor Spannung und Anteilnahme.

Erst später, in den Jahren 1900 bis 1906, erschienen die wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise, sechs dicke Bände. Sie waren eine Sensation für die Arktisforscher. Nansen hatte festgestellt: das Polarmeer ist ein gewaltiger Ozean, an manchen Stellen fast viertausend Meter tief. Er hatte weiter erwiesen, dass es den von manchen Forschern vermuteten arktischen Kontinent nicht gab; ja nicht einmal Inseln im näheren Umkreis des Pols hatte er gefunden. Seine Messungen der Wassertemperaturen ergaben ein überraschendes Resultat: das Wasser unterhalb von zweihundert Metern ist wärmer als an der Oberfläche, was zu ganz neuen Erkenntnissen über die Wasserzirkulation der Arktis führte. Noch nie vorher waren meteorologische und magnetische Beobachtungen so nahe am Pol gemacht worden, zum ersten Mal überhaupt Pendelversuche über der Tiefsee.

Nansen wurde nach seiner Rückkehr eine Professur für Zoologie in Christiania übertragen, zunächst ohne die Verpflichtung zu Vorlesungen, um ihm die Bearbeitung der wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Expedition zu ermöglichen. Immer mehr wandte sich beim Fortschreiten dieser Arbeiten sein Interesse den Problemen der Ozeanographie zu, einer damals noch ganz jungen Wissenschaft. Ihr ist er sein Leben lang treu geblieben, soweit nicht andere Pflichten ihn von der wissenschaftlichen Arbeit fernhielten.

Doch diese Pflichten kamen bald. Sie forderten viel von seiner Zeit, schließlich fast sein ganzes Dasein. Der Unionsstreit mit Schweden zog ihn zum ersten Mal auf das Feld der Politik. Sein Name hatte Gewicht, nicht nur in Skandinavien, sondern in aller Welt, vor allem in England. Als die Krise im Jahre 1905 auf dem Höhepunkt war und man ernstlich mit einer militärischen Aktion Schwedens rechnen musste, wurde Nansen nach London geschickt, um bei der englischen Regierung und überhaupt bei den Großmächten um Verständnis für die Haltung seines Landes in dem Streit zu werben.

Von 1906 bis 1908 war er der Chef der norwegischen Gesandtschaft in London. Die Zeit war ein Opfer, das er seinem Volke brachte. Bitter entbehrte er das Leben in freier Natur. In der pompösen Diplomatenuniform und im mondänen Leben der Londoner Gesellschaft konnte ein Mann wie Nansen sich nicht glücklich fühlen. Dazu kam ein schwerer persönlicher Schlag, der ihn traf. Seine Frau, die mit den Kindern noch in Norwegen geblieben war, erkrankte plötzlich und starb, ehe er zu ihr kommen konnte. Er bestattete ihre Asche unter einem der vielen Rosenstöcke, die er in seinem Garten gepflanzt hatte. Jetzt konnte ihn nichts mehr in London halten. „Ich sehne mich, diese Fesseln zu zerreißen; ich sehne mich nach dem Wald und meinem freien Fjell!“

Der Ausbruch des ersten Weltkrieges musste einen Mann wie Nansen tief erregen. Er war kaum das, was man einen Pazifisten nannte. Weichliche Sentimentalität lag ihm sehr fern. Er wusste nur zu gut: alles Leben ist Kampf ums Dasein. Aber was hier geschah, war in seinen Augen der Selbstmord Europas. Was sollte werden, wenn die besten Völker des Abendlandes im Kampfe verbluteten?

Zunächst forderte ihn wieder sein eigenes Land für eine politische Mission. Norwegen hatte als neutraler Staat in den ersten Jahren des Krieges viel Geld verdient. Bald aber zeigte es sich, dass auf dem Weltmarkt alle lebenswichtigen Waren immer knapper wurden und für Geld allein nicht mehr zu haben waren, wenn man nicht als Gegenleistung kriegswichtige Güter zu bieten hatte. Dazu aber war Norwegen kaum imstande, da es schon seit langer Zeit den größten Teil seiner

Lebensmittel, auch die Rohstoffe für seine Industrie aus dem Ausland beziehen musste. Als Mitte des Jahres 1917 die amerikanische Regierung ein grundsätzliches Ausfuhrverbot für Lebensmittel erließ, wurde die Lage katastrophal. Wenn es nicht gelang, für Norwegen ein Sonderabkommen zu schließen, stand der Hunger vor der Tür.

Wieder war es Nansen, der als Leiter einer Kommission nach Amerika geschickt wurde, um das Schlimmste zu verhüten. Die Verhandlungen waren schwierig und zogen sich lange hin. Schließlich kam nach neun Monaten ein Abkommen zustande, das Norwegen vor der Hungersnot bewahrte. Über Nansens Art, Verhandlungen zu führen, berichtet einer seiner damaligen Mitarbeiter: „Durch seine überlegene Tüchtigkeit als Unterhändler, durch die Offenheit und Wahrhaftigkeit, die von seiner ganzen Person ausstrahlte, war es Nansen nicht nur gelungen, die amerikanischen Unterhändler sachlich zu überzeugen, er hatte auch ihr Vertrauen und ihre Herzen gewonnen. Nansens Amerikaabkommen war der Sieg einer Art Diplomatie, der man nicht immer diesen Namen zubilligt, die aber trotzdem die Form für Verhandlungen zwischen den Völkern darstellt, die am weitesten führt und die Diplomatie der Zukunft werden wird.“

Kriegsgefangene und Flüchtlinge

Als der Weltkrieg zu Ende war, wurde Nansen Vertreter Norwegens beim Völkerbund. Der hatte die Aufgabe übernommen, für die Rückführung der Kriegsgefangenen aus allen ehemals kriegführenden Ländern in ihre Heimat Sorge zu tragen. Vor allem handelte es sich um die Gefangenen der Mittelmächte in Sibirien. Durch den politischen Umsturz in Russland waren sie völlig von der Welt abgeschnitten. Langsam hörte man davon, wie es in ihren Lagern aussah, dass Nahrung, Kleidung, Medikamente fehlten und täglich Hunderte dahinstarben.

Die Schwierigkeiten in dem politischen und wirtschaftlichen Chaos der Nachkriegszeit waren riesengroß, und man musste rasch handeln, wenn nicht alle Hilfe zu spät kommen sollte. Von dem Völkerbundssekretär Noel Baker stammte der Vorschlag: Es gilt, einen Mann zu finden, der nicht nur die technischen und finanziellen Schwierigkeiten meistern kann, sondern auch in allen Ländern ein überragendes menschliches Ansehen genießt. Es gibt nur einen solchen Mann, sagte Baker: das ist Nansen!

Als er die telegraphische Anfrage des Völkerbundes erhielt, zögerte Nansen zuerst. Er glaubte, für eine solche Aufgabe nicht genügend Erfahrung zu besitzen, und es fiel ihm schwer, sich von seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu trennen. Doch er ließ sich bald umstimmen. Mit Schmerz und Grauen hatte er erlebt, wie die Jugend Europas auf den Schlachtfeldern verblutete. Nansens Tagebücher geben ein erschütterndes Zeugnis von seinen Empfindungen in diesen Jahren. So wollte er jetzt mithelfen zu retten, wo noch etwas zu retten war.

Ohne aufrichtige Mitarbeit der Sowjetunion waren alle Pläne undurchführbar. Nansen reiste darum zuerst nach Moskau. Hier erklärte ihm der Außenkommissar Tschitscherin, da die Sowjetunion den Völkerbund nicht anerkenne, könne sie auch mit ihm als dessen Beauftragten nicht verhandeln. - „Dann wollen Sie mir innerhalb von zwei Stunden einen Extrazug für meine Rückreise bis zur Grenze bereitstellen“, antwortete Nansen. Doch bald einigten sie sich dahin, dass er nicht im Namen des Völkerbundes, sondern als Vertreter aller der einzelnen an der Aktion beteiligten Länder verhandeln sollte, deren Vollmachten er sofort beantragte. Aber noch ehe sie da waren, hatte man ein befriedigendes Abkommen erreicht. Die Sowjetregierung erklärte sich bereit, jede Woche mindestens zwei Züge mit Gefangenen aus Russland und Sibirien an die Westgrenze zu schicken. Dort sollten sie gegen russische Kriegsgefangene, die aus den Ländern Mitteleuropas hierher gebracht wurden, ausgetauscht werden. Zur Durchführung dieses Planes errichtete man an der Grenze mehrere Lager, das wichtigste in Narwa. Obgleich sich Russland damals im Krieg mit

Polen befand und sein ganzes Eisenbahnmaterial dafür benötigte, hielt es den Vertrag ein. Ja, manchmal kamen mehr Züge als vereinbart.

Die nächste Schwierigkeit bestand in der Frage der Finanzierung. Der Völkerbund hatte Nansen wohl einen Auftrag gegeben, aber kein Geld, da er damals selbst noch über keine Mittel verfügte. Die einzelnen Regierungen zu Zahlungen heranzuziehen war schwierig und vor allem sehr zeitraubend. Da entdeckte Nansen, dass mehrere Länder Anleihen zum Wiederaufbau Mitteleuropas erhalten sollten. Sofort schaltete er sich ein und erklärte der Kommission, die diese Beträge verwaltete, dass die Heimführung der Kriegsgefangenen die wesentlichste Voraussetzung für den Wiederaufbau sei. Es gelang ihm, aus diesen Fonds einen Kredit in Höhe von achteinhalb Millionen Goldmark zu erhalten. Das war sehr wenig für seine riesenhafte Aufgabe; doch er verstand es, sparsam zu wirtschaften. In kurzer Zeit war eine kleine, aber sehr wirksame Organisation aufgebaut. Das Rote Kreuz und alle sonstigen Verbände, die sich schon bisher mit der Betreuung der Kriegsgefangenen befasst hatten, wurden herangezogen. Nansen hatte immer eine glückliche Hand in der Wahl seiner Mitarbeiter, und er wusste jeden auf den richtigen Platz zu stellen. „Verstehe ich mich auf etwas, dann auf Menschen“, sagte er einmal.

Jetzt fehlte es an Schiffen, um die Transporte von Narwa nach Swinemünde zu bringen. Schiffsraum war damals fast noch schwieriger zu bekommen als Butter und Speck. Wohl lagen in den deutschen Häfen viele Schiffe. Aber sie waren von den Engländern beschlagnahmt, die sie auch für die Zwecke des Gefangenenaustausches nicht freigeben wollten. Nansen erklärte sich bereit, die Schiffe reparieren zu lassen und so ihren Wert zu steigern. Er reiste selbst nach London und erreichte, dass man ihm vierzehn Dampfer zur Verfügung stellte. Sie wurden sofort auf deutschen Werften ausgebessert und mit deutschen Seeleuten bemannt. Im Mai 1920 begannen die ersten Transporte. Schon auf der Völkerbundssitzung im November kann Nansen berichten, dass einhundertfünfzigtausend Gefangene zurückgekehrt sind. Es war ein Wettlauf mit der Zeit. Aber weitere sechzig- bis achtzigtausend mussten noch einen Winter in Russland aushalten.

In anderthalb Jahren waren schließlich vierhundertfünfzigtausend Kriegsgefangene, die aus sechsundzwanzig verschiedenen Ländern stammten, in ihre Heimat zurückgeführt worden. „Es gibt nicht ein Land auf dem Kontinent“, erklärte der Völkerbundssekretär Noel Baker, „wo nicht Frauen und Mütter vor Dankbarkeit für Nansens Arbeit geweint haben.“ In einem Bericht an den Völkerbundsrat zieht Nansen das Fazit dieser zwei Jahre: „Nie in meinem Leben bin ich mit einem so entsetzlichen Übermaß von Elend in Berührung gekommen wie hier, wo ich lindern soll. Diese Leiden sind aber nichts anderes als die unausbleibliche Folge eines Krieges, der das Unterste zuoberst kehrte. Der Völkerbund tut recht, dass er Fragen wie diese aufnimmt. Was ich aber vor allen Dingen bei meiner Arbeit gelernt habe, ist dies: dass es eine Hauptaufgabe des Völkerbundes werden muss, für alle Zeiten die Wiederholung einer solchen Katastrophe zu verhindern.“

Nansen war sechzig Jahre alt, als die Heimführung der Kriegsgefangenen nahezu vollendet war. Wiederum hoffte er, sich nun ganz seinen Studien widmen zu können. Wie viele wichtige Arbeiten und Forschungspläne hatte er zurückstellen müssen, seit die Politik immer mehr von seiner Zeit in Anspruch nahm! Zu Anfang des Jahrhunderts hatte er von einer Fahrt in die Antarktis geträumt und von einem nochmaligen Vorstoß zum Nordpol. Die immer mehr sich entfaltende Wissenschaft der allgemeinen Meereskunde stellte neue und reizvolle Probleme. Gewiss, er verstand es, auch neben den politischen Aufgaben seine wissenschaftlichen Arbeiten zu fördern, und mehrere wertvolle Untersuchungen, die sich besonders mit Fragen der Ozeanographie, der historischen Klimatologie und der Entdeckungsgeschichte befassen, kamen auch in dieser Zeit heraus. Aber seine Hauptarbeitskraft musste er jetzt doch ganz anderen Dingen widmen.

Die Stunde, in der er sich zum ersten Mal für eine der humanitären Aufgaben des Völkerbundes zur Verfügung gestellt hatte, entschied auch über das letzte Jahrzehnt seines Lebens. Noch war

die Kriegsgefangenenaktion nicht beendet, da tauchte ein neues Problem auf: die politischen Flüchtlinge. Mehr als eine Million Menschen war durch die russische Revolution aus ihrer Heimat vertrieben worden. Aber niemand wollte sie haben; denn überall herrschte Arbeitslosigkeit, und viele von ihnen waren alt und krank. Man trieb sie hin und her über die Grenzen. Alle private Wohltätigkeit konnte gegenüber diesem Meer von Not und Elend nur wenig helfen.

Für viele dieser Flüchtlinge bot sich die Möglichkeit, bei Freunden oder Verwandten in anderen Ländern Arbeit zu finden; aber man ließ sie nicht einreisen, weil sie keinen Pass hatten. Noch einmal ergab sich ein internationales Problem von ähnlichem Ausmaß wie in der Kriegsgefangenenfrage. Wieder wusste der Völkerbund keinen besseren Rat, als Nansen zu bitten, sich als Generalkommissar dieser Sache anzunehmen. Konnte er sich angesichts solcher Notlage ins Privatleben zurückziehen? Niemand verstand es so wie er, das Gewissen der Welt aufzurütteln.

Es wurden Mittel bereitgestellt, die schlimmste Not zu lindern. Aber das war keine Endlösung. Nansen forderte in einer Konferenz vor Vertretern vieler Länder, man müsse diesen Flüchtlingen einen Pass ausstellen, der es ihnen - die bisher als Staatenlose galten - ermöglichte, in jedes Land zu reisen, wo es für sie eine Chance gab. Mehr als alle vorübergehenden Unterstützungsmaßnahmen half dieser Ausweis, der unter dem Namen „Nansenpass“ berühmt wurde und den schließlich zweiundfünfzig Staaten anerkannten, dass ein großer Teil von ihnen wieder den Weg in ein neues Leben fand.

Die russische Hungersnot

Im Juni des Jahres 1921 sandte der Dichter Maxim Gorki einen Notruf in die Welt. Die fruchtbarsten Gebiete Russlands, die Ukraine und das Land an der unteren Wolga, die schon jahrelang unter Dürre gelitten hatten, waren von einer furchtbaren Hungersnot bedroht. Der Präsident des Internationalen Roten Kreuzes in Genf berief eine Konferenz ein. Trotz mancher Bedenken aus politischen Motiven waren zwölf Staaten bereit, Russland durch Lieferung von Lebensmitteln zu helfen. Wieder war es Nansen, der die Leitung der Aktion übernehmen sollte.

In Riga beginnt er, das Hilfswerk zu organisieren. Aber dort konnte man nicht alle Fragen klären. Darum wird er mit Extrazug nach Moskau geholt. Den Empfang im Kreml hat sein norwegischer Verleger geschildert: „Nansen besuchte die rote Burg, um mit Lenin zu sprechen. Statt dessen kam ihm ein Mann mit großem Bart und hohen Stiefeln entgegen. - ‚Mein Name ist Trotzki.‘ Nansen erfuhr, dass Lenin krank war. Alle Geschäfte hatten die Minister übernommen. - ‚Bitte, Herr Professor, dieses Arbeitszimmer steht Ihnen zur Verfügung. Wollen Sie sich darin niederlassen und bestimmen, mit welchen von den russischen Ministern Sie zu verhandeln wünschen. Dann werden diese in der Reihenfolge erscheinen, die Sie vorschreiben!‘ - So schlug Nansen in der roten Burg sein Quartier auf und erteilte den Führern der russischen Regierung Audienz.“

Nansen verschaffte sich rasch ein Bild von der Lage. Zwanzig bis dreißig Millionen Menschen waren vom Hungertode bedroht, wenn nicht sehr schnell Hilfe kam. Unendliche Mengen von Getreide - etwa so viel, wie achttausend Züge zu je fünfzig Waggons laden konnten - waren nötig, sie am Leben zu erhalten. Russland selbst konnte kaum die Hälfte davon aufbringen. Die andere Hälfte musste von außen kommen. Schon war ein Anfang gemacht worden. Der Amerikaner Herbert Hoover, der spätere Präsident der Vereinigten Staaten, leitete eine private Organisation, die drei Millionen russische Kinder ernährte. Auch aus England kam Hilfe. Aber das alles musste vervielfacht werden, und zwar noch in diesem Jahr, um die drohende Katastrophe abzuwenden. Russland besaß nicht die Mittel, diese Getreideeinfuhr zu bezahlen. Es brauchte Kredit. Aber Kredit für die Sowjetunion war damals schwer zu bekommen. Nansen übernahm es, die nötigen Anleihen bei den europäischen Regierungen zu vermitteln.

Am 9. September 1921 - es war genau der Tag, an dem er vor fünfundzwanzig Jahren mit der „Fram“ von seiner Polarfahrt zurückgekommen war, - sprach er vor dem Völkerbundsrat in Genf und bald danach vor der Vollversammlung. Mit der ganzen Kraft seiner Persönlichkeit bemüht er sich, die Völker Europas zu einer gemeinsamen Hilfsaktion zu bringen: „Versuchen Sie sich vorzustellen, was es bedeutet, wenn der russische Winter im Ernst einsetzt. Versuchen Sie sich vorzustellen, was es bedeutet, wenn die Menschenmassen durch das leere Land wandern, um etwas Nahrung zu erwischen. Männer, Frauen und Kinder sterben im Schnee Russlands! Wenn Sie je erlebten, was es heißt, gegen Hunger und Kälte kämpfen zu müssen, dann können Sie das russische Elend verstehen... Im Namen der Menschheit, im Namen von allem, was für Sie heilig ist, beschwöre ich Sie als Gatten und Väter zu bedenken, dass in Russland Frauen und Kinder zu Millionen sterben! Von dieser Stelle aus bitte ich die Regierungen, die Völker Europas, die ganze Welt um Hilfe. Beeilen Sie sich zu handeln, bevor es zu spät wird, bevor Sie bereuen!“

Doch der Völkerbund versagte. Es geschah, was Nansen am meisten befürchtet hatte: eine neue Konferenz wurde einberufen, die einen Monat später in Brüssel tagte. Dort beschloss man, zunächst eine Kommission nach Russland zu schicken, um die Notlage an Ort und Stelle zu untersuchen. Auch sollte ein Kredit erst dann gegeben werden, wenn die Sowjetunion die Schulden des Zarenreiches anerkannte. Nansen war aufs tiefste erbittert. Warum hatte man ihn gerufen, wenn man nicht bereit war, die Mittel für seine Aufgabe bereitzustellen? War es Trägheit des Herzens oder bewusste Absicht, die ganze Hilfsaktion zu sabotieren? Er wusste es besser als jeder andere, dass diese Verzögerungstaktik Millionen von Menschen das Leben kosten musste.

So blieb nur die Hoffnung auf die Liebestätigkeit privater Organisationen. Vielerlei kam zusammen: Lebensmittel, Medikamente, auch Geld. Nansen bemühte sich, alle diese Spenden rasch in die rechten Kanäle zu leiten. Dann fuhr er nach Russland in die Hungergebiete. Was er dort sah, war weit schlimmer, als selbst er es erwartet hatte. Aus Dachstroh, Baumrinden und Laub versuchten die Menschen Brot zu backen oder einen Brei zu kochen. Hunde und Katzen waren längst verzehrt. Man scheute sich nicht, selbst die Leichen auf dem Friedhof wieder auszugraben und zu essen. Empört rief Nansen nach Europa: „Warum strömen nicht die Mittel im Überfluss? Wo bleibt die Nächstenliebe?“

Um Geld herbeizuschaffen, begab er sich auf eine Vortragsreise durch die Hauptstädte Europas und nach Amerika, überall waren die Säle voll von Menschen. Als er in einer Kirche in Stockholm sprach, waren sowohl Mitglieder des Königshauses wie auch die Führer der Kommunisten anwesend. Nansen ersparte ihnen nichts. Er schildert realistisch, was er gesehen hat, und er macht es durch Lichtbilder deutlich. Die Zuhörer waren erschüttert. Viele weinten, einige fielen in Ohnmacht. Selbst Nansen versagte manchmal die Stimme. „Ich sage es jetzt und ich werde es immer sagen: wer diese russischen Kinder mit ihren flehenden Augen gesehen hat, kann ihren Blick nie vergessen.“

Die Zeitung „Dagbladet“ berichtet im März 1922 von einem dieser Vorträge: „Die Versammlung ist zu Ende. Professor Nansen erhebt sich, und ein müdes Lächeln leuchtet einen Augenblick in seinem Antlitz auf. Bald soll er seine übermenschlich anstrengende Reise fortsetzen, die Reise durch ein Eisland, hundertmal schlimmer als das Polarmeer, das er einst überwand, die eisige Herzenskälte einer abgestumpften Menschheit.“

Seine gerade Gestalt hastet die Straße hinab - ein riesiger Hut, zwei scharfe Augen, ein rassig gemeißeltes Antlitz, hart, entschlossen, unerschütterlich - so sieht er aus, der für dreißig Millionen unglückliche Menschen das Schicksal darstellt.“

Nansens Propagandafeldzug hatte Erfolg. Aus privaten Sammlungen und von verschiedenen Vereinigungen strömten ihm reiche Mittel zu, und auch einige Regierungen leisteten jetzt Beiträge. Seine Organisation, die „Nansenhilfe“, sorgte dafür, dass das Geld so schnell wie möglich in

Nahrungsmittel umgesetzt und in die Notstandsgebiete geleitet wurde. Auch Hoovers Aktion bekam durch Nansens Appell an das Weltgewissen neuen Auftrieb. Das Zögern des Völkerbundes hatte zur Folge, dass es nicht gelang, die große Katastrophe zu verhindern. Millionen von Menschen starben, weil die Hilfe zu spät kam. Aber Millionen wurden gerettet, weil Nansen sich bis zum äußersten seiner Kraft für sie einsetzte.

Im Dezember 1922 wurde Nansen der Friedens-Nobelpreis verliehen. Nach dem Testament seines Stifters sollte er denen zuerkannt werden, „die am meisten oder am besten für die Verbrüderung der Völker wirken.“ Der Vorsitzende des Nobelkomitees, Professor Strang, hielt die Festrede. Nachdem er Nansens Verdienste um die Rückführung der Kriegsgefangenen, die Flüchtlinge und die Bekämpfung der Hungersnot in Russland gewürdigt hatte, erinnerte er an die Fahrt der „Fram“, die allein Nansens Glaube an die Polardrift zum Ziel gebracht hatte. Dann fuhr er fort: „Dasselbe sehen wir in unseren Tagen. Wieder hat ein Unterstrom, an den nur wenige geglaubt haben, Nansen vorwärts getragen - der tiefe Strom des Menschengefühls, der unter der Eisschicht fließt, mit der sich Staaten und Individuen umgeben. An diesen Strom hat Nansen geglaubt, und durch diesen Glauben hat sein Werk gesiegt.“

Der Völkerbund betrachtete Nansen jetzt als seinen bewährten Experten für Flüchtlingsfragen aller Art. Als in dem griechisch-türkischen Krieg Kemal Pascha den Griechen im Sommer 1922 eine vernichtende Niederlage beigebracht hatte, flohen Hunderttausende von Griechen und Armeniern auf die Inseln im Ägäischen Meer, um dem drohenden Massaker durch die Türken zu entgehen. Nach dem Waffenstillstand im Herbst musste Griechenland Ostthrazien an die Türkei abtreten. Wer nicht unter türkische Herrschaft kommen wollte, musste das Land innerhalb von achtundvierzig Tagen verlassen. Aber unter den griechischen Bauern, die nicht lesen konnten, verbreitete sich das Gerücht, es sei ihnen eine Frist von nur achtundvierzig Stunden gesetzt. Da sie um keinen Preis osmanische Untertanen werden wollten, flüchteten sie in wilder Panik über den Grenzfluss Maritza nach Griechenland. Wieder war es Nansen, der die schlimmsten Leiden dieses Flüchtlingsstromes linderte und beim Völkerbund eine Anleihe erwirkte, um die Heimatlosen in Griechenland anzusiedeln.

Verratenes Volk

Nansens letzte Hilfsaktion galt dem Schicksal des armenischen Volkes. Armenien, im Altertum ein mächtiges Reich, lag an der Dreiländerecke, wo Russland, die Türkei und Persien zusammenstoßen. Weitaus die meisten Armenier lebten auf türkischem Gebiet, wurden aber hier von den Türken aufs bitterste bekämpft und misshandelt. Schon der alte Gladstone, Englands langjähriger Premierminister unter der Königin Viktoria, hatte 1876 empört gegen die Greuelthaten der Türken in Armenien protestiert. Er nannte die Türkei einen Schandfleck in der Welt und den Sultan Abdul Hamid, der alle Grausamkeiten deckte, einen Mörder auf dem Thron. Zu Beginn des ersten Weltkrieges hatten die Großmächte andere Sorgen, als sich um das Schicksal einer kleinen Nation in Asien zu kümmern. Darum ging die Türkei jetzt daran, die armenische Frage in ihrem Sinne zu lösen, das hieß: „das Vaterland von der verfluchten Rasse zu befreien und alle Armenier im türkischen Reiche auszurotten, so dass auch nicht eine lebende Seele entwische.“ Zunächst wurden in Konstantinopel sechshundert Intellektuelle verhaftet, Lehrer und Geistliche, Ärzte, Literaten und Rechtsanwälte. Nur acht davon sah man wieder, über das, was kurz danach in der Provinz geschah, berichtet Nansens Biograph Soerensen: „Dann brachen Greuel los, wie sie in der Geschichte nicht Ihresgleichen haben. Von Cilicien, Anatolien und Mesopotamien wurden die Armenier auf ihren Todesmarsch in die Wüste hinausgetrieben. Diejenigen, die nicht

niedergemacht oder erschossen wurden, starben vor Hunger. Ihr ganzes Hab und Gut rissen die Türken an sich.“

Um den Widerstand der Türkei zu brechen, versprachen im weiteren Verlauf des Krieges die Alliierten den Armeniern Freiheit und politische Selbständigkeit, wenn sie sich der Entente anschließen und in ihren Reihen kämpfen wollten. Feierliche Versprechungen wurden ihnen von den großen Staatsmännern der westlichen Welt gemacht: von Asquith und Lloyd George, von Clemenceau, Poincare und Wilson.

Mehr als zweihunderttausend Armenier gaben ihr Leben für die Sache der Alliierten. Die Hälfte des Volkes fiel den türkischen Massakern zum Opfer. Achthunderttausend flüchteten ins Ausland oder in ein Versteck. Als der Krieg zu Ende war, erinnerte sich niemand der großartigen Versprechungen. Doch irgend jemand musste sich der Flüchtlinge annehmen. Der Völkerbund ernannte eine Kommission, die untersuchen sollte, ob man nicht einen Teil von ihnen in dem Gebiet südlich des Kaukasus ansiedeln könnte. Wieder bat man Nansen, den Vorsitz zu übernehmen. Er konnte helfen, einigen Zehntausenden hier und anderswo eine neue Heimstätte zu bereiten. Aber zu einer wirklichen großzügigen Hilfsaktion für das ganze Volk verweigerte man ihm die Mittel. In zwei Büchern, „Betrogenes Volk“ und „Durch Armenien“, hat er seine Erlebnisse in diesem Kampf geschildert. Die Passivität der Großmächte in der armenischen Frage hat ihn tief erschüttert. „Aber ich verstehe“, schreibt er voll bitterer Ironie, „warum nichts geschieht, warum die Staatsmänner Europas des ewigen armenischen Problems müde geworden sind. Es hat ihnen ja nur Niederlagen eingebracht! Schon der bloße Name weckt ihr schlafendes Gewissen. Wie viele Versprechungen haben sie nicht erfüllt! Ja, nicht einmal versucht zu erfüllen. Es handelte sich ja nur um dieses kleine blutende Volk, das zwar begabt war, aber weder Ölfelder noch Goldgruben besaß.“

An Bord der „Fram“ hatte Nansen in sein Tagebuch geschrieben: „Es kommt ein Tag, groß und stille, öffnet die gewaltige Pforte zum Nirwana, und du wirst hinübergetragen ins Meer der Ewigkeit.“ In der Winterhütte auf dem Franz-Joseph-Land schrieb er zu Weihnachten 1895: „Der Tod kann sich, glaube ich, niemals nähern, ehe man seine Mission erfüllt hat.“

Jetzt, ein Menschenalter später, hatte er seine Mission erfüllt. Seit dem Februar 1930 litt er an einer Venenentzündung. Auch begann sein Herz zu versagen. Sein Biograph Wartenweiler berichtet von dem 13. Mai dieses Jahres: „Der Nachmittag war schön -, diese Frühlingstage im Norden sind von einer ergreifenden Milde - Nansen verlangte nach der Veranda seines Heimes, nach dem Ausblick über Garten und Fjord. Draußen hörte ihn seine Schwiegertochter plötzlich sagen: ‚Wie gut, dass wir in unserm Garten diese Linden gepflanzt haben ... Ihr Grün ist so frisch, dass sie den Frühling zu verlängern scheinen.‘ Er neigt sich vornüber. Sie nähert sich ihm und richtet das Haupt wieder auf: es war ihm auf die Brust gesunken. Noch einmal öffnet er die Augen, küsst leise die Stirne, die sich über ihn beugt und seufzt: ‚O ja!‘

Es ist sein letztes Ja.“

Am 17. Mai, dem Nationalfeiertag der Norweger, an dem Nansen die Festrede halten sollte, wurde er beigesetzt. In der Pfeilerhalle vor der Aula der Universität stand der Sarg. Ganz Oslo strömte herbei. Es kamen der König und der Kronprinz. Es kamen Nansens alter Kamerad Sverdrup und Noel Baker als Vertreter der englischen Regierung. Die Kinder aller Schulen zogen an dem Katafalk vorbei. Zwei Minuten lang ruhte der Verkehr. Die Gedächtnisrede des Staatsministers an der Bahre klang aus in dem Gedicht von Anders Horden:

„Mein Leben schenk ich ungeteilt,
und alles, was ich bin und hab.“

Und dann sang die Menge ernst und feierlich Norwegens Nationallied: „Ja, wir lieben dieses Land!“

Nansen ging ein in die Geschichte als ein großer Polarforscher und als großer Mensch.

Was die Menschen antreibt, die Arktis, ja überhaupt die unbekanntenen Regionen der Erde und des Geistes zu erforschen, hat er selbst einmal formuliert: „Solange das menschliche Ohr die Brandung des Meeres hört, solange das menschliche Auge das Nordlicht über dem Schneefeld sieht, solange der menschliche Gedanke Welten im endlosen Räume sucht, so lange wird die Sehnsucht nach dem Unbekannten den menschlichen Geist vorwärts und aufwärts führen.“

Und solange es Kriege gibt, die von Generation zu Generation immer grauenvoller werden, die in ihrem Gefolge Not und Elend bringen, die Kriegsgefangene und Flüchtlinge zu Millionen an den Rand der Existenz werfen, wird man sich seiner erinnern. Und man wird danach rufen, ob nicht wieder ein Mann erstehen werde, wie Nansen es war. Kein weltfremder Ideologe, sondern ein harter und nüchterner Mann. Ein Mann, der nicht nur von Humanität redet, sondern männlich und stark unter den harten Realitäten der Politik mit der heißen Leidenschaft seines Herzens tut, was nur getan werden kann, um für zahllose Menschen die Not zu lindern und ihr Schicksal zu wenden.

Sven Hedin: Der letzte Entdeckungsreisende

An einem Frühlingsabend des Jahre 1880 waren alle Stockholmer auf den Beinen. Sie wollten einen Landsmann empfangen, der eines der großen Probleme der Entdeckungsgeschichte gelöst hatte: die Bezwingung der Nordostpassage, des Seeweges vom europäischen Eismeer entlang der Nordküste Asiens zum Stillen Ozean. Erik von Nordenskiöld war der Mann, der mit seinem Dreimaster „Vega“ diese Tat vollbracht hatte. Unter den mehr als hunderttausend Menschen, die den mit einem Schlag in aller Welt berühmt gewordenen Schweden begrüßen wollten, war auch ein Junge von fünfzehn Jahren, der mit heißem Herzen alle Bilder dieses Abends in sich aufnahm. Sein Name war Sven Hedin.

Zehn Uhr abends erdröhen von den Batterien auf dem Kastelholm die ersten Kanonenschüsse. Bündel von Raketen steigen in die Luft. Bald lässt ein strahlendes Feuerwerk die Festbeleuchtung der Häuserfronten erblassen. Brausend pflanzt sich ein Chor von Jubelrufen am Ufer fort, und dann erscheint das Märchenschiff, die „Vega“. Langsam und feierlich gleitet es Stockholms Ström hinauf und wirft vor dem Königsschloss Anker. Hier endet die Fahrt des kühnen Forschungsreisenden, der als erster Mensch ganz Asien und Europa umfahren hatte.

Für den jungen Sven Hedin wird dieser Tag zum entscheidenden Wendepunkt: „Von wunderbaren Gedanken erfüllt legte ich mich nieder. Ich hatte ein unerhört Großes erlebt und eine Erfahrung gesammelt, die mein ganzes Leben bestimmen sollte. Wenn Nordenskiöld nur durch das Vordringen in unbekannte Teile der Erdoberfläche sich weltumspannenden Ruhm erworben hatte, so stand auch mir die gleiche Bahn offen.“ Seit diesem Tag hat er sein Lebensziel klar vor Augen: er beschließt, Polarforscher zu werden.

Sven Hedin wurde am 19. Februar 1865 in Stockholm geboren, wo sein Vater Stadtarchitekt war. Sein Elternhaus, in dem schlichte Frömmigkeit, Gastlichkeit und der Sinn für Gelehrsamkeit herrschten, blieb ihm bis ins Alter der Inbegriff von Heimat und Geborgensein. In der Schule wollte es anfangs nicht recht gehen. Aber nach einigen Jahren packte ihn der Ehrgeiz. Vor allem reizte ihn das Kartenzeichnen. Allein aus seiner Schulzeit sind sieben dicke Bände mit selbstgezeichneten Karten erhalten.

Als er zwanzig Jahre alt war und kurz vorm Abitur stand, fragte ihn der Rektor seines Gymnasiums, ob er Lust hätte, auf kurze Zeit nach Baku am Kaspischen Meer zu gehen. Er sollte dort einen Knaben unterrichten, dessen Vater Ingenieur auf den Naphthafeldern der Brüder Nobel war. Ohne Zögern sagte Hedin zu. Gewiss war das nicht gerade der kürzeste Weg, um Polarforscher zu werden. Aber instinktiv fühlte er, dass sich ihm hier die große Chance bot, um irgendwie die Träume seiner Jugendjahre zu verwirklichen.

Der Abschied von der Heimat, von Eltern und Geschwistern fiel ihm bitterschwer, diesmal wie auch bei jeder späteren Reise. Aber schon am ersten Tage siegte sein fröhlicher Optimismus und die Neugier auf die funkelnde Ferne. Mit seinem Schüler und dessen Mutter fuhr er über Petersburg und Moskau der Grenze Asiens entgegen. Durch die Nadelwälder und die Steppen Russlands saust der Zug. Ohne zu ermüden nimmt er all die neuen, fremdartigen Bilder in sich auf: Kleine weiße Kirchen mit grünen Zwiebeltürmen, freundliche Dörfer, Bauern in roten Kitteln und hohen Stiefeln bei der Feldarbeit, endlose Landstraßen, auf denen die Troika dahinjagt.

Hedins Tätigkeit als Hauslehrer war von vornherein auf ein halbes Jahr befristet. Sie ließ ihm hinreichend Zeit, um sich mit Land und Leuten seiner neuen Umgebung bekannt zu machen. Die langen Winterabende benutzte er, um Russisch, Tatarisch und Persisch zu lernen. Schon nach wenigen Monaten konnte er alle drei Sprachen ziemlich fließend sprechen. Er war entschlossen,

keineswegs sogleich wieder nach Hause zurückzukehren. Jetzt lockte ihn die märchenhafte Romantik des Orients. Eine Reise quer durch Persien sollte ihm einen ersten Eindruck davon verschaffen. Doch die Frage der Finanzierung bereitete ihm noch erhebliches Kopfzerbrechen. Eines Tages erschien Ludwig Nobel plötzlich in Baku, um die Betriebsanlagen zu inspizieren. Zur allgemeinen Überraschung nahm er auf die Fahrt über die Ölfelder den jungen Sven Hedin mit, der sich ihm vor seiner Abreise von Stockholm schon flüchtig bekannt gemacht hatte. Hedin ist beglückt über diese Ehre, und sogleich durchzuckt ihn der Gedanke, hier könnte er einen Mäzen finden. Dem schwerreichen Manne müsste es doch ein leichtes sein, ihm die Reise durch Persien zu ermöglichen. Mit Begeisterung berichtet er ihm darum von seinen Plänen. Aber der schweigsame alte Herr blieb kühl und verschlossen.

Diese Ablehnung hat Hedin tief getroffen. In dem Entschluss, die Reise allen Schwierigkeiten zum Trotz doch zu wagen, konnte sie ihn nur bestärken. „Als ich mich an jenem Abend zu Bett gelegt hatte“, schrieb er später, „dachte ich lange über die Ereignisse dieses Tages nach und gelobte mir mit beinahe aufrührerischer Entschlossenheit: ich werde ihm zeigen, dass ich Persien ohne Geld bezwingen kann. Ich habe einen mächtigen Helfer, und die ewigen Sterne werden über meinen Wegen leuchten.“

Zu Pferd durch Persien

So musste er sich mit einer sehr bescheidenen Reisekasse auf den Weg machen. In Baku hatte er 180 Rubel gespart. Sein Vater, der anfangs mit den persischen Reiseplänen gar nicht einverstanden war, schickte ihm noch einmal die gleiche Summe. Das Geld wechselte Hedin sogleich in persische Silbermünzen um und ließ es in einen Ledergürtel einnähen, den er stets um den Leib trug. Seine Kleidung bestand aus einem einzigen Anzug und einem Wintermantel. „Zum Schutz gegen die Wärme habe ich einen großen Korkhut, zum Schutz gegen Krankheit eine kleine Apotheke, gegen körperliche Feinde einen scharf geladenen Revolver, gegen geistige - die Bibel. Ich bin so ruhig, als gelte es eine Reise nach dem Tiergarten.“

Zum Reisebegleiter wählte er seinen jungen tatarischen Sprachlehrer Baki Chanow. Ein Dampfer mit mächtigen Schaufelrädern brachte beide von Baku zu der persischen Hafenstadt Rescht. Beim überschreiten des Elburs-Gebirges hatten sie die ersten Strapazen zu überstehen. Ein wütender Schneesturm hüllte das ganze Land ein. Die Kälte, auf die sie mit ihrer Kleidung nicht vorbereitet waren, drang den beiden einsamen Reitern durch Mark und Bein. Endlich war der letzte Kamm überschritten, und vor ihnen lag im Sonnenglanz der Steppe die Stadt Kaswin, von der einst der Prophet Mohammed gesagt hatte: „Ehrt Kaswin, denn diese Stadt liegt auf der Schwelle einer der Pforten des Paradieses.“

Der Weg zu den paradiesischen Gefilden Persiens, von denen Hedin träumte, war jedoch noch weit. Erst nach einem anstrengenden Ritt von sieben Tagen trafen sie in Teheran ein. Hier hatte Hedin Empfehlungen an den Schweden Dr. Hybennet, den Zahnarzt des Schah, der sich ein Vergnügen daraus machte, den jungen Landsmann mit großartiger Gastfreiheit aufzunehmen und ihm alle Sehenswürdigkeiten der persischen Hauptstadt zu zeigen.

Der Sommer stand unmittelbar bevor; so beschloss er, die Reise nach Süden nicht länger aufzuschieben. Sein Begleiter war in Teheran an einem heftigen Fieber erkrankt. Hedin bedauert, ihn zurücklassen zu müssen; aber schon nach wenigen Tagen meint er, es sei doch eigentlich ein Vorteil, allein zu reisen. Ende April verließ er die Stadt, von jugendlicher Abenteuerlust berauscht: „Unendliche Weiten eines unbekanntes Landes breiteten sich vor mir aus, als ich mit meinem ersten Stallknecht zum südlichen Stadttor von Teheran hinausritt. Ich fühlte mich glücklich über die

asiatische Freiheit, die mich mit offenen Armen aufnahm. Reiter, Karawanen, wandernde Derwische, alle Lebewesen, die wir sahen, waren meine Freunde.“

Die Reise führte ihn zu den denkwürdigen Stätten der persischen Geschichte aus drei Jahrtausenden. In Isfahan bewundert er die prächtige Fassade der Königsmoschee mit ihren kostbaren Fayencen. In Schiras, seit alter Zeit berühmt durch seine Rosen, die Schönheit seiner Frauen und die Güte seines Weines, gedenkt er des großen persischen Dichters Hafis, der einst hier gelebt hat. - Die Ruinen von Persepolis sind das eindrucksvollste Denkmal des Altertums, das in Persien erhalten geblieben ist. Sie liegen in einer Gegend, die heute fast völlige Wüste ist. Eine Doppeltreppe, auf der zehn Reiter nebeneinander die niedrigen Marmorstufen hinaufreiten konnten, führt zu einer riesigen Plattform; hier stehen noch heute die Grundmauern und dreizehn der sechsunddreißig Säulen, die einst die Dachbalken des Palastes von Xerxes trugen. Sinnend steht der junge Hedin vor den Ruinen dieses Königsschlusses, das im Jahre 331 v. Chr. in Trümmer fiel, als Alexander der Große nach einem tollen Trinkgelage den Palast und die ganze Stadt in Flammen aufgehen ließ.

Nachdem er in vier Wochen 1.600 Kilometer zurückgelegt hatte, erreichte er bei Buschehr die Küste. Noch im Alter schildert er diese Stadt als den schrecklichsten Ort, der ihm je in Asien vorgekommen sei. über die Hitze am Persischen Golf stöhnt er ebenso wie sechshundert Jahre früher Marco Polo. - Sein nächstes Ziel ist Bagdad. Um Geld zu sparen nimmt er nur einen Deckplatz auf dem englischen Dampfer, der ihn nach Basra bringt. Die Pracht und der Reichtum der alten Kalifenstadt, von denen uns die Märchen aus Tausendundeiner Nacht berichten, sind heute verschwunden. Fast alles fiel den mehrfachen Mongolenstürmen zum Opfer. Trotzdem ist Bagdad auch heute noch eine interessante Stadt mit engen, malerischen Straßen, in denen man alle Völkerschaften des vorderen Orients trifft. In den Basaren bestaunte Hedin persische Teppiche, seidene Gürtel, Brokate und andere Kostbarkeiten. Er hätte sich gern ein Andenken an Bagdad gekauft, aber ein Blick auf seine Kasse sagte ihm, dass er kaum noch, die Rückreise bis Teheran bestreiten konnte.

Er hat Gelegenheit, sich für diese Reise einer Karawane von Kaufleuten und heimkehrenden Mekkapilgern anzuschließen. Doch bald geht ihm das zu langsam; auch reist die Karawane nur nachts, so dass er von der Landschaft nichts zu sehen bekommt. Er mietet darum ein arabisches Vollblutpferd, dessen Besitzer, ein alter Araber, ihn begleitet. Das ist teuer, aber viel reizvoller. Als Hedin in der westpersischen Stadt Kir-manschah den Araber abgelohnt hatte, blieb ihm gerade noch Geld genug für ein bescheidenes Abendessen. Hier gab es keinen Europäer, an den er sich wenden konnte. Selbst mitten in der Wüste hatte er sich nicht so einsam gefühlt wie jetzt. „Ich setzte mich auf eine zerfallene Lehmmauer, um zu überlegen, und betrachtete die Menschen, die vorübergingen. Sie sahen mich an, als sei ich ein wildes Tier, und scharten sich in lebhaften Gruppen um mich. Was in aller Welt sollte ich anfangen? Es waren nur noch einige Stunden bis zur Dämmerung, und wo sollte ich die Nacht zubringen, um den Schakalen zu entgehen?“

Da erinnerte er sich, dass man ihm in Bagdad von einem reichen arabischen Kaufmann Aga Hassan erzählt hatte, der hier in Kirmanschah lebte. Seine Karawanen durchzogen ganz Westasien von Herat bis Jerusalem und von Samarkand bis Mekka. Das war der Mann, der ihm helfen konnte! - Hedin ließ sich bei ihm melden. Als der Araber hörte, dass sein Besucher aus Schweden, dem Lande König Karls XII. kam, der als „Eisenkopf“ noch immer im Türkischen Reich gerühmt wurde, bot er Hedin mit orientalischer Höflichkeit seine Gastfreundschaft an: „Sie müssen mir versprechen, sechs Monate lang mein Gast zu sein. Was ich besitze, gehört Ihnen, Sie haben nur zu befehlen.“

Er blieb nicht sechs Monate, sondern wenige Tage, aber diese Zeit war wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht. „In einem großen Saal mit persischen Teppichen und schwarzseidenen

Diwans ließ ich mich häuslich nieder. Zwei Sekretäre bildeten meinen Hofstaat, und Diener waren bei jedem Wunsch zur Hand! Hatte ich Appetit, so brachte man mir auserlesene Stücke am Spieß gebratenen Schaffleisches, Hähnchen mit Reis, saure Milch, Käse und Brot, Aprikosen, Weintrauben und Melonen, und hinterdrein gab es Kaffee und eine Wasserpfeife. Wollte ich trinken, so wurde mir ein süßes Getränk aus Dattelsaft mit Eis serviert. Und wollte ich ausreiten, um mir Stadt und Umgegend zu besehen, so warteten meiner auf dem Hof arabische Vollblutpferde!“

Es war wahrhaftig ein Reisemärchen, aber schließlich musste Hedin doch Aga Hassan seine Lage offenbaren und ihn um Hilfe angehen. Zunächst vertraute er sich einem der Sekretäre an. Der fand es zwar seltsam, dass ein Europäer ohne Geld auf eine so weite Reise geht, gab ihm aber sogleich die tröstliche Versicherung: „Geld können Sie von Aga Hassan so viel bekommen wie Sie wollen.“ - Der Sekretär hatte nicht zuviel versprochen. Der alte Araber war in jeder Weise um seinen Gast bemüht. Er warnte ihn vor den Räubern auf den Gebirgsstraßen und sorgte dafür, dass Hedin sich dem Postreiter anschließen durfte, der stets von drei Soldaten begleitet wurde. Beim Abschied ließ er ihm diskret durch den Sekretär einen mit Silbermünzen gefüllten Lederbeutel überreichen.

Die Entfernung bis Teheran betrug fünfhundert Kilometer. Schon die erste Etappe war eine harte Probe. In sechzehn Stunden legten sie mehr als hundertsechzig Kilometer zurück. Es ging vorüber an dem schneebedeckten Gipfel des Elwend und an den Ruinen von Ekbatana. Als die Reiter schließlich nach fünf Tagen in Teheran einritten, hatten sie in den letzten fünfundfünfzig Stunden keinen Augenblick geschlafen. Um vier Uhr morgens klopfte Hedin an die Tür seines Landsmannes Dr. Hybennet. Der war hocherfreut, seinen jungen Freund zwar sehr abgemagert, aber sonst wohlbehalten wiederzusehen.

Nun musste Hedin ernstlich an die Heimkehr denken. Auf allen seinen späteren Unternehmungen betrachtet er es gleichsam als Ehrensache, für die Rückreise niemals den gleichen Weg zu wählen wie auf der Ausfahrt, selbst wenn das bequemer und billiger war. Schon jetzt folgt er diesem Grundsatz und benutzt die Gelegenheit, auf dem Heimweg Konstantinopel, den Balkan und Wien wenigstens flüchtig kennenzulernen. Im September 1886 traf er wieder in Stockholm ein, von Eltern und Geschwistern wie ein Triumphator empfangen.

Hedins erste asiatische Reise war alles andere als eine wissenschaftliche Forschungsreise. Wie ein Landstreicher - ewig in Geldnöten, was ihn aber wenig bekümmerte, - war er mit nur tausend Mark drei Monate lang durch Persien und Mesopotamien gezogen. Aber er hat dabei ungeheuer viel gelernt, Er hat sehen gelernt und in seinen Briefen und Tagebüchern ein erstaunliches Talent entwickelt, all das Gesehene in lebendigen Bildern wiederzugeben. Er weiß jetzt, wie man in Asien reist. Er hat bewiesen, dass er mit den Angehörigen der verschiedensten Völkerschaften vortrefflich umzugehen versteht. Der Zauber des Orients hat ihn unrettbar gepackt. Er fühlt es jetzt mit schicksalhafter Gewissheit: Nicht in der Arktis wird er um Entdeckerruhm kämpfen, sondern in Asien, nur in Asien!

Zunächst widmete er sich in Stockholm dem Studium der Geologie. Nebenbei genügte er seiner Militärpflicht, was nur wenig mehr als einen Monat in Anspruch nahm, und vor allem schrieb er ein Buch über seine Persienreise. Zu seinem grenzenlosen Erstaunen bot ihm ein schwedischer Verleger dafür dreitausend Kronen, weit mehr, als die ganze Reise gekostet hatte. - Im Herbst 1889 ging er nach Berlin und ließ sich an der Universität immatrikulieren. Hier lehrte der berühmte Geograph Freiherr von Richthofen, der selbst jahrelang als Forschungsreisender in Asien gelebt hatte. Noch im Alter bekennt Hedin, er habe zwar viele bedeutende Persönlichkeiten in seinem Leben kennengelernt: „aber keine machte auf mich einen tieferen, gewaltigeren und nachhaltigeren

Eindruck als Ferdinand von Richthofen, und in keines anderen Menschen Nähe habe ich mich kleiner und unbedeutender gefühlt.“

Richthofen fand Gefallen an dem jungen Studenten, der ihm von Nordenskiöld empfohlen worden war und der so begeistert von seinen persischen Reiseerlebnissen zu berichten wusste. Er legte ihm nahe, sich die Erforschung Zentralasiens zum Lebensziel zu setzen, und sagte ihm eine große Zukunft voraus, verlangte aber zunächst eine gründliche wissenschaftliche Vorbildung.

Doch schon nach wenigen Monaten bot sich für Hedin die Gelegenheit zu einer neuen Reise nach Asien. Das war eine Versuchung, der er nicht widerstehen konnte.

Gesandtschaftsreise zum Pfauenthron

Der König von Schweden hatte beschlossen, im Frühjahr 1890 eine außerordentliche Gesandtschaft zum Schah von Persien zu schicken. Hedin war dazu ausersehen, sie als Dolmetscher und Landeskundiger zu begleiten. Er wurde von König Oskar in Audienz empfangen und gewann in ihm einen väterlich-freundlichen Gönner bis an dessen Lebensende. Für die Dauer dieser Gesandtschaftsreise wurde Hedin zum Vizekonsul ernannt und bekam eine Art Diplomatenuniform, um auf die Perser gehörigen Eindruck machen zu können.

Die Mitglieder der Gesandtschaft, die der Oberhofjägermeister Treschow leitete, fuhren über Berlin und Wien nach Konstantinopel. Hier empfing sie Sultan Abdul Hamid, der ihnen den Medschidije-Orden in verschiedenen Klassen verlieh. Für Hedin war es der erste Orden seines Lebens, über den er sich knabenhaft freute. - Als sie schließlich in Teheran ankamen, erwartete sie ein Empfang mit allem orientalischen Prunk. Kavallerie in großer Paradeuniform kam ihnen zur Begrüßung entgegen, Infanterieregimenter bildeten Spalier. Mehrere Militärkapellen spielten die schwedische Nationalhymne; die ganze Bevölkerung von Teheran strömte herbei, um das prachtvolle Schauspiel zu sehen.

Bald wurden sie vom Herrscher in Audienz empfangen. „An der Stirnseite des Saales, zwischen dem einzigen bis zum Erdboden reichenden Fenster und dem Pfauenthron, stand Schah Nasreddin. Der eigenartige Thron, der einem großen Stuhl mit Rückenlehne und verlängertem Sitz und Stufen gleicht, war mit dicken Goldplatten belegt und mit Edelsteinen besetzt. Er gehörte einst dem Großmogul in Delhi; vor bald zweihundert Jahren hatte ihn Nadir Schah auf seinem indischen Feldzug erobert. - Nasreddin Schah war schwarz gekleidet und trug auf der Brust achtundvierzig riesige Diamanten und auf jedem Schulterstück drei große Smaragde. An der schwarzen Mütze hatte er eine Diamantengraffe und an der Seite einen krummen Säbel, dessen Scheide mit Juwelen übersät war. Er betrachtete uns unverwandt; seine Haltung war königlich, er stand da wie ein echt asiatischer Despot, seiner Erhabenheit und Macht bewusst.“

Nachdem sie ihren Auftrag erfüllt und durch Empfänge, Paraden und Gastmähler gebührend gefeiert worden waren, bereiteten sich die Mitglieder der Gesandtschaft auf die Rückreise vor. Nur einer zögerte: Hedin. Sollte er sich mit all diesen Festen zufriedengeben, bei denen er doch nur die Rolle eines Statisten spielte? Musste er nicht vielmehr diese Gelegenheit benutzen, um tiefer in das Herz des Erdteils einzudringen, dem er sein Leben weihen wollte? Zu eigener wissenschaftlicher Arbeit fühlte er sich noch immer nicht hinreichend gerüstet. Aber als Vorbereitung für ein späteres Forschungsunternehmen konnte ein solcher Vorstoß wohl dienen. Er bat darum telegraphisch König Oskar um die Erlaubnis, sich von der Gesandtschaft trennen zu dürfen und auf eigene Faust die Reise nach Osten fortzusetzen. Der König stimmte zu und erklärte sich sogar bereit, die Kosten zu tragen.

Im September verließ Hedin Teheran auf der berühmten Karawanenstraße nach Chorassan. „Schon Xerxes und Darius hatten auf dieser Straße eine Postverbindung eingerichtet, und zu Tamerlans Zeiten waren die Haltestellen, an denen die Kuriere des Großkönigs ihre Pferde wechselten, ungefähr dieselben wie jetzt. Hier ist klassischer Boden der Geschichte. Hier holte Alexander der Große den fliehenden Darius Kodomannus ein, hier zog Harun-al-Raschid einher, hier verheerten, plünderten und mordeten die wilden Horden der Mongolen, hier hallte die Wildnis wider vom Waffengeklirr Nadir Schahs.“

Hedin reist mit drei Pferden und einem Stallknecht, der ebenso wie die Tiere an jeder Station gewechselt wird. In Mesched besucht er das Grab Harun-al-Raschids und bewundert die herrliche Moschee mit blauer Kuppel, die Tamerlans Lieblingsfrau hier bauen ließ. - An Tamerlan selbst, den gewalttätigen tatarischen Welteroberer, erinnert in Samarkand ein nach seinen eigenen Plänen errichtetes Grabmal, das Hedin als eines der schönsten Mausoleen der Welt bezeichnet. An einer Wand der Grabhalle sind in arabischer Schrift die Worte zu lesen: „Wenn ich noch lebte, würden die Menschen beben.“

Feierlich ist ihm zumute, als er Anfang Dezember die Grenze Ostturkestans überschreitet und damit zum ersten Male die gelbe Erde Chinas betritt. In Kaschgar knüpfte er viele persönliche Beziehungen an, die ihm später von Nutzen werden sollten. Am Weihnachtsabend trat er die Rückreise an. In der öden Steppe am Fuße der schneebedeckten Bergriesen des Tien-Schan besuchte er noch das Grab des großen russischen Reisenden Prschewalskij; dann ging es in eiliger Fahrt über Buchara und die Wüste Karakum ans Kaspische Meer. Nach einjähriger Abwesenheit traf er im März wieder in Stockholm ein.

Auch diese Reise brachte noch keine umfangreichen wissenschaftlichen Ergebnisse. Aber sie gab ihm die Gewissheit, dass er jetzt das wahrhaft lohnende Ziel für seine Lebensarbeit gefunden hatte. „Als ich im Frühjahr 1891 nach Stockholm zurückkehrte, fühlte ich mich wie ein Eroberer unermesslicher Gebiete. Kaukasien, Mesopotamien, Persien, Russisch-Turkestan und Buchara hatte ich durchquert und war bis Chinesisch-Turkestan vorgedrungen. Ich traute mir daher zu, nun eine große Schlacht schlagen und ganz Asien erobern zu können, vom Westen bis zum Osten. Meine asiatischen Lehrjahre lagen jetzt hinter mir; große und ernsthafte geographische Aufgaben erwarteten mich. Ich brannte vor Sehnsucht, wieder hinauszukommen zu wilden Abenteuern. Schritt für Schritt hatte ich mich immer weiter zum Herzen des größten Erdteils vorgearbeitet. Jetzt kamen für mich nur noch Pfade in Betracht, die noch nie ein Europäer betreten hatte.“

Es kam ihm nun nur noch darauf an, sein Studium wenigstens formal so schnell wie möglich abzuschließen. Im Frühjahr 1892 fuhr er nach Berlin und besuchte wieder einige Wochen lang die Vorlesungen von Richthofen. Aber schon im Juni ging er nach Halle, um an der dortigen Universität bei dem Geographen Kirchhoff sein Doktorexamen zu machen. Offenbar waren dort die Zulassungsbedingungen besonders günstig, denn schon sechs Wochen später kann er jubelnd nach Hause berichten, dass er das Examen bestanden hat. Seine Doktorarbeit trug den Titel „Der Demawend nach eigener Beobachtung.“

Die zweite Reise hatte Hedin bis tief nach Innerasien hineingeführt, aber doch nur bis an die Schwelle jener Gebiete, die bisher von der geographischen Forschung wenig oder noch gar nicht berührt waren: Ostturkestan mit dem Tarimbecken und der Takla-makan, die Wüste Gobi und Tibet. Hier waren noch Gebiete vom mehrfachen Umfang europäischer Großstaaten, die auf der Landkarte nur als weiße Flecke verzeichnet waren. Es war sein Ehrgeiz, auf der neuen Reise, die er jetzt mit aller Energie vorbereitete, tief in diese „Terra incognita“ Innerasiens vorzustoßen.

Schwierig war auch diesmal wieder die Finanzierung. Hedin hatte die Kosten auf zwanzigtausend Kronen veranschlagt. Erfahrene Freunde suchten ihn zu überzeugen, dass dies viel zu wenig sei. Sie bemühten sich, in ihrem Bekanntenkreise Gönner zu finden, die je einige hundert oder tausend Kronen beisteuerten. Wesentlich war schließlich die Bereitschaft des Königs und der Familie Nobel, die neue Reise großzügig zu unterstützen.

Die Todeskarawane

Es war Mitternacht, als der Dampfer „Von Döbeln“ am 16. Oktober 1893 mit Hedin an Bord sich vom Kai von Skeppsbron löste. Um keinen Abschiedsschmerz aufkommen zu lassen, rief er Eltern und Geschwistern fröhlich zu: „Ich komme bald wieder!“ Aber seine Mutter wusste es besser. „Bald, nach seiner Zeit!“ flüsterte sie. Tatsächlich dauerte die Reise mehr als dreieinhalb Jahre.

Um wieder einen neuen Weg nach Zentralasien kennenzulernen, fuhr Hedin diesmal mit der Eisenbahn zum Süden des Ural nach Orenburg. Von Taschkent aus geht er dann sein erstes Ziel an, das Hochplateau des Pamir. Mehrmals versucht er, dessen gewaltigsten Gipfel, den 7.900 Meter hohen Mustag-ata, den „Vater der Eisberge“, zu bezwingen. Auch der dritte und letzte Ansturm führte nicht zum Erfolg. In 6.300 Meter Höhe stellt Hedin bei sich wie bei seinen kirgisischen Begleitern alle Symptome der Bergkrankheit fest: schnellen Puls, Taubheit, geringe Körperwärme und Schlaflosigkeit. Auch die Yaks, die das Gepäck tragen sollten, waren in dem tiefen Schnee nicht mehr vorwärts zu bringen.

So musste Hedin sich schweren Herzens zur Umkehr entschließen. Aber die Nacht, die er in diesem Höhenlager verbrachte, bot ihm noch ein einzigartiges Erlebnis. „Die Sonne ging unter, und ihr Purpurschein erlosch auf den Westhängen des Mustag-ata. Als der Vollmond über der Zinne der Felswand an der Südseite des Gletschers aufstieg, trat ich in die Nacht hinaus, um eines der großartigsten Schauspiele zu bewundern, die ich je in Asien gesehen habe. Die ewigen Schneefelder auf der höchsten Kuppe des Berges, das Firnbecken, das den Gletscher speist, und seine höchsten Regionen badeten im Silberschein des Mondes, aber wo der Eisstrom in seiner tiefen Felstrinne lag, herrschte nachtschwarzer unergründlicher Schatten, über die gewölbten Schneefelder zogen weiße dünne Wolken, und man glaubte die Geister des Berges zu sehen, die im Freien ihre Tänze aufführten. Ich stand so hoch wie der Gipfel des Chimborasso oder des Mount Mac Kinley und höher als der Kilimandscharo, der Montblanc und alle Bergspitzen dreier Erdteile; nur die höchsten Gipfel Asiens und der Anden waren höher. Bis zur Spitze des höchsten Berges der Erde, des Mount Everest, fehlten noch 2.600 Meter. Aber ich glaube dennoch, dass das Bild, das sich vor mir entrollte, an wilder, phantastischer Schönheit alles übertraf, was ein Sterblicher auf Erden erblicken kann. Mir war, als stünde ich an der Grenze des unermesslichen Raumes, in dem rätselhafte Welten von Ewigkeit zu Ewigkeit kreisen.“

Nach der Rückkehr vom Pamir begab sich Hedin im Frühjahr 1895 von Kaschgar aus auf eine Expedition, die zur schwersten und verlustreichsten unter allen seinen asiatischen Unternehmungen werden sollte. Sie galt der Erforschung der Wüste Takla-makan, die das Innere jenes weiten Beckens ausfüllt, das dem Hochland von Tibet im Norden vorgelagert ist. Die Gewässer der Randgebirge sammeln sich in einem großen Strom, dem Tarim, der schließlich in dem See Lop-nor sein Ende findet. Dem Tarim strömen von Süden einige wenige Flüsse zu, die nur nach der Schneeschmelze in den Grenzgebirgen Tibets Wasser führen. Hedin hatte sich vorgenommen, die Wüstenstrecke zwischen zweien dieser Flüsse, dem Jarkent-darja und dem Chotan-darja, zu durchqueren.

Nur vier Eingeborene begleiteten ihn. Karawanenführer wurde sein alter erprobter Diener Islam Bai, Kamelführer zwei andere Kirgisen, Kasim und Mohammed. Schließlich wurde im letzten Augenblick noch ein Mann angeworben, der vorgab, mit der Wüste wohl vertraut zu sein und immer einen Weg zu finden. Er wurde daher Jolltschi, das heißt „Wegweiser“, genannt. Der Proviant, das Trinkwasser und alle sonstigen Gepäckstücke wurden von acht baktrischen Kamelen getragen, starken und prächtigen Tieren, die Islam Bai für je 135 Mark in Jarkent gekauft hatte.

Als die Karawane am 10. April das Dorf Merket am Ufer des Jarkent-darja verließ, hatten sich alle Bewohner auf den Dächern ihrer Häuser oder am Straßenrand versammelt. Sie machten bedenkliche Gesichter und sparten nicht mit Ratschlägen und Prophezeiungen. „Die Kamele sind zu schwer beladen“, meinte ein Zuschauer. Und ein alter Mann murmelte vor sich hin: „Die kommen nie wieder!“

Die Entfernung von Merket bis zum Chotan-darja beträgt etwa dreihundert Kilometer. Hedin hoffte, die Strecke in weniger als einem Monat zu bewältigen. Während der ersten zwölf Tage ging alles ausgezeichnet. Die Karawane zog noch am Rande des eigentlichen Wüstengebietes nach Nordosten. Menschen und Tiere waren frisch und ausgeruht, und fast jeden Tag konnte ein Brunnen gegraben werden. Am Abend des 21. April trafen sie in der Nähe des Jarkent-darja sogar einen kleinen Süßwassersee. Die Kamele konnten sich an dem üppigen Schilf seiner Ufer noch einmal gütlich tun und sich satt trinken. Jetzt erst begann der Vorstoß in den zentralen Teil der Wüste. Hedin befahl seinen Leuten, für zehn Tage Wasser mitzunehmen und die Behälter mit Schilfbündeln zu umwickeln, um sie gegen die Sonnenbestrahlung zu schützen. Das Plätschern des Wassers war das Letzte, was er hörte, als er am Abend einschlief.

Schon am ersten Tag der eigentlichen Wüstenreise stieß man auf Sanddünen, die zwanzig bis dreißig Meter hoch waren. Anfangs gab es zwischen den Dünen noch ebene Flächen mit hartem Lehmboden, und hier und da stand eine einsame Tamariske. Aber bald hörte auch das auf. Soweit der Blick reichte, sah man nichts als die immer höher sich türmenden Ketten der Wanderdünen.

Am Abend des ersten Tages hatte die Karawane 26 Kilometer zurückgelegt. Der Versuch, in einem Tal zwischen den Dünen Wasser zu graben, schlug fehl. Als am Morgen des nächsten Tages die Wasserbehälter den Kamelen aufgeladen werden sollten, klangen sie so hohl, dass Hedin den Inhalt nachprüfte. „Zu meinem Erstaunen fand ich, dass er nur noch zwei Tage reichte. Ich nahm die Leute ins Verhör und erinnerte sie an meinen Befehl, Wasser für zehn Tage mitzunehmen. Jolltschi, der „Wegweiser“ entgegnete, wir hätten nur noch zwei Tage bis zum Chotan-darja. Ich konnte sie nicht schelten, denn ich hätte selbst nachsehen sollen, wieviel Wasser wir vom See mitnahmen. Wir hatten nur zwei Tagesmärsche zurückgelegt, und es wäre klüger gewesen, in den eigenen Spuren zurückzugehen; dann wäre die Karawane gerettet worden und kein Leben verlorengegangen. Aber ich konnte mich nicht zu einem Rückzug entschließen und hatte allzu großes Vertrauen zu meinem Führer.“ Der Wasservorrat reichte nur noch für einen Tag. Jetzt sollte er über drei Tage gestreckt werden. Das bedeutete zwei Becher täglich für jeden Mann.

Am nächsten Tage zog sich die Karawane weit auseinander. Als sie sich am Abend sammelte, fehlten zwei Kamele, der „Alte“ und der „Große Schwarze“. Sie konnten nicht mehr weiter, berichtete der Karawanenführer Mohammed, und hatten ihren davonziehenden Gefährten einen langen fragenden Blick nachgesandt. Hedin war tief erschüttert und malte sich ihr Schicksal aus. „Wenn ich nachts wach lag, dachte ich mit Entsetzen an die armen Tiere. Anfangs waren sie vielleicht froh gewesen, dass sie ruhen durften. Dann war die Nacht mit ihrer Kühle gekommen. Sie hatten sicher darauf gewartet, dass die Männer zurückkehrten und sie holten. Das Blut strömte immer dicker durch ihre Adern. Wahrscheinlich starb der „Alte“ zuerst. Nun war der „Große Schwarze“ allein. Schließlich starb auch er in der majestätischen Stille der Wüste, und die

wandernden Dünenhügel würden im Laufe der Zeit die irdische Hülle der beiden Märtyrer begraben.“

Hedin beschloss nun, alles zurückzulassen, was nicht unbedingt notwendig war: Proviant und Decken, Kochapparat und Geschirr. Alle Konserven, die irgend etwas Flüssiges enthielten, wurden verteilt. Dazu gab es zum letzten Male einen Becher Tee. Der ganze Wasservorrat bestand jetzt noch aus zwei kleinen Kannen. Am nächsten Morgen war eine davon verschwunden. Alle hatten Jolltschi in Verdacht. Mühsam schleppte sich die Karawane zwölfteinhalb Stunden vorwärts. Als am 30. April bei Sonnenaufgang die Kamele beladen wurden, ertappte man Jolltschi mit der letzten Wasserkanne am Munde. Islam und Kasim schlugen ihn zu Boden und hätten ihn wohl getötet, wenn nicht Hedin dazwischengetreten wäre.

Am nächsten Vormittag blieb Hedin hinter der Karawane zurück. Als er sie mittags an ihrem Lagerplatz erreichte, bot sich ihm ein schrecklicher Anblick. Jolltschi lag wie tot am Boden. Mohammed lag auf dem Bauch und rief tränenüberströmt Allah um Hilfe an. Islam starrte unausgesetzt nach Osten. Plötzlich erwachte Jolltschi. Er kroch auf Hedin zu, ballte die Fäuste und schrie: „Wasser! Gib uns Wasser, Herr! Nur einen Tropfen Wasser!“

Gab es denn gar nichts mehr zu trinken? Da war ja noch eines der Schafe übrig, die man als lebenden Proviant mitgenommen hatte. Islam packte es, drehte ihm den Kopf in die Richtung nach Mekka und schnitt die Halsschlagader durch. Alle stürzten sich auf das dicke, braunrote, übelriechende Blut. Auch Hedin versuchte es. Aber die Schleimhäute seines Mundes waren vertrocknet, und der Ekel packte ihn so, dass er schon den ersten Schluck wieder ausspucken musste. Doch Islam und Jolltschi tranken es, und sinnlos vor Durst scheuten sie sich sogar nicht, Kamelurin aufzufangen; sie hielten sich die Nase zu und tranken das Gefäß leer. Bald danach packte sie ein übles Erbrechen, und schreiend wälzten sie sich im Sande.

Erst an diesem Lagerplatz scheint Hedin den ganzen Umfang der Katastrophe erkannt zu haben. Noch einmal überprüfte er das Gepäck. Jetzt mussten auch die photographischen Apparate geopfert werden mit tausend Platten, davon hundert schon belichtete, ferner das Zelt, die Apotheke, Sättel und Kleidungsstücke. Es war klar: Mohammed und Jolltschi konnten nicht mehr weiter und mussten zurückbleiben. Beide hatten das Bewusstsein fast verloren. Die Kamele waren viel zu schwach, um noch einen Menschen zu tragen. Hedin hoffte, die beiden Männer würden vielleicht doch noch seiner Spur folgen können, oder er würde später imstande sein, ihnen zu Hilfe zu kommen.

Als die Dämmerung hereingebrochen war, machte er sich mit Islam und Kasim auf den Weg. Bald legte ein Kamel sich nieder und war nicht mehr vorwärts zu bringen. Kurz danach erklärte Islam, er sei am Ende seiner Kräfte und wolle hier sterben. Jetzt wird Hedin klar, dass der letzte Akt des Wüstendramas begonnen hat. „Da ich jetzt einsah, dass das Spiel verloren war, beschloss ich, alles im Stich zu lassen, um wenigstens mein Leben zu retten. Ich opferte sogar die Tagebücher und wissenschaftlichen Journale und nahm nur mit, was ich stets in meinen Taschen trug.“

Hedin nahm Abschied von Islam und befahl ihm, seiner Spur zu folgen, sobald er wieder bei Kräften wäre, erhielt aber keine Antwort mehr. Dann wanderte er mit Kasim die ganze Nacht hindurch nach Osten. Als am nächsten Vormittag die Sonne zu heiß brannte, zogen sie sich aus und gruben sich am Nordabhang einer Steildüne bis zum Hals in den noch nachtkühlen Sand ein. — Auch in der nächsten Nacht setzten sie ihre mühselige Wanderung fort, waren aber schon so schwach, dass sie lange Ruhepausen einlegen mussten. Beim Sonnenaufgang packte Kasim plötzlich Hedin an der Schulter und zeigte erregt nach Osten. „Eine Tamariske!“ rief er. Schon fühlte Hedin sich fast gerettet. „Also das erste Zeichen organischen Lebens! Gott sei Lob und Dank! Die Hoffnung, die dem Erlöschen nahe gewesen, flammte wieder auf. Drei Stunden lang wankten und taumelten wir vorwärts, ehe wir diesen ersten Strauch erreichten, den Ölzweig, der

uns verkündete, dass das Wüstenmeer doch eine Küste hatte. Wir dankten Gott für diese gesegnete Gabe und kauten die grünen bitteren Nadeln der Tamariske.“

Nachdem sie am Abend mehrere Stunden lang weitergewandert waren, stießen sie plötzlich im Dunkeln auf drei dicht nebeneinander stehende Pappeln mit saftigem Laub. Zum Essen waren die Blätter zu bitter, aber auf der Haut zerrieben erzeugten sie ein angenehm erfrischendes Gefühl. Unter den Bäumen lag trockenes Astwerk. Das trugen sie auf den Kamm der nächsten Düne und entzündeten dort ein loderndes Feuer, um Islam den Weg zu weisen, falls er noch am Leben war.

Als Hedin bei Sonnenaufgang erwachte, zeigte sich am Horizont im Osten nicht mehr die gezackte Linie der Dünen, sondern eine waagerechte, dunkelgrüne Linie. Das konnte nur der Uferwald des Chotan-darja sein! Noch einmal rafften sie ihre letzten Kräfte zusammen und schleppten sich vorwärts. Nach einigen Stunden wurden die Dünen niedriger und hörten schließlich ganz auf. Am Nachmittag erreichten sie die ersten Bäume. Da stand er vor ihnen, der Wald, dicht und üppig, mit Blumen, Gras und Kräutern. Die Luft erklang vom Summen der Insekten und Vogelgezwitscher. Am Boden sah man die Fährten von zahlreichen wilden Tieren, bald auch einen Pfad mit deutlichen Spuren von Menschen und Pferden.

Für die Schönheiten der Natur hatten sie jetzt freilich keinen Sinn. Aufs äußerste erschöpft brachen beide im Schatten eines Pappelhaines zusammen. Hedin kroch in die Wurzelhöhlung eines Baumes und lag dort zehn Stunden lang. Erst am Abend war er imstande, sich zu erheben. Er wusste: Wenn sie nicht innerhalb weniger Stunden Wasser fanden, dann waren alle bisherigen Anstrengungen umsonst. Kasim lag regungslos am Boden. Er starrte in den Himmel und flüsterte, er wolle hier unter diesen Pappeln sterben.

So musste Hedin sich allein auf den Weg machen. Mühsam schleppte er sich von Baum zu Baum, durch Dickicht und Dornen. Plötzlich ging der Wald an einer steilen Böschung zu Ende. Vor ihm lag das Flussbett des Chotan-darja, aber es war trocken wie der Sand der Wüste! Hedin wusste, erst im Sommer, wenn das Eis der hohen Berge im Süden geschmolzen war, würde sich der Trockenfluss in einen reißenden Strom verwandeln. Er beschloss, das Flussbett, das hier Nord-Südrichtung hat, zu durchqueren. Er musste also genau nach Osten gehen. Im schwachen Schein des Mondes prüfte er am Kompass die Richtung. Aber immer wieder kam er nach rechts ab. Eine unsichtbare Macht, so meinte er, wollte ihn nach Südosten drängen. Schließlich gab er nach und folgte dieser Richtung. „Plötzlich fuhr ich zusammen und blieb stehen. Ein Wasservogel, eine Wildente oder Wildgans, flog mit klatschendem Flügelschlag auf, und ich hörte den plätschernden Laut von Wasser! Im nächsten Augenblick stand ich am Rand eines Tümpels. Sein Wasser sah im Mondschein schwarz wie Tinte aus, und der umgestürzte Pappelstamm spiegelte sich darin. In der stillen Nacht dankte ich Gott für meine wunderbare Rettung. Wäre ich genau nach Osten weitergegangen, dann wäre ich rettungslos verloren gewesen.“

Ich setzte mich ruhig an den Rand des Tümpels und fühlte meinen Puls. Er war so schwach, dass ich ihn kaum spürte, und zählte nur neunundvierzig Schläge. Dann trank ich und trank und trank. Das Wasser war kalt, kristallklar und süß wie das beste Quellwasser. Mein ausgedörrter Körper sog die Feuchtigkeit wie ein Schwamm ein. Alle Gelenke wurden geschmeidig, die pergamentharte Haut wurde weich und meine Stirn feucht. Der Puls nahm an Stärke zu und stieg nach einigen Minuten auf sechsundfünfzig Schläge. Das Blut strömte leichter durch die Adern. Ich fühlte mich erquickt und neubelebt. Dann trank ich wieder und streichelte das Wasser dieses gesegneten Tümpels, den ich Choda-verdi-köll taufte, »den von Gott geschenkten See«.“

Jetzt galt es, Kasim zu retten. Hedin zog seine hohen Schafstiefel aus und füllte beide bis zum Rand mit Wasser, dann ging er in den eigenen Spuren zurück. Er fand seinen Diener noch in derselben Stellung, in der er ihn am Abend verlassen hatte. „Ich sterbe“, waren die einzigen Worte, die Kasim flüsternd hervorbrachte. Aber er setzte sich auf, und Hedin konnte ihm den Stiefel an die

Lippen führen. Er trank ihn in einem Zuge aus, nach kurzer Pause auch den anderen. Als Hedin ihn aber jetzt mit zum Chotan-darja nehmen wollte, erklärte Kasim, dass er dazu noch zu schwach sei. „Folge dann meiner Spur, sobald Du kannst“, sagte Hedin. „Ich gehe erst an den Tümpel und dann im Flussbett nach Süden.“

Er kehrte also jetzt allein zurück, trank sich noch einmal satt und ruhte einige Zeit. Dann ging er an der Uferböschung entlang nach Süden. Plötzlich traf er in einer Lichtung auf eine weidende Schafherde. Der junge Hirt starrte ihn entgeistert an. Als Hedin ihn mit „Salam aleikum!“ begrüßte, verschwand er eilends im Dickicht. Bald kam er mit einem älteren Manne zurück. Beide hielten sich in respektvoller Entfernung. Hedin erzählte ihnen in kurzen Worten von seinem Schicksal. Die Hirten schienen ihm anfangs nicht recht zu trauen, führten ihn aber doch zu ihrer armseligen Hütte und gaben ihm zu essen: Maisbrot und frische Schafmilch. Dann legte er sich erschöpft nieder und schlief bis tief in den Morgen hinein.

Am nächsten Tag hört er plötzlich ein Kamel brüllen. Er trat vor die Hütte. Da kam von einem der Hirten geführt das große weiße Kamel seiner Karawane, und hinter ihm wankten Islam und Kasim! Islam fällt Hedin vor Rührung zu Füßen. Dann erzählt er am Feuer seine Erlebnisse. Bei den Pappeln, an denen auch Hedin und Kasim vorbeikamen, musste er zwei völlig erschöpfte Kamele zurücklassen. Schließlich war es ihm gelungen, mit dem weißen Kamel aus der Wüste zu entkommen. Die Last des Tieres enthielt Hedins Tagebücher und Karten, dazu das chinesische Silbergeld, zwei Flinten und Tabak.

Was Hedin kaum mehr zu hoffen gewagt hatte, war eingetreten: wenigstens zwei seiner Diener waren gerettet, und der Geldvorrat machte ihn unabhängig von fremder Hilfe. Von einer vorüberziehenden Karawane kaufte er drei Pferde und Proviant. Dann nahm er Abschied von den Hirten, die er für ihre Hilfe überreichlich entlohnte, und kehrte mit seinen Begleitern unter Umgehung der Wüste in einem fünfhundert Kilometer langen Ritt nach Kaschgar zurück.

Die ersten Monate des nächsten Jahres benutzt Hedin zu einer Reise in das Mündungsgebiet des Tarim, zum Lop-nor. Immer wieder erzählen ihm Eingeborene von einer sagenhaften alten Stadt, die unter dem Wüstensand begraben liegen soll. Er geht allen diesen Hinweisen sorgfältig nach und dringt noch einmal tief in die Wüste ein. Tatsächlich stieß er bald auf die Ruinen einer alten Stadt. Die meisten Häuser waren völlig vom Sand bedeckt, aber an zahlreichen Stellen ragten Pfosten und ganze Wände aus den Dünen empor. Hedin fand kunstvolle Buddhastatuen und andere Plastiken buddhistischer Heiliger. Er machte sich genaue Aufzeichnungen über die Lage der Stadt, ihre Gärten und Anlagen, von denen er noch deutliche Spuren fand. Für eine gründliche Ausgrabung fühlte er sich aber nicht gerüstet. Es genügte ihm als Geographen, den Archäologen den Weg gewiesen zu haben. Spätere systematische Untersuchungen der Funde haben das Alter der Stadt mit etwa zweitausend Jahren bestimmt.

Nach einer Ruhepause in der Stadt Chotan brach Hedin zu seinem letzten Unternehmen auf. Er wollte über Nordt Tibet nach China reisen und in Peking die große Expedition beenden. Sechs ständige Diener begleiteten ihn; die Karawane bestand aus mehr als sechzig Tragtieren. Nach vierzehn Tagen waren sie bereits mitten in den hohen Randgebirgen dieses gewaltigsten Hochlandes der Erde. Obwohl es erst Mitte August war, sank die Temperatur schon auf zehn Grad unter Null. Hier ist die Heimat der Wildesel und der wilden Yaks, die Hedin mit leidenschaftlichem Interesse beobachtet, wie er schon in der Wüste die wilden Kamele aufgespürt hatte. Er bringt es aber nicht über sich, selbst eines dieser Tiere zu erlegen. „Ich bin kein Jäger und nie einer gewesen. Das hat nicht seinen Grund im Gehorsam gegen das erste Gebot in Buddhas Gesetz, kein Leben zu zerstören. Aber ich habe es nie über mich gewinnen können, ein Lebenslicht auszulöschen, das aufs neue anzuzünden mir die Macht fehlt. Am allerwenigsten würde ich ein so

edles Tier töten können wie das wilde Kamel. Dagegen habe ich stets Jäger mit mir gehabt, denn das ist sowohl des Proviantes wie der wissenschaftlichen Sammlungen wegen nötig.“

In der eisigen Höhe Nordtibets wurde die Weide immer spärlicher. Das mitgeführte Futter reichte nicht weit. Bald brach eines der Lasttiere nach dem anderen zusammen. Nach zwei Monaten waren von der stolzen Karawane nur noch siebzehn Tiere am Leben. Tungusische Räuber bedrohten in der grenzenlosen Weite der Zaidam-Hochebene die Reisenden. Nur durch kluge Taktik vermag Hedin ein Feuergefecht und einen Nachtangriff zu vermeiden. - Als er schließlich den Oberlauf des Hoang-ho und damit die Grenze des eigentlichen China erreicht hat, zählt er seine Barschaft und stellt fest, dass er nur noch 770 chinesische Tael besitzt, in seiner Lage eine äußerst geringe Summe, denn allein bis Peking war es noch ein Weg von drei Monaten. Aber das macht ihm wenig Sorge. Er hat ein erstaunliches Talent, wenn es nötig ist, auch ohne viel Geld vorwärts zu kommen und im Notfall immer einen Menschen zu finden, der es sich zur Ehre anrechnet, ihm behilflich zu sein.

Er entlässt jetzt alle Diener bis auf Islam Bai, gibt ihnen das Doppelte des vereinbarten Lohnes und sorgt für ihre Heimkehr. Nach vielen Strapazen kommt er endlich im März 1897 in Peking an. Da Schweden damals noch keine Gesandtschaft in China unterhielt, begab er sich in die russische Botschaft. Der Botschafter selbst war auf Urlaub in Europa, aber der Geschäftsträger hatte von Petersburg den Auftrag bekommen, Hedin jede gewünschte Hilfe zu gewähren. So zog er jetzt in die Privatwohnung des Botschafters ein. Seine Kleidung war so abgerissen, dass er drei Tage brauchte, um sich völlig neu auszustatten. Dann machte er seine offiziellen Besuche und stürzte sich in den Trubel der Empfänge und Feste, die ihm zu Ehren von Chinesen und Europäern gegeben wurden. Jedesmal, wenn er aus der Wildnis in den Bereich der Zivilisation zurückkehrt, klagt er bewegt darüber, dass ihm nun das stille Gleichmaß der Tage und die erhabene Ruhe Innerasiens verloren gehen. Aber im Grunde ist es gerade dieser ständige Wechsel, der ihn immer von neuem reizt.

Zur Heimreise nach Europa benutzte Hedin die transsibirische Bahn, die jedoch damals erst bis zum Jenissei fertiggestellt war. In Petersburg hört er, dass Zar Nikolaus II. seinen Besuch in Zarskoje Selo erwartet. Hedin berichtet ihm von seinen Unternehmungen in den letzten drei Jahren. Der Herrscher verfolgt auf einer riesigen Asienkarte den Reiseweg und ist besonders interessiert an Hedins Urteil über die Arbeit der russisch-englischen Grenzkommission im Pamir. Als er hört, dass Hedin schon wieder eine neue Reise nach Zentralasien plant, sagt er ihm seine Unterstützung zu, insbesondere Zollfreiheit und freie Fahrt und Fracht auf allen russischen Eisenbahnen. Das versprach für Hedins nächste Reise erhebliche finanzielle Vorteile. Die Expedition, die er jetzt beendete, hatte ihn einschließlich der ganzen Ausrüstung 39.000 Mark gekostet. Für eine Reise, die mehr als dreieinhalb Jahre dauerte und ihn über 25.000 Kilometer führte, ist dies gewiss keine allzu große Summe, aber es war doch mehr als das Doppelte seines Voranschlags.

Wie viele andere Weltreisende war Hedin ein emsiger Briefschreiber. Selbst in den entlegensten Gegenden Asiens fand er irgendwie Anschluss an die Post. Immer nahm er sich auf seinen Reisen Zeit zu geruhsamen Pausen, in denen er oft nächtelang Briefe von unglaublichem Ausmaß schrieb. So sandte er am Vorabend des Weihnachtsfestes 1894 aus Kaschgar 149 Seiten Privatbriefe ab. Die meisten gingen an seine Eltern und Geschwister. Sie wurden ebenso eifrig beantwortet. In Peking stellte Hedin fest, dass er von seinem Vater auf dieser Reise 143 Briefe mit rund 3000 Seiten bekommen hatte. Daneben unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel mit zahlreichen Männern der Wissenschaft, vor allem seinem Lehrer von Richthofen. Auch dem König Oskar und der Familie Nobel berichtete er schon von unterwegs.

Durch diesen Briefwechsel war von seinen Abenteuern und von den Ergebnissen seiner Forschungen bereits viel in die Öffentlichkeit gedrungen. Als er jetzt nach Hause kam, stellte er mit Erstaunen fest, dass er ein berühmter Mann geworden war. Die bedeutendsten Stätten geographischer Forschung, vor allem Berlin und London, Paris und Petersburg bemühten sich, ihn als Redner zu gewinnen, überall wurde er mit Orden, Medaillen und anderen Ehrungen überhäuft.

Die Vortragsreisen und die damit verbundenen Festlichkeiten erforderten viel Zeit und Kraft. Hedin ist durchaus empfänglich für den Ruhm, der ihm jetzt nach Jahren der Entbehrungen und der Einsamkeit zuteil wird. Aber zwischen diesen Reisen zieht er sich in Stockholm in den engsten Familienkreis zurück, um seine wissenschaftlichen Ergebnisse auszuarbeiten und das große, für breitere Kreise bestimmte Reisewerk zu schreiben. Es erscheint in Deutschland bei dem Verleger Brockhaus unter dem Titel „Durch Asiens Wüsten“ in zwei dicken Bänden mit vielen Hunderten von Abbildungen.

Stromfahrt durch die Wüste

Schon bald nach seiner Heimkehr betrieb Hedin die Vorbereitungen für seine neue Expedition. Die Finanzierung war diesmal einfacher. Er machte die Erfahrung, dass ein berühmter Mann leichter Mäzene findet als ein Unbekannter. Freunde und Gönner brachten insgesamt 40.000 Kronen auf. Tatsächlich kostete die Reise schließlich das Doppelte dieser Summe, aber die Differenz konnte er jetzt aus den Einkünften seines Buches bestreiten. - „Schone dich, ich will dich nicht verlieren“, sagte der König mit bewegter Stimme, als Hedin sich von ihm verabschiedete.

Am Johannistag des Jahres 1899 verließ er Stockholm wieder für mehr als drei Jahre. Das Gepäck war diesmal weit umfangreicher als auf der vorigen Reise. Es enthielt unter anderem vier Bildkameras mit 2.500 Platten, Waffen und Munition, Geschenke für Eingeborene und sogar ein Faltboot mit Rudern, Mast und Segel. Der Zar, den er in Petersburg aufsuchte, wollte ihm durchaus zwanzig Kosaken als ständige Begleitmannschaft mitgeben. Hedin hatte alle Mühe, ihm klarzumachen, dass er höchstens vier Mann gebrauchen konnte.

Ausgangspunkt der neuen Reise war wieder Kaschgar. Hedin wollte den Tarim in seiner ganzen Länge bis zum Lop-nor befahren und dabei eine genaue Karte des bisher noch kaum bekannten Stromes aufnehmen. Er wechselte 11.500 Rubel in chinesisches Silbergeld um, was den Devisenmarkt Kaschgars schwer erschütterte und eine Geldlast von dreihundert Kilogramm ergab.

Nahe dem Dorfe Merket am Yarkent-darja, wo im Jahre 1895 die Todeskarawane ihren Ausgang genommen hatte, kaufte Hedin eine große Flussfähre. Sie war elf Meter lang und zweieinhalb Meter breit. Auf dem Vorderteil der Fähre wurde Hedins Zelt aufgeschlagen. Es war in der Fahrtrichtung offen. Aus zwei Kisten wurde hier ein großer Tisch errichtet. Das gab einen idealen Arbeitsplatz. Er bot alle Annehmlichkeiten eines Studierzimmers und gewährte doch unbehinderte Aussicht auf das ständig wechselnde Flusspanorama, das jetzt Tag für Tag vor Hedin abrollte. Im Achterdeck war der Platz für die Diener, unter ihnen wieder Hedins alter Gefährte Islam Bai. Um auch schmale Flussarme befahren zu können, ließ Hedin noch eine zweite wesentlich kleinere Fähre bauen. Sie führte den Proviant mit sich, darunter viele Hühner, Melonen und frisches Gemüse. An Bord der großen Fähre befanden sich auch einige Schafe und zwei junge Hunde, Dowlet und Yolldasch.

Das Reisen war für Hedin nicht nur ein Mittel, um ein bestimmtes Forschungsziel zu erreichen, sondern durchaus auch Selbstzweck, ein Stück seines Lebens, dem er sich mit Andacht und Leidenschaft hingab. Die Schilderung, die er in seinem Reisewerk von der Tarimfahrt gibt, atmet

noch das Glück dieser Tage: „Ich sitze an meinem Schreibtisch und habe das erste Blatt Papier, Kompass, Uhr, Feder, Blei und Fernglas vor mir und blicke auf den prächtigen Strom hinaus, der sich in wilden Krümmungen durch die Wüste hinschlängelt. Wie die Schnecke führen wir unser Haus mit uns und sind stets „zu Hause“. Ohne dass ich einen Schritt zu machen oder ein Pferd zu lenken brauche, kommt die Landschaft still und langsam auf mich zu. Bei jeder Biegung entrollen sich vor mir neue Bilder von bewaldeten Landzungen, dunklen Dickichten oder wogenden Schilffeldern. Islam stellt ein Brett mit warmem Tee und Brot auf den Tisch. Eine feierliche Stille umgibt uns. Nur von Zeit zu Zeit wird sie unterbrochen, wenn das Wasser um einen Ast gurgelt, der an einer seichten Stelle hängengeblieben ist, oder wenn wir dem Ufer gar zu nahe gekommen sind und die Bootsleute uns mit langen Stangen abstoßen, oder wenn die Hunde sich jagen und vom Vorderschiff aus einen Hirten anbellern, der, zur Bildsäule erstarrt, vor seiner Hütte aus Reisig und Zweigen steht und der lautlos dahingleitenden Fähre zusieht. Das Leben des Flusses wird mir vertraut, ich fühle die Schläge seines Pulses. Jeder Tag lehrt mich seine Gewohnheiten besser kennen. Nie habe ich eine idyllischere Reise gemacht, die Erinnerung daran ist mir unvergesslich.“

Bei Einbruch der Dämmerung wird die Fähre am Ufer festgemacht. Die Diener gehen an Land und bereiten die Abendmahlzeit, während Hedin die Aufzeichnungen des Tages ordnet und abschließt. Dann wird das Essen aufgetragen. Meist gibt es Tee und Reispudding, Brot, Eier und Gurken, manchmal auch gebratene Wildenten oder Fasanen, die Islam im Uferwald erlegt, oder Fische, die Kasim, der Führer der Ersatzfähre, mit einem kleinen Speer harpuniert. Während die Mannschaft schon im Schlafe liegt, entwickelt Hedin in der Dunkelkammer noch die photographischen Aufnahmen. Oft ist er erst nach Mitternacht damit fertig.

Die Karte, die Hedin auf dieser Flussfahrt zeichnete, wurde das Muster einer sorgfältigen Geländeaufnahme. Fast jeder Baum am Ufer, jede Krümmung des Flussbettes und jede Düne ist eingezeichnet. Das erfordert während der Fahrt ständig konzentrierteste Anspannung. „Den ganzen Tag hindurch muss ich meine Aufmerksamkeit ununterbrochen dem Kompass, der Uhr, der Landschaft, der Karte, dem Notizbuch und dem Strommesser widmen, der uns die Geschwindigkeit angibt. Die Karte geht sehr ins einzelne, und ich wage zu sagen, sie ist das Ideal einer Flusskarte. Nur wenn ich lange Peilungen vor mir habe, kann ich einige Minuten hintereinander aufatmen und mich mit etwas anderem beschäftigen, mit Lesen, Ablesen der meteorologischen Instrumente und dergleichen. Glaubt Ihr, ich komme dazu, mich zu langweilen? Nein, dazu langt die Zeit nicht!“

Es war Mitte September, als Hedin die Tarimfahrt antrat. Zuerst war der Strom meist von lichtem Uferwald begleitet, der sich manchmal zu einer majestätischen Waldkulisse steigerte. Das anfangs blasse Grün des Laubes verwandelte sich rasch in leuchtendes Gelb und Rot. Nach zwei Wochen hörte der Wald auf, und nun dehnte sich ringsum die endlose Weite der Steppe, die schließlich in völlig vegetationslose Wüste überging. An vielen Stellen drängten sich bis zu sechzig Meter hohe Wanderdünen unmittelbar an das Flussbett heran.

Mitte Oktober sank die Temperatur zum ersten Mal auf den Nullpunkt. Drei Wochen später wurden nachts neun Grad Kälte gemessen. Gerade in diesen Tagen kam eine Flussstrecke mit reißender Strömung. Pfeilschnell schossen die beiden Fahrzeuge dahin. Plötzlich tauchte im Fahrwasser eine breite Insel aus Reisig und Treibholz auf, die sich um einen auf Grund geratenen Baumstamm gebildet hatte. Wenn die große Fähre in ihrer rasenden Fahrt dagegen stieß, musste sie unfehlbar kentern. Da sprang der Fährmann Alim mit einem Seil um den Leib in das eiskalte Wasser, und es gelang ihm, vom Ufer das Fahrzeug aus der tosenden Strömung zu ziehen.

Eines Morgens war die ganze Landschaft ringsum weiß bereift. Winterkleider und Pelze wurden hervorgeholt. Hedin ließ ein eisernes Becken mit glühenden Kohlen in sein Zelt bringen, um seine

Hände vor dem Erfrieren zu schützen. Nur mit Mühe gelang es ihm, die Tinte am Feuer flüssig zu erhalten. In geschützten Buchten bildete sich schon eine Eisdecke. Bald danach waren beide Fähren zum ersten Mal am Ufer festgefroren und mussten mit Äxten losgehauen werden. Sie wurden daher nachts nur noch an solchen Stellen festgemacht, wo die Strömung die Eisbildung verhinderte. Vierzehn Tage später kamen nachts die ersten Eisschollen. Am nächsten Morgen war der ganze Fluss von Treibeis bedeckt, das im Schein der aufgehenden Sonne wie Millionen von Diamanten funkelte. Jetzt bildeten sich auch am Ufer feste Eisränder, die von Tag zu Tag breiter wurden.

Am dritten Dezember forderten Reiter am Ufer die Fähre zum Landen auf. Es waren Boten der beiden Kosaken, die Hedin mit fünfzehn Kamelen vorausgeschickt hatte. Sie sollten ihm melden, dass die Karawane einige Tagereisen flussabwärts ein Lager bezogen hatte und dass der Fluss unterhalb dieser Stelle ganz zugefroren war. Vier Tage später erreichten sie diesen Platz. - Sein eigentliches Ziel, den Lop-nor, hat Hedin nicht erreicht. Aber er besitzt die glückliche Gabe, aus jeder neuen Situation stets das Beste herauszuholen. Und er hat ja viel Zeit. Die Fahrt auf dem unteren Tarim wird auch im nächsten Frühjahr eine reizvolle Sache sein. Und die Lage des Winterquartiers erschien ihm geradezu ideal. Nur drei Tagereisen weit, so stellte er mit Befriedigung fest, war es bis zur nächsten Ortschaft, wo man allerlei kaufen konnte. Und nach Süden und Westen breitete sich die große Wüste aus, die er in diesem Winter noch einmal bezwingen wollte.

Das Winterlager wuchs rasch zu einer ansehnlichen Siedlung. Auf einem großen Platz wurde Hedins Zelt aufgeschlagen. Eine feste Hütte diente zur Aufbewahrung des Gepäcks. Für die Pferde der Karawane wurde ein Stall aus Schilf errichtet. In der Mitte des freien Raumes zwischen dem Zelt und den Behausungen seiner Diener stand ein einsamer Baum. Darunter wurde Tag und Nacht ein Feuer unterhalten. Ringsherum lagen Teppiche, auf denen man Gäste empfangen und Tee trinken konnte. Später kam sogar ein Kaufmann aus Russisch-Turkestan hinzu und eröffnete einen Laden mit vielen schönen Dingen.

Kurz vor Weihnachten brach Hedin erneut zu einem Zug durch die Wüste auf. Die Karawane war diesmal nur klein: Vier Diener, sieben Kamele und ein Pferd. Das Gepäck war so gering wie möglich. Drei Kamele trugen nur Brennholz und große Eisblöcke, die in Säcken verpackt waren. Auch auf ein Zelt verzichtete Hedin diesmal. Drei Wochen lang schliefen sie alle auf dem nackten Wüstenboden. Es war seine Absicht, die Takla-makan in südwestlicher Richtung schnurgerade zu durchqueren. Die Strecke war weit länger als der Weg der Todeskarawane vor fünf Jahren, und die Sanddünen stellenweise noch höher. Aber jetzt war es Winter, und Hedin hatte aus seinen früheren Erfahrungen gelernt. - Der Hauptfeind war diesmal die Kälte. Oft zeigte das Thermometer dreißig Grad unter Null. Besonders die nächtlichen astronomischen Beobachtungen wurden dabei zur Qual. Er musste dann immer ein kleines Feuer in der Nähe haben, um zu verhindern, dass seine Finger an den Schrauben des Instrumentes festfroren.

Nach zwei Monaten ist Hedin wieder im Lager am Tarim. Aber nur vierzehn Tage lang gönnt er sich Ruhe; dann unternimmt er einen Vorstoß in das östliche Wüstengebiet. Er findet das ausgetrocknete Seebecken des alten Lop-nor und erkennt die Tendenz des unteren Tarimlaufes und des Sees, nach Osten zu wandern. Mitten in der Wüste entdeckt er auch hier die Ruinen einer alten Stadt, darunter einen Buddhatempel mit kunstvollen Holzschnitzereien. Da der Wasservorrat der Karawane zu Ende ging, musste eine genauere Untersuchung der Ruinen auf später verschoben werden.

Nun war es Zeit, das Winterlager aufzulösen. In sechs Wochen wird der Unterlauf des Tarim befahren und kartographisch aufgenommen. Die große Fähre, mit der er mehr als zweitausend

Kilometer auf dem Wüstenstrom zurückgelegt hatte, schenkt Hedin den Bewohnern eines Fischerdorfes. Nur schwer kann er sich von dem Fahrzeug trennen, das ihm so lange Zeit eine schwimmende Heimat war. Aber der Schmerz geht nicht tief. Auch hier erkennt er in dem ewigen Wechsel das Reizvolle seiner Existenz. In einem Brief, den er in diesen Tagen nach Hause schreibt, bekennt er sich zu der Herrlichkeit dieses Lebens: „Ich sitze hier in meiner ruhigen Hütte und denke keinen Augenblick an die Vergänglichkeit der Welt, sondern an das Schöne und Glückliche eines Loses wie des meinen, in so wechselnden Verhältnissen leben zu können, aus dem, was meine Tage mir erzählen, ganze Geschichten formen zu können, meine Lebensbahn in großen, scharfen, kräftigen Linien zu ziehen, statt auf einem Fleck oder einem Katheder zu sitzen und jeden Tag dem anderen gleichen zu lassen. Hier geschieht etwas, und jeder Tag, der dahingeht, lässt eine in grellen Farben gemalte Erinnerung zurück, die man nicht vergisst.“

Hedins nächstes Ziel ist Tibet. Vor allem möchte er nach Lhasa, dem Sitz des Dalai Lama. Aber auch seine Verkleidung als tibetanischer Pilger hilft ihm nichts. Er wird erkannt und nur wenige Tagereisen vor dem ersehnten Ziel zur Umkehr gezwungen. - Sogleich ändert er seine Pläne und beschließt, durch Westtibet bis zum Himalaja vorzustoßen. Den Anstrengungen dieser Reise erliegen zwei seiner Diener und zwei Drittel aller Karawanentiere. Kurz vor Weihnachten ist er in Leh am Oberlauf des Indus. Hier erreichte ihn eine Einladung des Vizekönigs von Indien, Lord Curzon, der ihn bat, nach Kalkutta zu kommen. Natürlich konnte Hedin einem solchen Angebot nicht widerstehen. Nur von dem Kosaken Schagdur begleitet, der jetzt die Rolle eines Kammerdieners übernahm, reist er nach Süden und ist hingerissen von der Großartigkeit der Landschaft an den Hängen des Himalaja. Dann kommt er durch die berühmten Städte des Gangeslandes. Den tiefsten Eindruck macht auf ihn Agra mit der Grabmoschee Tadsch Mahal. Nichts, was er bisher in Asien und Europa gesehen hat, meint er, kommt der einzigartigen Schönheit dieses Bauwerkes gleich.

Hedin, der in Curzon nicht nur den Staatsmann sah, sondern ihn zugleich als einen der besten Kenner Asiens schätzte, war sichtlich beeindruckt von dem glänzenden Empfang und von der Wärme, mit der er fast wie ein Familienmitglied aufgenommen wurde. „Lady Curzon ist die schönste Frau, die ich je gesehen habe“, erklärt er kategorisch. Nach vierzehn festlichen Tagen unternimmt er noch eine Reise nach Heidarabad und Bombay. Dann ist er ernstlich zur Heimkehr entschlossen. Es kommt ihm aber nicht in den Sinn, dafür den Seeweg zu wählen. Eine Landreise erscheint ihm stets verlockender als die bequemste Seefahrt. Mitte Mai war er wieder in Kaschgar. Hier wurde die Karawane aufgelöst. Fünf Wochen später empfing ihn der Zar in Petersburg. Er war erfreut über das hohe Lob, das Hedin den Kosaken zollte. Jeder von ihnen erhielt einen Orden und ein Geldgeschenk, und sie wurden in einem kaiserlichen Tagesbefehl allen Garnisonen in Sibirien als Vorbild gerühmt.

Es folgt nun eine Zeit geruhssamer Arbeit in der Heimat. Eltern, Geschwister und Verwandte hatten ihn wieder am Kai von Skeppsbron empfangen, und in einem Landhaus nahe Stockholm wurde bis tief in die Nacht seine Heimkehr gefeiert. Aber nachdem alle anderen sich zur Ruhe begeben hatten, setzte Hedin sich noch an den Schreibtisch und begann mit der Niederschrift seiner Reiseerlebnisse. Das Werk erschien in Deutschland gleichzeitig mit der schwedischen Ausgabe unter dem Titel „Im Herzen von Asien“. Bald folgten Übersetzungen in zehn anderen Sprachen. - Im Frühjahr 1905 wurde Hedin in die Schwedische Akademie der Wissenschaften gewählt. Er war jetzt vierzig Jahre alt, aber noch keinesfalls gewillt, nun ein stilles Gelehrtenleben in der Heimat zu führen. „In den Stunden der Arbeit brausten wilde Pläne von neuen Eroberungszügen nach unbekanntem Teilen Asiens durch meinen Kopf, und Wüstenwinde riefen mich: Komm heim!“

Transhimalaja

Diesmal war es das südliche Tibet, das ihn lockte. Im Norden des Himalaja erstreckte sich, wie man wusste, die breite Talfurche des Tsangpo, des oberen Brahmaputra, dessen Quelle freilich noch niemand kannte. Was aber lag jenseits davon? Einige Reisende hatten dort von ferne zahlreiche sehr hohe Berge gesehen; aber wie sich das alles zu einem Gesamtbild ordnete, war völlig unbekannt. Darum sollte diese Region, die zugleich das Quellgebiet der größten Ströme Indiens umfasste, der Schauplatz seiner dritten großen Expedition werden.

Hedin wollte diesmal sein Ziel von Indien aus angehen. Lord Curzon hatte ihm dazu mit warmen Worten seine Unterstützung angeboten. Natürlich verschmähte Hedin auch jetzt für die Anreise den viel bequemeren und rascheren Seeweg, sondern zog durch die berühmte Salzwüste Persiens, die schon Marco Polo durchquert hatte, und durch das wilde Gebirgsland Belutschistan. In dem zweibändigen Werk „Zu Land nach Indien“ hat er diese Reise geschildert.

In Indien fand er eine ganz neue Lage vor. Curzon war inzwischen durch Lord Minto abgelöst worden, den Hedin sogleich in seiner Sommerresidenz in Simla aufsuchte. Auch der neue Vizekönig war voller Sympathie für Hedins Pläne. Aber die politische Situation hatte sich in den letzten Jahren erheblich gewandelt. Im Jahre 1904 hatte die britische Regierung ein Expeditionskorps nach Lhasa geschickt. Schon kurz jenseits der Grenze kam es zu einem Gefecht, bei dem die angreifenden britischen Truppen kaum ein Dutzend, die Verteidiger aber siebenhundert Mann verloren. Hedin war entrüstet, dass seine geliebten Tibeter in dem Kräftespiel zwischen Großbritannien und Russland geopfert werden sollten. In einem Artikel hatte er damals öffentlich zu diesen Vorgängen Stellung genommen: „Der Weg, der unter solchen Verhältnissen nach Lhasa führt, ist keine Via triumphalis, sondern eine Via dolorosa, ein Weg, auf dem das Blut der Niedergemetzelten nach Rache schreit und in den Spuren des Heeres nur Hass und Trauer aufwachsen. Ich wiederhole, meine Sympathien sind ungeteilt auf der Seite der Tibeter.“

Gleich nach seiner Ankunft in Simla wurde Hedin eröffnet, dass ihm die Londoner Regierung die Genehmigung verweigert habe, über die indische Grenze nach Tibet einzureisen. Hedin ist empört und sieht in der Entscheidung eine persönliche Schikane des Staatssekretärs für Indien, Lord Morley. Er telegraphiert an den Premierminister, - vergeblich. Lord Minto intervenierte zu seinen Gunsten im Auswärtigen Amt; auch das war umsonst. Sogar im Parlament kommt die Sache zur Sprache. Aber Morley bleibt hart: „Die kaiserliche Regierung hat beschlossen, Tibet von Indien isoliert zu halten.“

Hedin ist wütend. Der ganze Ansatz seiner neuen Expedition ist ihm damit verdorben. Aber er beschließt, den Kampf aufzunehmen und durch eine Hintertür in Tibet einzudringen, wenn ihm der direkte Weg verboten wird. Er reist nach Kaschmir und stellt eine große Karawane von über hundert Tragtieren zusammen. Beim Abmarsch gibt er Ostturkestan als Ziel an. Viele Tagereisen geht es jetzt nordwärts, immer höher in die wilde Gebirgswelt hinauf. Bald ist er in einem Gebiet, wo auf der Karte alle Namen fehlen. Der letzte bekannte Punkt war ein fast sechstausend Meter hoher Pass. Nur mit schwerer Mühe bezwingt ihn die Karawane. „Welche Aussicht bot sich dort oben! Am Rande des Horizonts erhob der Himalaja seine weißen Gipfel im hellen Sonnenglanz-, die ewigen Schneefelder schimmerten in blauen Tönen, und der Eispanzer der Gletscher warf die Sonnenstrahlen in blendenden Glanzlichtern zurück. Lange stand ich wie im Traum. Vor mir die höchste Bergkette der Erde. Im Norden das Kwenlun-Gebirge, der Grenzwall gegen das Becken von Ost-Turkestan. Im Osten und Südosten aber breitete sich das öde Tibet aus, dessen letzte Geheimnisse ich zu entschleiern hoffte.“

Nun konnte er unbesorgt seinen Kurs ändern und unmittelbar nach Osten vordringen. Tagelang musste die Karawane durch Gegenden ziehen, wo die Tiere kaum einen Grashalm fanden. Hedin widmete sich hier besonders der Vermessung einiger Seen, die er mit seinem Faltboot in abenteuerlichen Fahrten erforschte, solange sie noch nicht von Eis bedeckt waren. Aber der Winter beginnt in diesen Höhen frühzeitig. Schon Mitte Oktober herrschte bittere Kälte. Die Karawanentiere fielen jetzt in Scharen dem Futtermangel und den Schneestürmen zum Opfer. Schließlich blieben von der ganzen Karawane nur noch zwölf Tiere übrig.

Hedins Ziel ist jetzt nicht mehr Lhasa, das er auf seiner vorigen Reise vergeblich zu erreichen versuchte. Nachdem mit dem britischen Expeditionskorps zahlreiche Europäer dahin vorgedrungen waren, hat die heilige Stadt für ihn den verführerischen Reiz des Unbekannten verloren. Dagegen lockt ihn jetzt Schigatse mit seinem berühmten Kloster, und Mitte Januar glaubte er, dass der Weg dahin nun offen vor ihm liege. Aber das war ein Irrtum. „Hier erlebte ich die größte Überraschung und machte auf dieser Reise die bedeutsamste Entdeckung, denn bald ergab sich, dass uns vom Tal des Tsangpo oder obern Brahmaputra, an dem Schigatse liegt, noch eine ungeheure Gebirgsmauer trennte, ein ganzes verwickeltes System von Bergen, von denen bisher nur vereinzelte Punkte bekannt waren und deren Zusammenhang nachgewiesen zu haben das wichtigste Ergebnis meiner ganzen Reise wurde.“

Anfang Februar überschritt Hedin den letzten Pass dieses mächtigen Gebirgszuges, dem er den Namen „Transhimalaja“ gab. Dann sah er vor sich ein breites Tal und in dessen Tiefe als schmales silbernes Band den Brahmaputra. Aus der eisigen Höhe Tibets stieg er jetzt durch Pappelhaine hinab in eine fruchtbare Kulturlandschaft mit wohl angebauten Feldern, Gärten und Gehöften. Das Land erschien ihm als ein wahres Paradies, und er hatte nur die eine Befürchtung, vor seinem Ziel noch aufgehalten zu werden. Aber diese Sorge war unbegründet. Denn er geriet jetzt in einen immer mehr anschwellenden Strom von Pilgern, die nach Schigatse zogen, um dort das tibetanische Neujahrsfest zu feiern.

Das Kloster Taschi-Lunpo ist der Sitz des Taschi Lama. Während der Dalai Lama in Lhasa die weltliche Spitze des Lamaismus verkörpert, ist der Taschi Lama das geistliche Oberhaupt. Beide gelten als Inkarnation göttlicher Wesen, als lebende Buddhas. Hedin hatte seinen Besuch beim Taschi Lama schon vor längerer Zeit angekündigt und konnte eines freundlichen Empfanges sicher sein, wenn er erst einmal bis zu ihm vorgedrungen war. Als er gleich nach seiner Ankunft in Schigatse den Wunsch äußerte, dem Neujahrsfest beiwohnen zu dürfen, wurde ihm zwar erklärt, das sei bisher noch keinem Europäer gestattet worden; aber schließlich gelang es ihm doch, den Widerstand der Lamas zu überwinden.

Am Morgen des Festtages holt ihn ein Kammerherr des Taschi Lama ab und geleitet ihn nach Taschi-Lunpo hinauf. Der Klosterhof, umgeben von Gebäuden mit zahllosen Galerien, Baikonen und Dächern, auf denen sich eine ungeheure Menschenmenge drängt, ist der Festplatz. Ein Chor von Knaben- und Männerstimmen begrüßt mit einer brausenden Hymne das Ende der Winternacht und den Einzug des Frühlings. Posaunenstöße verkünden die Ankunft des Taschi Lama. Als er auf seiner Galerie erscheint, erhebt sich die Menge und begrüßt ihn mit tiefer Verneigung. Nun beginnt die Zeremonie. Zwei Tänzer führen einen Zug von fahnen tragenden Mönchen. Dann kommen weißgekleidete Lamas mit Tempelgeräten und Weihrauchfässern. Musikanten erscheinen, Trompeter mit drei Meter langen Posaunen, Flötenbläser und Trommler. Den Schluss bilden Schauspieler in unheimlichen Tiermasken. Sie führen einen wilden Tanz an, der die bösen Geister beschwören soll. Dann wird in der Mitte des Hofes ein Feuer angezündet. Ein großes Stück Papier, auf dem alle üblen Dinge des vergangenen Jahres aufgezeichnet sind, die man im neuen

vermeiden will, geht unter dem Jubel der Menge in Flammen auf. Damit ist die Macht der bösen Dämonen gebrochen. Nun kann man dem neuen Jahr ohne Sorge entgegensehen.

Am Abend dieses Tages ließ der Taschi Lama Hedin bitten, ihn am nächsten Morgen zu besuchen. Der Weg im Palast führte über zahllose Treppen durch verwinkelte Gänge und Hallen, vorbei an Buddhastatuen, vor denen in flachen Schalen die Flammen der Opferlichter flackerten, überall standen Scharen von Mönchen, die mit monotonem Gesang und dem unermüdlich wiederholten Gebet „Om mani padme hum“ die bösen Geister beschwören. Endlich stand Hedin vor dem heiligen Mann, dem zu begegnen er sich schon lange gewünscht hatte. „In einer roten Toga, barhäuptig und mit bloßen Armen sitzt er auf einer Bank und schaut träumenden Auges hinaus auf die vergoldeten Kuppeldächer, auf die Stadt im Tal und auf die fernen Berge. Er reicht mir seine beiden Hände, bittet mich, neben ihm Platz zu nehmen, und heißt mich mit weicher, fast schüchterner Stimme willkommen.“

Die Audienz dauerte drei Stunden. Hedin musste von seinen Reisen berichten und von den Ländern und Herrschern Europas. Dann erzählte der Taschi Lama von seinen Wanderungen zu den denkwürdigen Stätten des Buddhismus. Zum Schluss kam man auf die politische Stellung Tibets in Zentralasien zu sprechen. Hier stießen die Interessen dreier Großmächte - Russland, Großbritannien und China - zusammen, was Anlass zu ständigen Konflikten und Intrigen gab. Offenbar sah der Taschi Lama in dem ihm persönlich sympathischen Schweden einen neutralen, also ungefährlichen Gast, dem er gern gefällig sein wollte. So gab er ihm volle Freiheit, alles in der Klosterstadt anzusehen, zu zeichnen und zu photographieren. „Zum Abschied reichte der Taschi Lama mir beide Hände und sagte mir mit dem gleichen freundlichen Lächeln Lebewohl. Ob er sich selbst für eine Gottheit hielt, ich weiß es nicht; das eine ist jedoch gewiss, dass es ein edler und liebenswürdiger Mensch war, der mich nun mit seinem Blick verfolgte, bis sich die Tür hinter mir schloss.“

Hedin machte von der Erlaubnis zur Besichtigung aller Sehenswürdigkeiten reichlich Gebrauch. Täglich ging er im Kloster umher, zeichnete und photographierte. Er mischte sich unter die Pilger, die im Klosterhof den Segen des Taschi Lama erwarteten, und besuchte im großen Göttersaal die Novizen. Sogar in die Küche drang er ein, wo in einem riesigen Kupferkessel der Tee für die fast viertausend Mönche des Klosters bereitet wird.

Wie Hedin vermutet hatte, waren bald Emissäre aus Lhasa und chinesische Beamte am Werke, um ihn aus Schigatse zu vertreiben. Die herzliche Gastfreundschaft der ersten Wochen erkaltete langsam. Auch der Taschi Lama wurde unter Druck gesetzt und bat ihn, das Kloster nicht mehr zu besuchen. Da Hedin alles gesehen hatte, was ihn interessierte, war er durchaus bereit abzureisen. Aber er wollte keineswegs direkt nach Indien gehen, wie die Tibeter und Chinesen von ihm verlangten, sondern nach Westen, zur Quelle des Tsangpo, um noch einmal in die unbekannte Gebirgsregion einzudringen.

Nachdem er dem Taschi Lama seinen Dank und einen Abschiedsgruß gesandt hatte, verließ er Ende März Schigatse und zog über die Quelle des Brahmaputra zu dem heiligen See Manasarovar. Schon uralte religiöse Schriften der Inder berichten von ihm als dem „See der Götter“, und noch jetzt kommen jedes Jahr Tausende von Pilgern aus Indien, um an seinen Ufern zu baden und dadurch Vergebung ihrer Sünden zu erlangen. Er ist fast kreisrund; sein Durchmesser beträgt etwa 25 Kilometer. Im Süden erhebt sich der Doppelgipfel des Gurla Mandatta zu 7.700 Metern, über dem Nordufer thront der Kailas, der „Heilige Berg“. Auf ihm soll der Gott Siva in seinem Paradies wohnen. Von Zeit zu Zeit kommt er herunter und schwimmt dann als weißer Schwan über den See.

Hedin wollte eine genaue Karte des Seeufers aufnehmen und seine Tiefe messen. Zu diesem Zweck ließ er das Boot, das er mit sich führte, klarmachen. Doch die Tibeter warnten ihn dringend.

Ein so frevelhaftes Vorhaben müsse unfehlbar den Zorn des Seegottes erregen. Aber Hedin ließ sich nicht zurückhalten. Mit zwei Dienern machte er sich eines Abends auf die Fahrt. Nach sechzehn Stunden landeten sie am gegenüberliegenden Ufer. In kurzen Abständen nahm er Lotungen vor und gewann so ein genaues Profil des Seebodens. Statt des Zornes der Götter erlebte er beim Anbruch des Tages über dem heiligen See ein wundervolles Schauspiel: „Langsam verstreichen die Stunden der Nacht. Es dämmt schwach im Osten. Die Herolde des neuen Tages schauen über die Berge. Federleichte Wolken färben sich rosarot, und ihre Spiegelbilder auf dem See lassen uns glauben, dass wir über lauter Rosengärten dahingleiten. Dann treffen die ersten Sonnenstrahlen den Gipfel des Gurla Mandatta, er leuchtet in Purpur und Gold auf. Wie ein Mantel aus Licht gleitet der Widerschein an der Ostseite des Berges herab. Ein Wolkengürtel, der tiefer unten den Gurla Mandatta umschwebt, wirft seinen Schatten auf den Hang. - Jetzt geht die Sonne auf, funkelnd wie ein Diamant, und die ganze wunderbare Landschaft erhält Leben und Farbe. Millionen von Pilgern haben den Siegeszug des Morgens über den heiligen See erblickt, aber kein Sterblicher hat vor uns dies Schauspiel von der Mitte des Manasarovar aus gesehen.“

Einen Monat lang hielt sich Hedin am Ufer des heiligen Sees auf, um ein genaues geographisches Bild seiner Umgebung zu gewinnen. Aber in der Nähe lockte noch ein anderes Problem: die Quelle des Indus. Schon Alexander der Große hatte ihn auf seinem Zug nach Indien kennengelernt. Er hielt ihn zunächst für den Oberlauf des Nil, da er vom Indischen Ozean nichts wusste und weil es hier Krokodile gab, die er nur aus Ägypten kannte. „Aber bald wurde ihm klar“, schreibt Hedin, „dass die beiden Erdteile durch ein Weltmeer getrennt wurden und dass der Indus seine Fluten in dieses Meer ergoss ... Es war nicht die Quelle des Nil, die er entdeckt hatte, sondern die des Indus. Aber auch dies war ein Irrtum, denn Alexander wusste nichts von dem Hunderte von Kilometer langen Oberlauf des Flusses, und es sollte mehr als 2.200 Jahre dauern, ehe die wirkliche Quelle des Indus entdeckt wurde!“ - „Den Mund, aus dem der Löwenfluss kommt“ nennen die Tibeter den Ort, wo unter einer flachen Felsplatte vier Quelladern hervortreten und sich zu einem Bach vereinigen. Hedin war der erste Europäer, der an der wirklichen Quelle des Indus stand, und er fühlte sich in diesem Augenblick durchaus als legitimer Nachfahre des großen Königs, dessen Spuren er auf seinen früheren Reisen schon oft gefolgt war.

Noch einmal wandte er sich jetzt in das Bergmassiv des Transhimalaja. Im September hatte er den Gebirgszug zum fünften Male überschritten, dessen Verlauf und innere Struktur sich ihm mehr und mehr entschleierte. Wieder wollten die Tibeter ihn aufhalten. Hedin verkleidete sich als Schafhirt und übte sich eifrig in der tibetanischen Hirtensprache.

Mehrere Wochen lang ging es gut, aber dann wurde er erkannt und gefangen. Doch jetzt war er bereit, über Schigatse nach Indien abzureisen. „Dieser Weg war mir noch unbekannt. Im übrigen war ich reisemüde, ich glaubte, jetzt von Tibet genug zu haben, und sehnte mich danach, auf dem kürzesten Weg nach Hause zu kommen.“

Die Engländer in Indien hatten mit sportlichem Interesse verfolgt, wie er allen Verboten Lord Morleys zum Trotz seine Pläne durchgeführt hatte. Als er jetzt in Simla ankam, empfingen sie ihn wie einen Triumphator. - Hier fand er auch eine Einladung der Geographischen Gesellschaft in Tokio vor, die ihn bat, auf der Heimreise nach Japan zu besuchen. In Kobe, Yokohama und Tokio musste er Vorträge halten; an allen Orten wurde ihm ein großartiger Empfang zuteil, über Korea erreichte er die sibirische Bahn. Im Februar 1909 traf er nach einer Abwesenheit von drei Jahren und drei Monaten in Stockholm ein.

Wiederum ergießt sich eine Flut von Einladungen zu Vortragsreisen über Hedin. Er stöhnt manchmal darüber und meint, die Reden, Festlichkeiten und Reisen seien anstrengender als die schlimmsten Strapazen in Asien. Aber im Grunde ist er auch hierbei durchaus in seinem Element,

denn er hat jetzt das errungen, wovon er als Knabe träumte: den weltweiten Ruhm. Er gilt jetzt unbestritten als der berühmteste Entdeckungsreisende seiner Zeit und als bester Kenner Innerasiens. In Berlin sprach er vor einer glänzenden Gesellschaft in der Königlichen Oper; unter den Anwesenden waren Kaiser Wilhelm und die Kaiserin, der Reichskanzler und Generalstabschef Moltke. In Wien empfing ihn der alte Kaiser Franz Joseph, in Rom Papst Pius X. In London, wo er vor der Geographischen Gesellschaft einen Vortrag hielt, schloss er unter dem brausenden Beifall der Zuhörer Freundschaft mit seinem alten Gegner, dem Staatssekretär für Indien Lord Morley.

Der wachsende Ruhm brachte ihm auch Kritiker und Neider. Manche warfen ihm Eitelkeit vor. Gewiss hat er in seinen Büchern manchmal kräftige Worte gebraucht, um die Bedeutung seiner Entdeckungen ins richtige Licht zu setzen. Aber das ist das Recht jedes Forschungsreisenden. Für Hedin gehört nun einmal - ähnlich wie für Alexander von Humboldt - die Entschleierung des Antlitzes der Erde zu den großen Angelegenheiten der Menschheit, von denen man nicht eindringlich genug reden kann. Hedins Landsmann Kjellen meint dazu: „Man spricht nicht leise, wenn man gewohnt ist, Tibet zum Hörsaal zu haben und den Himalaja und seinesgleichen als Zuhörer.“

Ein Volk in Waffen

Für Tagesfragen der Politik hatte Hedin sich bisher nicht sonderlich interessiert. Aber seine ständige Beschäftigung mit den Problemen Asiens führte ihn immer wieder auf die Frage der Beziehungen dieses Kontinentes zu Europa. Da versetzten ihn besonders die wachsenden Rüstungen Russlands in Sorge. Unter dem Titel „Ein Warnungsruf“ ließ er eine Schrift erscheinen, die bald in einer Million Exemplaren in Schweden verbreitet war. Er gab darin eine Analyse der politischen Lage in Europa und zeigte die akute Gefahr für sein Heimatland auf, wenn es keine kraftvolle Verteidigung besitzt. „Ist Schweden in starker und kluger Weise gerüstet“, schrieb er, „so zaudert jeder Feind vor einem Angriff, der ihm vielleicht mehr Kosten als Freude machen würde. Daher ist das Verteidigungswesen eine Schutzwehr dauernden Friedens, während Abrüstung zum Kriege herausfordert.“

Hedin wusste, dass seine Stimme mehr Gewicht hatte als die eines beliebigen Privatmannes. Es war ihm klar, dass dieser Schritt ihn die Freundschaft des Zaren und vieler seiner russischen Freunde kosten würde. Schon wenige Monate nach dem Erscheinen der Schrift strich ihn die Russische Geographische Gesellschaft aus der Liste ihrer Mitglieder. - Auch in zahlreichen öffentlichen Vorträgen trat Hedin für seine Überzeugung ein. Eine Flut von Briefen war die Folge. Viele waren zustimmend, einige aber auch erbittert ablehnend. Ein Anonymus schrieb: „Ich wünschte, der Russe erwischte Sie und machte Hackfleisch aus Ihnen, denn das haben Sie nachgerade durch Ihre vaterlandsverräterische Tat verdient. Sie sind ein Lump, der uns in jeder Weise Krieg mit Russland auf den Hals ziehen will.“ Ein zweideutiges Telegramm lautete: „Fahr nach Asien. Ein Bewunderer.“ Aber all das konnte Hedin nicht abschrecken. Er hielt es für seine Pflicht, den Wehrwillen seines Landes zu stärken.

Der Sommer des Jahres 1914 brachte die Katastrophe, die Hedin schon lange hatte herannahen sehen. „Als der Weltkrieg ausbrach, gebot mir mein Gewissen und mein Zugehörigkeitsgefühl zum Stamm der Germanen, mich unbedingt auf die Seite Deutschlands zu stellen.“ An anderer Stelle fährt er fort: „Es war klar, dass die ganze politische und wirtschaftliche Entwicklung für viele Jahrzehnte durch den Ausgang dieses Weltkrieges bestimmt werden würde. Mich ergriff daher ein unbezwingliches Verlangen, den Krieg aus der Nähe zu sehen, in der Feuerlinie. Den modernen

Krieg auf dem Schlachtfeld kennenzulernen ist eine wertvolle Erfahrung. Man lernt wenigstens, den Krieg als solchen zu verabscheuen.“

Von der deutschen Obersten Heeresleitung erhielt Hedin die Genehmigung, von September bis November die Westfront zu besuchen. Er berichtet darüber in dem Buch „Ein Volk in Waffen“, das durch den Verlag Brockhaus rasch in einer Riesenaufgabe verbreitet wurde. Das Honorar für die Volksausgabe stellte Hedin dem deutschen Roten Kreuz zur Verfügung. - Im nächsten Jahr reiste er an die Ostfront und schrieb darüber das Buch „Nach Osten“. 1916 besuchte er die asiatischen Kriegsschauplätze: Mesopotamien, Syrien und Palästina. Doch waren es hier weniger die kriegerischen Unternehmungen, die ihn interessierten, als vielmehr die Länder, Völker und Altertümer des vorderen Orients. In den Büchern „Bagdad - Babylon - Ninive“ und „Jerusalem“ hat er von diesen Fahrten berichtet.

Durch sein Eintreten für Deutschland verlor er nun auch alle seine Freunde in England und Frankreich. Im März 1915 wurde sein Name aus der Ehrenliste der Geographischen Gesellschaft in London gestrichen. Hedin bemerkt dazu: „Wenn ich in dem Augenblick, als man mich zum Ehrenmitglied der berühmten Gesellschaft wählte, gewusst hätte, dass der Titel Verpflichtungen enthält, in einem Krieg stets an Englands Seite zu stehen, dann hätte ich die Auszeichnung höflich, aber bestimmt abgelehnt.“

Auch im eigenen Lande fand Hedin während der Kriegszeit manche neue Gegner. Man kramte wieder die alten Vorwürfe gegen ihn aus, den Adel und die vielen Orden, und als neuesten die Behauptung seiner angeblich jüdischen Abstammung. Hedins Schwester Alma bemerkt dazu: „Der schlimmste Vorwurf, den sie ihm zu machen glauben, ist der: er sei ein Jude. Sven ist zu ¹⁵/₁₆ Germane. Das jüdische Erbe, das er von dem Urgroßvater seiner Mutter empfangen hat, ist sicher nichts Tadelnswertes.“

Der Zusammenbruch der Mittelmächte im Jahre 1918 erschütterte Hedin so tief, als hätte er sein eigenes Vaterland betroffen. Er war ein aufrichtiger Freund Deutschlands, und sein konservativer Sinn ließ ihn von dem Sturz vieler Fürstenthronen und der grundlegenden Umgestaltung des europäischen Staatengefüges nichts Gutes erwarten. Auch schien ihm der Weg zu einer neuen Forschungsreise nach Innerasien nun auf lange Zeit versperrt. So verbrachte er die folgenden Jahre meist zu Hause in stiller Arbeit an dem großen Werk über seine letzte Expedition.

Mehr zur Ablenkung als aus Forscherdrang reiste er Anfang 1923 in die Vereinigten Staaten, über Europa lagen damals die dunklen Schatten der Ruhrbesetzung. Hedin suchte eine freiere Atmosphäre und neue Eindrücke. In eine eigentliche Vortragstournee ließ er sich nicht einspannen, aber an vielen Orten musste er doch über seine Reisen und sein Leben berichten. Als Geographen interessierten ihn die großartigen Bildungen der Natur wie der Gran Cañon im Staate Colorado und die Landschaft Kaliforniens, über Japan und die Sowjetunion kehrte er in die Heimat zurück. In dem Buch „Von Peking nach Moskau“ hat er seine Eindrücke geschildert. Manche Kreise versuchten jetzt, ihn als Bolschewistenfreund zu verdächtigen. Hedin hatte vom zaristischen Russland viel Förderung erfahren, an die er mit Dankbarkeit zurückdachte. Das russische Volk behielt auch weiterhin seine Sympathie. Den neuen Herrschern stand er sehr skeptisch gegenüber, aber er verschwieg nicht, dass ihm vieles, was er jetzt in Russland gesehen hatte, auf einen neuen Aufstieg zu deuten schien: „Ob unter Großfürsten, Zaren oder Kommissaren, dieses gewaltige Reich ändert seinen Charakter nicht; denn dieser ist bedingt durch die geographische Lage, durch die Volksseele, die trotz allem unveränderlich bleibt, durch die Hilfsquellen und Bedürfnisse des Landes ... Das Russland der Zukunft wird auf dem Grund aufgebaut werden, den die blutigen Umwälzungen der letzten Jahre gelegt haben. Dem slavischen Boden entspringt die neue Entwicklung, und auf dem Wege der Evolution schreitet Russland vorwärts zu neuer Macht und Größe.“

Auf allen früheren Expeditionen war Hedin allein gereist, das heißt als einziger Europäer mit einer wechselnden Zahl von eingeborenen Dienern. Diese Art zu reisen entsprach zutiefst seinem Temperament. Hier war er allein der Herr, der über alles zu bestimmen hatte, der niemandem Rechenschaft schuldig war, wenn er seinen Reiseplan änderte oder ganz umstieß. Auf diese Weise erlebte er all die großen und kleinen persönlichen Abenteuer, die dann seinen Reisebeschreibungen Leben und Farbe gaben. In späteren Jahren wurde er sich aber klar darüber, dass diese Reisetchnik für ernsthafte wissenschaftliche Forschung eigentlich schon überholt war. Einem so universalen Geist wie Alexander von Humboldt war es hundert Jahre früher noch möglich gewesen, alle wissenschaftlichen Disziplinen zu überschauen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts hatte sich aber die Wissenschaft immer mehr spezialisiert. Der einzelne Forscher war jetzt kaum imstande, sein eigenes Fachgebiet restlos zu beherrschen. Immer häufiger wurden darum Expeditionen, an denen mehrere Fachgelehrte teilnahmen. Auch Hedin hatte den Ehrgeiz, noch einmal an der Spitze eines solchen Unternehmens zu stehen. Es gelang ihm, mit Unterstützung der chinesischen Regierung eine große Expedition auszurüsten, die ihn in den Jahren 1929 bis 1935 wieder in sein altes Arbeitsgebiet Ostturkestan führte. Mehr als zwanzig Mitarbeiter, Schweden, Deutsche und Chinesen, begleiteten ihn, darunter Vertreter aller wichtigen Einzelgebiete der geographischen Forschung. Die kartographische Aufnahme des Reiseweges der Hauptkarawane übernahm Hedin selbst. Der große Stab der Mitarbeiter wurde in Gruppen aufgeteilt, die eigene Wege gingen. So konnte vor allem die Kenntnis von der Topographie der Wüste Gobi wesentlich erweitert werden. Die Prähistoriker entdeckten mehr als hundert Wohnplätze aus der jüngeren Steinzeit mit 17.000 Fundgegenständen. Der deutsche Meteorologe Dr. Hauge ließ Pilotballons bis in die Stratosphäre steigen und gewann wertvolle Erkenntnisse über die Luftzirkulation Innerasiens. - Im Anschluss an diese Expedition übernahm Hedin noch den Auftrag der chinesischen Regierung, zwei Autostraßen abzustecken, die das eigentliche China mit Ost-Turkestan verbinden und auf dem Weg der alten Seidenstraße schließlich Anschluss bis nach Europa finden sollten.

Die Expedition der Jahre 1928 bis 1935 war das letzte große Unternehmen Hedins, bevor durch den zweiten Weltkrieg und die Nachkriegsereignisse Innerasien für die internationale Forschung gänzlich verschlossen wurde. Er hat auf ihr mit seinen Mitarbeitern ein ungleich größeres Beobachtungsmaterial zusammengetragen als auf seinen früheren Reisen. Diese größte von allen Expeditionen war ein würdiger Abschluss seiner Forschertätigkeit in Asien. Im Bewusstsein der Öffentlichkeit wird Hedins Name aber mehr mit seinen früheren Reisen verbunden bleiben, in denen er allein auf abenteuerlichen Fahrten die letzten unbekanntesten Gebiete Innerasiens durchzog.

Auch im zweiten Weltkrieg waren Hedins Sympathien eindeutig auf deutscher Seite. Er hatte den militärischen Wiederaufstieg Deutschlands begrüßt, weil er darin ein Bollwerk für Europa gegen die Gefahr aus dem Osten sah, das auch seinem Lande Schutz bieten konnte. Schon 1935 und im folgenden Jahr kam er nach Berlin, um das neue Deutschland kennenzulernen und Material für ein Buch zu sammeln. Manches in der Anfangszeit der nationalsozialistischen Herrschaft fand seinen Beifall. Er scheute sich jedoch nicht, Kritik zu üben, wo ihm dies notwendig erschien, so besonders in der Frage der Judenverfolgungen, des Kampfes gegen die Kirchen und der Unterbindung der freien Wissenschaft. Das Manuskript seines Buches wurde bei Brockhaus Kapitel für Kapitel ins Deutsche übersetzt und sollte bald erscheinen. Da schaltete sich plötzlich das Propagandaministerium ein und bemühte sich, Hedin klarzumachen, dass solche kritischen Ausführungen auch von einem befreundeten Ausländer nicht geduldet werden könnten. Man legte

ihm nahe, die beanstandeten Stellen zu streichen oder auf die Veröffentlichung zu verzichten. Hedins Antwort war eindeutig: „Vor meinem Gewissen habe ich bis jetzt niemals kapituliert und werde es auch diesmal nicht tun. Deshalb wird nichts gestrichen... Ich akzeptiere also die zweite Alternative: das Buch wird in Deutschland nicht erscheinen.“ Unter dem Titel „Deutschland und der Weltfrieden“ kam es jedoch im Jahre 1937 in Schweden heraus.

Der letzte Entdeckungsreisende

Hedin starb am 26. November 1952 im Alter von siebenundachtzig Jahren in Stockholm. Mit ihm ging einer der letzten von den alten großen Männern Europas dahin, deren Lebensarbeit noch tief im neunzehnten Jahrhundert wurzelte und doch bis in unsere Gegenwart lebendig blieb.

Als er geboren wurde, war der größte Teil von Innerafrika noch gar nicht entdeckt. In Zentral- und Nordasien waren Gebiete von fast gleichem Umfang der europäischen Forschung verschlossen. Die Arktis hatte man nur am Rande berührt, im Inneren Australiens und im tropischen Südamerika waren weite Strecken noch ganz unbekannt.

Jetzt sind diese weißen Flecken mit wenigen Ausnahmen von der Landkarte verschwunden. Gewiss wird die Detailforschung auch in Zukunft noch manche Überraschungen bringen. Aber in den wesentlichen Zügen ist das Antlitz der Erde heute entschleiert, bedeutsame geographische Entdeckungen alten Stils sind nicht mehr zu erwarten. Damit ist eine entscheidende Epoche in der Geschichte unseres Planeten beendet: das Zeitalter der Entdeckungen. In der Liste der großen Forscher, deren Namen mit diesen ruhmvollen Eroberungen für immer verbunden sind, ist Sven Hedin der letzte.

Es ist für den Menschen unserer Tage nicht leicht, sich das geographische Raumgefühl vergangener Jahrhunderte zu vergegenwärtigen, als große Teile der Erdoberfläche noch unerforscht waren. Eine magische Anziehungskraft ging von solchen Gebieten aus. Was lag wohl jenseits dieser Grenzen der bekannten Welt? Gab es dort Gebirge und Ströme von ungeahnten Ausmaßen, Wüsteneien oder fruchtbare Landschaften? Gab es dort Menschen, wie man sie noch nicht kannte? Waren es Wilde oder Kulturvölker mit fremdartigen Sitten, Gewohnheiten und Künsten? Zahllose Menschen setzten Vermögen, Gesundheit und ihr Leben aufs Spiel, um den Schleier zu lüften. Das Bild der Erde und das Bild des Menschen, beide mussten unvollständig bleiben, solange diese Rätsel nicht gelöst waren.

Hedin war diesem Zauber der Terra incognita schon in seinen Jugendtagen verfallen. Seitdem er sich die Erforschung Innerasiens zum Lebensziel gesetzt hatte, kannte er keine Ruhe. Er besaß eine gute Portion Ehrgeiz. Kein anderer sollte ihm zuvorkommen. Zum wirklichen wissenschaftlichen Forschungsreisenden freilich, das hatte er auf seiner ersten Asienfahrt deutlich empfunden, fehlte ihm damals noch so gut wie alles. Richthofen hatte ihm nahegelegt, nicht nur ein flüchtiges Studium zu absolvieren, sondern sich gründlich mit allen Zweigen der erdkundlichen Wissenschaft und den Methoden der Forschungsarbeit vertraut zu machen. In ganz ähnlicher Lage hatte einst der junge Alexander von Humboldt ein volles Jahrzehnt darangesetzt, sich bis ins letzte für seine Lebensarbeit wissenschaftlich vorzubereiten. Hedin aber konnte diese entsagungsvolle Geduld nicht aufbringen. So sehr er seinen großen Lehrer Richthofen verehrte, der ihn nicht nur auf die Bahn des Entdeckers, sondern des wissenschaftlichen Forschers führen wollte, sein ungestümer Drang in die Ferne war stärker. „Ich war dieser Forderung nicht gewachsen“, schreibt er im Alter. „Ich war zu früh auf die wilden Wege Asiens hinausgekommen, ich hatte zuviel von der Pracht und Herrlichkeit des Orients, von der Stille der Wüsten und der Einsamkeit der langen Wege verspürt. Ich konnte mich mit dem Gedanken nicht befreunden, wieder für längere Zeit auf der Schulbank zu sitzen.“

Man wird heute im Blick auf Hedins ganzen Lebensweg kaum bezweifeln können, dass diese Entscheidung richtig und fruchtbar war, sowohl für ihn selbst wie für die Wissenschaft. Er war seinem Temperament und seiner Veranlagung nach prädestiniert zum Pionier und Entdecker, nicht zum wissenschaftlichen Forscher am Schreibtisch oder auf dem Lehrstuhl einer Universität. Als man ihm nach seiner dritten großen Asienexpedition eine Professur für Geographie in Stockholm anbot, empfand er das als eine tolle Zumutung und lehnte entsetzt ab: „Danke schön, ich würde vor Ausgang des ersten Jahres vor Langeweile sterben! Nein, unsere Jahre und unsere Freiheit können wir besser verwenden.“

Der freien Feldforschung galt seine Liebe. Ihr hat er sich in den fünf Jahrzehnten, über die sich seine Asienreisen erstrecken, mit leidenschaftlicher Hingabe gewidmet und dabei Unvergleichliches geleistet. Allein in den Routenaufnahmen, die viele Tausende von Kilometern seiner Karawanenwege mit den Details eines Messtischblattes kartographisch festlegten und durch zahllose Höhenmessungen und astronomische Ortsbestimmungen ergänzt wurden, steckt eine unvorstellbare Arbeitsleistung. Dazu kommen seine systematischen Untersuchungen der Seen Innerasiens, sorgfältige klimatologische Beobachtungen durch viele Jahre sowie umfassende Sammlungen von Gesteinen, Pflanzen, Tieren und Altertümern.

über die eigentlichen Forschungsergebnisse seiner großen Expeditionen gab Hedin jedesmal ein wissenschaftliches Werk heraus. Zur Auswertung des Beobachtungsmaterials zog er einen Stab von Fachgelehrten in der Heimat heran. Der Umfang dieser Veröffentlichungen stieg von Reise zu Reise gewaltig an. Sein erster Forschungsbericht fand noch im Ergänzungsheft einer deutschen Fachzeitschrift Raum. Aber schon das Werk über die zweite Reise „Scientific Results of a Journey in Central Asia“, wuchs auf sechs Text- und zwei Atlasbände an. - „Southern Tibet“ ist der Titel der dritten großen wissenschaftlichen Veröffentlichung, die insgesamt zwölf Bände umfasst, davon drei Atlanten. Seit 1936 schließlich erscheint das gewaltige Sammelwerk über die Gemeinschaftsexpedition der Jahre 1928 bis 1935, das rund fünfzig Bände umfassen soll, aber auch heute noch nicht vollständig vorliegt.

Neben diesen der Wissenschaft dienenden Werken stehen die erzählenden Reiseberichte, die sich an ein breiteres Publikum wenden. Sie sind bei Hedin keineswegs - wie bei vielen anderen Reisenden - eine Volksausgabe seiner wissenschaftlichen Werke, auch nicht eine bloße Nebenfrucht seiner eigentlichen Forschungen. Er verfolgt mit ihnen ein durchaus eigenes Ziel, das ihm wohl ebenso wichtig ist wie seine wissenschaftlichen Bemühungen. Den Menschen zu Hause, die nicht das Glück hatten, gleich ihm Asien aus eigener Anschauung zu erleben, will er ein eindringliches Bild dieser bunten und vielgestaltigen Welt geben. Sein Ehrgeiz ist die große Reisebeschreibung klassischen Stils, das Epos des letzten Entdeckungsreisenden, das den Leser unmittelbar die Entschleierung der Terra incognita miterleben lässt.

Seine Schilderungen sind lebendig und farbig. Alle Erscheinungen der Natur und des Menschen werden mit gleicher Liebe und Darstellungskraft behandelt. Wir erleben mit ihm den Aufruhr der Natur bei einem Sandsturm in der Wüste oder die furchtbare Gewalt eines Schneesturms auf dem tibetanischen Hochland. Er lässt uns teilnehmen an den Freuden und Strapazen des Karawanenlebens und an seinen Abenteuern mit freundlichen und feindlichen Asiaten. Hedin ist ein Meister in der Behandlung der Eingeborenen. Stets achtet er ihre Sitten und religiösen Gefühle. Auch in scheinbar aussichtslosen Situationen entwickelt er erstaunliche diplomatische Fähigkeiten, und es gelingt ihm fast stets, sein Ziel zu erreichen. Von seinen Dienern verlangt er viel, aber immer ist er ihnen ein wohlwollender patriarchalischer Herr. Jede Arroganz des Europäers ist ihm fremd. Oft gibt er ihnen als Anerkennung für besondere Leistungen ein Fest oder einen Schmaus, und immer entlohnt er sie weit über das vereinbarte Maß hinaus. Dafür setzen sie sich auch bis

zum Äußersten für ihn ein, und wenn am Ende einer Reise die Karawane aufgelöst werden muss, gibt es für beide Teile ein wehmütiges Abschiednehmen.

Die gleiche Anhänglichkeit empfindet Hedin gegenüber den Tieren, die ihn auf seinen Reisen begleiten. Mit einem Kamel, das ihn monatelang durch die Wüste getragen hat, kann er sich befreunden wie mit einem Menschen. Der Tod seines kleinen Ladakischimmels, mit dem er lange Zeit über die eisigen Hochflächen Tibets gezogen war, erschüttert ihn wie der Verlust eines guten Kameraden.

Hedin nimmt die Welt vor allem durch das Auge auf. Seine Naturbeschreibungen wirken oft wie buntfarbige Aquarelle, wenn er die Linien und Stimmungen einer Landschaft im Wechsel der Tages- und Jahreszeiten malt oder die Pracht eines Sonnenuntergangs in der Wüste schildert. Aber das Wort allein ist ihm nicht genug. Schon auf seinem ersten Streifzug durch Persien hielt er seine Eindrücke in einer großen Anzahl von Skizzen fest, und auf den späteren Reisen hat er sein Zeichentalent weiter entwickelt. Auch brachte er stets viele Hunderte von Photos mit nach Hause. Beim Erscheinen seiner ersten Bücher vor fünfzig Jahren waren sie als dokumentarisches Anschauungsmaterial aus einer bisher verschlossenen Welt eine Sensation. Heute, da wir aus Bildbüchern und Filmen technisch und künstlerisch weit Vollkommeneres kennen, erscheinen sie matt und blass. Umso mehr wirken auf uns die Bilder von Hedins eigener Hand, die Zeichnungen von Karawanenszenen, Volkstypen, und Bauwerken, dazu seine Aquarelle, auf denen die Landschaften Innerasiens und der Zauber orientalischer Stadtbilder mit leuchtenden Farben lebendig werden.

Im Jahre 1898 bot Hedin das Manuskript zu seinem Buch „Durch Asiens Wüsten“ dem Verlag Brockhaus in Leipzig an. Albert Brockhaus, der Chef dieses damals schon berühmten Verlagshauses, war bereit, das Werk herauszubringen und bot ein Honorar von siebentausend Mark. Hedin, der nach dem triumphalen Empfang in den Hauptstädten Europas den Wert seines Namens jetzt nicht gering ansetzte, verlangte zehntausend. Brockhaus schlug ein mit der Bemerkung: „Ihrer persönlichen Liebeshwürdigkeit wegen.“

Damit begann eine freundschaftliche Verbindung, die bis zum Tode von Albert Brockhaus währte und beiden Partnern reichen menschlichen und geschäftlichen Gewinn brachte. Das von Susanne Brockhaus herausgegebene Buch „Sven Hedin und Albert Brockhaus. Eine Freundschaft in Briefen zwischen Autor und Verleger“ ist ein schönes Dokument dieser Verbindung zweier bedeutender Männer. Brockhaus sah von Jahr zu Jahr deutlicher, dass er in dem Schweden den erfolgreichsten Reiseschriftsteller seiner Epoche gewonnen hatte. Und Hedin erkannte, dass er unter der freundschaftlichen Fürsorge des großen Verlegers für seine Bücher eine Heimat gefunden hatte, wie er sie sich nicht besser wünschen konnte.

Hedin war auch als Schriftsteller ein emsiger Arbeiter. Nachdem er den „Transhimalaja“ beendet hatte, schrieb er triumphierend an Brockhaus: „Ich habe ja das Unmögliche geleistet, ein Buch von zwei dicken Bänden in einhundertundsieben Tagen zu schreiben, und es ist gut geschrieben.“ - Gelegentlich stöhnt er in seinen Briefen an Brockhaus über die viele Arbeit am Schreibtisch, aber im Grunde war ihm das Berichten über seine Expeditionen ebenso Lebensbedürfnis wie das Reisen selbst; und zugleich war es neben den Vortragsreisen seine einzige Einnahmequelle. Er gesteht selbst im Alter: „Während fast fünfzig Jahren war meine persönliche Ökonomie wesentlich auf den Honoraren von Brockhaus aufgebaut.“ In den Jahren 1899 bis 1940 erschienen von ihm in deutscher Übersetzung bei Brockhaus achtundzwanzig Werke mit insgesamt sechsunddreißig Bänden, also fast jedes Jahr ein Band, wobei die gekürzten Ausgaben noch nicht einmal mitgezählt sind. Schon frühzeitig legte Hedin auch die Vermittlung der Verlagsrechte für andere fremdsprachige Ausgaben in die Hand von Albert Brockhaus, der seine weitreichenden

Verbindungen spielen ließ und erstaunliche Erfolge brachte. So konnte er von dem Transhimalaja-Werk noch vor dem Erscheinen der deutschen Ausgabe zehn Übersetzungen in anderen Sprachen sichern. Ähnlich war es bei dem Buch „Von Pol zu Pol“. Noch bevor das Werk in Leipzig fertig war, hatte er Verträge für elf Übersetzungen abgeschlossen, und fünfzehn weitere standen in Aussicht.

Viele von Hedin's Büchern erzielten hohe Auflageziffern und brachten ihm bedeutende Honorare. Trotzdem versichert er uns glaubhaft, dass er sich während der Zeit der großen Reisen aus seinen Einkünften als Schriftsteller niemals ein Vermögen hat ansammeln können. Jede neue Expedition wurde kostspieliger als die vorhergehende, und vor allem verschlangen die wissenschaftlichen Veröffentlichungen riesige Summen, die in einzelnen Fällen höher waren als die eigentlichen Reisekosten. Sie mussten kostbar ausgestattet sein, und der Preis wurde dadurch so hoch, dass nur wenige Bibliotheken und Institute sie kaufen konnten. Wohl bewilligte ihm der schwedische Reichstag meist eine Beihilfe für die Drucklegung, aber einen großen Teil der Kosten musste er selbst tragen. Klagend schreibt er einmal an Brockhaus: „Mein Werk ‚Southern Tibet‘ ruiniert mich gänzlich. Bis jetzt belaufen sich die Kosten auf dreihundertsiebenundsechzigtausend schwedische Kronen! Bezahlt sind einhundertachtzigtausend Kronen. Ich muss also zweihunderttausend Kronen haben, bevor das Resultat $x = 0$ ist. Den Preis haben wir schon auf siebenhundertfünfzig Kronen erhöht und steigen vielleicht nochmals, bevor alles vorliegt. Nur hundert Exemplare sind verkauft. Ich muss noch dreihundert Exemplare verkaufen, um gerettet zu sein. Was soll ich machen, um sie loszuwerden?“

Um solche und ähnliche Verpflichtungen abzudecken, hatte Hedin neben seinen Buchhonoraren nur noch eine Möglichkeit: die Vortragsreisen. In einer Zeit, in der der Film noch gar nicht und die illustrierten Zeitungen noch wenig über die entlegensten Länder berichteten, fanden die Vorträge berühmter Forscher eine viel breitere Resonanz als heute. Kein anderer Reisender übertraf Hedin an Popularität. In den großen geographischen Gesellschaften Europas war er durch Jahrzehnte der gesuchteste Redner, vor allem in Deutschland. Da er in seinen Vorträgen keineswegs nur abstrakte Wissenschaft bot, sondern immer wieder die großen Wunder der Natur und die Abenteuer des Entdeckers anschaulich zu machen verstand, zog er auch weit über den Kreis der Fachwissenschaft hinaus ein interessiertes Publikum an. Schon 1903 erhielt er ein Angebot, das ihm für fünfzig Vorträge in Amerika und zwanzig in England ein Honorar von hunderttausend Kronen zusicherte. Doch damals lehnte er stolz ab: „Geld verdient jeder reiche Spießbürger, aber kein anderer als ich kann meine wissenschaftliche Arbeit zu Ende führen, und es ist meine Pflicht sowohl gegen mich wie gegen mein Land, sie so gründlich und so gut wie möglich auszuführen. Sie wird immer bestehen bleiben, während das Geld zerrinnt.“

Später freilich war er nicht mehr so ablehnend, denn es wurde ihm klar, dass er die würdige Herausgabe seiner wissenschaftlichen Werke nur auf diesem Wege finanzieren konnte. 1909 schreibt er von einer Vortragsreise durch Deutschland aus Stuttgart: „Heute Abend habe ich den ersten öffentlichen Vortrag gehalten, vollgepfropft; er bringt sicher dreitausend Mark ein, denn die Eintrittspreise gingen bis zu sechs Mark hinauf. Ich halte es fast für eine Gaunerei, so viel Geld an sich zu raffen, nur damit man dasteht und sieben Viertelstunden etwas Auswendiggelerntes hersagt. Aber im übrigen mache ich mir kein Gewissen daraus, denn wenn die Menschen so verrückt sind, sechs Mark zu bezahlen, um mich eine Zeitlang angucken zu können, meinewegen!“ - Sogar noch als Siebzigjähriger entschloss sich Hedin im Jahre 1935 zu einer großen Vortragsreise, um Schulden aus seiner letzten Asienexpedition abzudecken. Es wurde eine tolle Jagd. Einhundertelf Vorträge hielt er in einundneunzig deutschen Städten, dazu neunzehn in den Nachbarländern. „In fünf Monaten legten wir eine Strecke von der Länge des Äquators zurück, dreiundzwanzigtausend Kilometer mit der Bahn und siebzehntausend Kilometer mit dem Auto.“

Als die glücklichste Zeit seines Lebens bezeichnet Hedin immer wieder die vielen Jahre, die er in der Einsamkeit Innerasiens zugebracht hat. Das rauschende Leben der großen Gesellschaft brauchte er nicht und vertrug es nie lange. Wenn er doch gelegentlich daran teilnahm, so nur, um seine eigentlichen Ziele zu fördern. Trotzdem gewann er eine Popularität und einen weltweiten Ruhm, wie er unter den geographischen Forschern wohl nur Alexander von Humboldt hundert Jahre früher zuteil wurde. Das Leben beider Männer weist bei recht verschiedenartigen Anlagen manche Parallelen auf. Beiden war ein ungewöhnlich langer und vom Schicksal begünstigter Lebensstap beschieden, den sie mit Leidenschaft der Erforschung der Erde widmeten. Frauenliebe spielte in ihrem Leben nie eine Rolle; Asien sei ihm durch Jahrzehnte Braut und Gattin gewesen, schreibt Hedin im Vorwort zu „Von Pol zu Pol“. Beide opferten ohne Zögern Vermögen oder Einkommen, um ihre Reisen durchzuführen und ihre wissenschaftlichen Werke in würdiger Form herauszubringen. Beide wollten nicht als Fachgelehrte totes Wissen anhäufen, sondern ein lebendiges Bild von den Wundern unseres Planeten geben. Wohl ist Humboldt der universalere und tiefere Geist. Jede einzelne Beobachtung und Erkenntnis ist ihm nur ein Baustein zu dem großen Gesamtbild der Natur, dem Kosmos.

Hedins Ziele sind vordergründiger und begrenzter. Er will als Erforscher der letzten großen Geheimnisse Innerasiens in die Geschichte eingehen und er will am Ende dieser Epoche noch einmal das gewaltige Epos der Terra incognita schreiben. Beide Ziele hat er erreicht. Millionen von Lesern in den vergangenen fünfzig Jahren verdanken seinen Büchern ihr Bild von den Wundern einer fernen Welt, von Not und Sorge, Glück und Triumph des Entdeckungsreisenden. Für sie alle verbindet sich mit dem Namen Hedin das großartige Bild von Land und Leben Innerasiens. „Es ist diese ganze seltsame und gewaltige Welt jener Wüsten, Steppen und Hochgebirge“, schreibt einer seiner deutschen Freunde, Georg Wegener, „die Sven Hedins eigenster Lebenshintergrund geworden sind, die ihm eine so großartige Entfaltung seiner Persönlichkeit gestattet, ihm so außerordentliches äußeres und inneres Leben gespendet haben. Diese Welt der endlosen Horizonte, der himmelragenden Gipfel, der erhabenen Einsamkeiten, der schimmernden Seen und Gletscher, mit ihrem fremdartigen, wilden und freien Leben, ihren rasenden Stürmen und schweigenden Sternnächten, ihren ursprünglichen Tieren und Vögeln, ihren rauhen Jägern und Räubern, ihren Hirten und psalmodierenden Mönchen, ihren verlockenden Rätseln und ihren stählenden Gefahren. Man fühlt aus jedem Wort, wie all das in seiner Seele lebt mit der Kraft einer leidenschaftlichen Liebe.“

Bemerkungen zur Literatur

Die Hauptwerke der einzelnen Schriftsteller sind in den vorstehenden Essays im Zusammenhang mit ihrem Lebenslauf aufgeführt und gewürdigt worden. Wir nennen hier noch einige biographische Werke, denen unsere Arbeit zu Dank verpflichtet ist und die auch den Leser weiterführen können, darüber hinaus einzelne moderne Neudrucke älterer, sonst schwer erreichbarer Reisewerke. - Zum ganzen Thema: Walter Behrmann, Die Entschleierung der Erde, Frankfurt 1948.

Marco Polo: Die klassische neuere Textausgabe mit hervorragendem Kommentar ist Henry Yule, The Book of Ser Marco Polo, 3. Auflage, in 2 Bänden herausgegeben von Henry Cordier, London 1903. - Eine neuere deutsche Ausgabe ist Hans Lemke, Reisen des Venezianers Marco Polo, Hamburg 1907; eine verkürzte Bearbeitung Albert Herrmann, Marco Polo. Am Hofe des Großkhans, 2. Auflage 1926.

Georg Forster: Wilhelm Langewiesche, Georg Forster. Das Abenteuer seines Lebens, Ebenhausen und Leipzig 1923. - Paul Zinke, Georg Forsters Bildnis im Wandel der Zeiten, Reichenberg i. B. 1925. - Ina Seidel, Das Labyrinth. Ein Lebensroman aus dem 18. Jahrhundert, Jena 1923. - Georg Forsters Sämtliche Schriften, 9 Bände, Leipzig 1843. - Ein Neudruck der »Ansichten vom Niederrhein...« erschien in Meyers Volksbücherei, Leipzig o. J.

Johann Gottfried Seume: Oskar Planer und Camillo Reissmann, Johann Gottfried Seume. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften, Leipzig 1898. - Gerhard Heine, Der Mann, der nach Syrakus spazieren ging. Das abenteuerliche Leben des Johann Gottfried Seume, Berlin 1940. - Einen Neudruck des »Spaziergangs nach Syrakus« gab Hermann Kasack 1941 im S. Fischer Verlag in Berlin heraus.

Alexander von Humboldt: Die zusammenfassende Würdigung seines Lebenswerkes, auch heute noch nicht überholt, ist K. Bruhns (Herausgeber) u. a., Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie, 3 Bände, Leipzig 1872. - Rudolf Borch, Alexander von Humboldt. Sein Leben in Selbstzeugnissen, Briefen und Berichten, Berlin 1948. - Von Humboldts Reiseberichten, den „Ansichten der Natur“ und Auszügen aus dem „Kosmos“ liegen zahlreiche Neudrucke vor.

Fürst Pückler: Ludmilla Assing, Fürst Hermann von Pückler-Muskau. Eine Biographie, 2 Bände, Hamburg und Berlin 1873 und 1874. - Fürst Pückler, Briefe und Tagebücher. Herausgegeben von Ludmilla Assing. 9 Bände, Hamburg und Berlin 1873-1876. - August Ehrhard, Fürst Pückler. Das abenteuerreiche Leben eines Künstlers und Edelmannes, Berlin und Zürich 1935.

Fridtjof Nansen: Die meisten der deutschen Ausgaben von Nansens Werken sind im Verlag von F. A. Brockhaus erschienen. Eine gekürzte Neuausgabe des Buches „Auf Schneeschuhen durch Grönland“ gab der Safari-Verlag in Berlin 1942 heraus. Drei Biographien, denen auch mehrere Nansen-Zitate entnommen wurden, ist unsere Darstellung zu Dank verpflichtet. Es sind dies: Fritz Wartenweiler, Fridtjof Nansen, Zürich und Leipzig 1930. - Paul Wetterfors, Fridtjof Nansen, Dresden 1934. - Jon Sörensen, Fridtjof Nansens Saga, Hamburg 1942.

Sven Hedin: Alma Hedin, Mein Bruder Sven, Leipzig 1925. - Sven Hedin, Mein Leben als Entdecker, Leipzig 1928. - Sven Hedin und Albert Brockhaus, Eine Freundschaft in Briefen zwischen Autor und Verleger, Leipzig 1942. - Sven Hedin, Große Männer, denen ich begegnete, 2 Bände, Wiesbaden 1951 und 1952. - Die zahlreichen deutschen Ausgaben der großen Reisewerke Hedins sind im Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig in den Jahren 1899 bis 1940 erschienen, mehrere Neudrucke nach 1945 bei Eberhard Brockhaus in Wiesbaden.